Lou Andreas-Salomé

Menschenkinder




UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY



Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für den Einband 1 Mark

	Geheftet
Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Aufl.	M. 3.50
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Auflage.	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	M. 2.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Auflage.	M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 2. Auflage.	M. 2.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Auflage.	M. 3.50
Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sunn'schein. 2. Auflage.	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	M. 3.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman.	M. 3.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
—„— Die säende Hand. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
Bülow, Frieda v., Kara. Roman.	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen.	M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 5. Auflage.	M. 3.—
—„— Margarete. 5. Auflage.	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	M. 2.—

	Geheftet
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen.	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung. Roman.	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage.	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 12. Aufl.	M. 3.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 13. Aufl.	M. 3.50
—„— Felix Notvest. Roman. 7. Auflage.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	M. 3.50
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	M. 1.—
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage.	M. 3.50
—„— Novellen vom Gardasee. 3. Auflage.	M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Der Gewaltigste. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Auflage.	M. 2.50
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 2. Auflage.	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. Roman. 9. Auflage.	M. 4.—
—„— Arme Mädchen. Roman. 8. Auflage.	M. 4.—
—„— Spitzen. Roman. 7. Auflage.	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Aufl.	M. 3.—

	Geheftet
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen.	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage.	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck.)	M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage.	M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch.	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Historischer Roman.	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe.	M. 4.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe.	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe.	M. 4.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe.	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe.	M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman.	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 7. Aufl.	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	M. 2.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage.	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage.	M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman. 5. Auflage.	M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 66. Aufl.	M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 24. Auflage.	M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 48. Auflage.	M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 27. Aufl.	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 25. Auflage.	M. 2.—
—„— Es war. Roman. 33. Auflage.	M. 5.—
Telman, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	M. 3.—

	Geheftet
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage.	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage.	M. 3.50
—„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage.	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage.	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Villa Maria. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 12. Auflage.	M. 4.—
Worms, Karl, Du bist mein. Zeitroman.	M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman.	M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen.	M. 3.—



Menschenkinder



Novellensammlung

von

Lou Andreas-Salomé

Zweite Auflage



Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinem Mann

Inhalt







Vor dem Erwachen

Die Waggonfenster sind von der Januarkälte so beschlagen, daß man das Hereindämmern des Morgens kaum gewahr wird. Die Eisfiguren auf den Scheiben färben sich bläulich, und auf dem schmalen Gange, der in dem Waggon des Harmonikazuges an den Einzelcoupés entlang läuft, hört man von Zeit zu Zeit den kleinen Kellnerjungen mit klirrenden Tassen aus dem Küchenraume vorübereilen.

Von den drei Insassen des Coupés erster Klasse hat nur die alte Dame ihre Morgentoilette schon beendet und sitzt, frisch gekämmt und gebürstet, stramm aufgerichtet da, während sie mit schlecht verhehltem Interesse das Paar ihr gegenüber beobachtet. Der Herr, der, gleich ihr, ausgestreckt gelegen, und, gleich ihr, keinen Schlummer gefunden hat, sucht die Schnallriemen der Reisedecke hervor und holt aus dem Netzwerk eine Krücke und einen Fellfußsack, wobei ihm sein steifes Bein sichtlich zu schaffen macht. Er ist halb gelähmt, und sie kommen aus dem Süden: so viel hat die alte Dame am Abend vorher den Worten der Tochter entnommen, die sich in der Fensterecke wie ein Knäuel zusammengerollt und in einer fast unmöglichen Lage, worin jeder sich den Hals verrenkt hätte, augenscheinlich vortrefflich geschlafen hat.

Das intelligente Gesicht des Vaters, das angenehm und vornehm aus der Umrahmung ergrauenden Haupthaares und Bartes herausschaut, wird ganz Liebe und Güte, als er jetzt sanft die Schlummernde weckt: „Edith! Wir sind gleich in Büchen!"

Sie hebt ihre schlafroten Wangen vom Luftkissen, streckt sich, fröstelt, gähnt und lacht ihn an.

„Hast du geruht?" fragt sie, und schält sich aus der großen getigerten Reisedecke, „— du, die Sachen da, die pack' ich."

„Du mußt dich noch selber zurechtmachen," bemerkt er, indem er ihr ein Necessaire mit Toilettenutensilien reicht, setzt sich aber doch hin und läßt die Sachen liegen, „die Wascheinrichtung ist ganz am Ende des Ganges."

Sie schüttelt den Kopf und, ganz schlank und schmiegsam, bewegt sie sich gewandt im engen Raum und verschnürt die zwei großen Plaidbündel.

„Dort ist es gewiß schauerlich; begossen, verbraucht, eingeräuchert," erwidert sie mit einem fragenden Blick auf die frisch gebürstete Dame.

Diese nickt.

„Sie sind ja überdies für heute bald am Ziel Ihrer Reise. Lübeck?" fragt sie ihrerseits.

„Ich, ja. Mein Mann fährt aber noch heute nach Hamburg weiter," antwortet Edith.

Die Augen der alten Dame vergrößern sich unnatürlich und bleiben voll Staunen und Schreck an dem ungleichen Paar haften. Es ist gut, daß niemand Zeit hat, es zu beachten. Ehe noch Edith ihren

Wintermantel umwerfen kann, hält der Zug, und draußen wird die Gangtür aufgerissen.

Ihren Hut in der Hand, nur einen blauen Reiseschleier über den kurzgeschorenen dunkelblonden Krauskopf geknüpft, will sie hinaustreten.

Eiskalt dringt die scharfe neblige Morgenluft durch den Gang herein.

Da vertritt jemand die Tür. Ein hochgewachsener Mann im Pelz, mit schwarzen Augen, die von Lust und Laune sprühen, langt mit schnellem Griff nach dem Handgepäck.

„Heraus, meine Herrschaften! Büchen!“

„Hans Ebling! Wo in aller Welt kommen Sie her?“

„Ich fahre schon seit Hannover mit Ihnen; — schönen guten Morgen, Klaus Rönnies, — Frau Edith, machen Sie schnell!“

Die alte Dame muß sitzen bleiben. Sie fährt nach Hamburg durch. Aber die Augen schauen ihr aus dem Gesicht, als wollten sie noch um die Ecke sehen.

„Lieber Himmel! Der ihr Mann! Der Krüppel, den sie geleiten muß! Wie ist es möglich? Dies Kind, — wie alt kann sie sein? Achtzehn? Auch der andere ist längst zu alt für sie.“

Die drei überschreiten inzwischen den Bahnkörper und suchen sich Platz im Lübecker Lokalzug, wobei Klaus von den beiden anderen hereingeholfen wird.

„Wen haben Sie eigentlich in Lübeck, Bester?“ fragt Klaus Rönnies, der froh und angeregt aussieht; „ich habe nie gehört, daß Sie hier jemand aufsuchten.“

„— Wen — — —?“ Hans Ebling wirft seinen weichen Filz ins Netz und fährt sich mit einer nervösen Bewegung durch das dichte Haar, in dessen Braun sich schon einzelne graue Fäden mischen; — „— ach so, ja, — einen alten Freund, — Studienfreund von ehemals, — Kunstgenossen. — Ja, wissen Sie, eines Tages also traf ich in Stuttgart in der Neckarstraße Ihren Verwalter und Intimus, der grade einen langen Brief von Ihnen gehabt hatte. So erfuhr ich von Ihrer Route.“

„Wie nett für dich, Edith! Meine Frau wollte sich gern in Lübeck eine Nacht ausruhen, ehe sie nach Hadersleben in den bewegten Verwandtenkreis kommt. Unser Gepäck geht dorthin durch, während ich noch in Hamburg zu tun habe.“

„Wohin Sie nicht mit wollen?“ sagt Hans Ebling und sieht Edith froh an.

„Wenn sie mitkäme, so müßten wir der dortigen Freunde und Bekannten halber länger bleiben, und wir sind reisemüde,“ antwortet Klaus Rönnies für sie.

„Wie geht es denn in Stuttgart Ihrer Frau?“ fragt Edith, und gähnt zum letzten Male.

Hans Ebling zieht die Brauen zusammen.

„Danke.“

Klaus Rönnies fragt nicht; er weiß, daß der Freund, nach einem an Frauenliebe reichen Jugendleben, doch noch „hereingefallen“ ist.

„Wir haben beide Sehnsucht nach unserem ‚Zuhause‘,“ lenkt er ab, „ich nach meiner bequemen Ecke am Kamin, wo jetzt ein ganzer Stoß neu eingelaufener

Journale, Bilder und Bücher auf uns warten muß, — und Edith wohl noch mehr nach ihrem geliebten Getier, nach ihren Hunden und Pferden, Kälbern und Kühen, den Vögeln und auch den Pflanzen. Sie stellt sich auch gerne vor, es ginge nichts ohne sie."

„Es geht auch nicht," versichert Hans Ebling, der keine Sehnsucht nach Hause hat, „es ist schlimm genug. Den ganzen Winter würd' es mir fehlen, daß ich nicht täglich bis hinter Göppingen auf ihr Gütchen hinauslaufen kann. Und sicherlich treib' ich mich nur deshalb das halbe Jahr in Wien und Paris und Rom und München herum. Wer ist am Ende schuld? — Drum lieb' ich den Sommer so."

Edith schweigt und blickt aus dem Fenster; die Gegend liegt flach da im ruhigen Schneegestöber, und tief im Hintergrunde zieht sich verschneiter Wald hin. Der Zug hält ein paarmal an; auf den Zwischenstationen steigen lärmende Schulkinder ein; endlich werden die spitzen Türme von Lübeck sichtbar.

„Was tun wir nun?" fragt Hans Ebling, als sie zu dreien auf dem Bahnsteig stehen.

„Ich verschwinde und mache mich nachträglich schön, und Sie erwarten mich beide im Bahnhofsrestaurant," meint Edith.

„Gräßlich! Muß es durchaus ein Bahnhofslokal sein?"

„In die Stadt kann ich wohl kaum, mein Zug geht schon bald," bemerkt Klaus Rönnies.

Hans Ebling zieht die Uhr.

„Bald? — — Wie bald? — Nun gut, so schrecklich stimmungslos das auch ist," erklärt er resigniert, während sein Gesicht strahlt, und aus dem dunkeln Bart die Zähne blitzen.

Als Edith zurückkehrt, findet sie beide am gedeckten Kaffeetisch in eifrigem Gespräch, wobei Hans Ebling das Kursbuch studiert.

„Eigentlich ist es toll. Wenn Sie nach Hamburg wollten, so hätten Sie ja gleich von Büchen dahin fahren können."

„Ja. Aber ich wollte zugleich Edith hier in einem guten Hotel absetzen. Das tun Sie nun."

„Gewiß. Und dann machen wir einen riesengroßen Spaziergang. Und nachher speisen wir im ‚Schifferhaus'."

Eine Minute vergeht bei stummem Kaffeetrinken. Hans Ebling steht zwecklos auf und setzt sich wieder hin.

„Sie sind nervös geworden. Man sollte nicht glauben, wie beängstigend die Prosa eines Bahnhofslokals auf empfindliche Künstlernerven wirkt," bemerkt Klaus Rönnies ironisch.

„Nein. Nur zu viel gemalt in letzter Zeit ... Und allerlei entbehrt ... Jetzt müssen Sie aber fort," behauptet Hans Ebling und sieht starr auf die große runde Bahnhofsuhr.

Sie gehen langsam auf den Bahnsteig hinaus und schreiten auf und ab. Indessen sind es noch über zehn Minuten bis zur Abfahrt.

„Herzbrechender Abschied auf zwei Tage," ironisiert Hans Ebling seinerseits.

Noch acht Minuten, — noch fünf. Noch immer fünf. Manchmal steht die Zeit einfach still.

Klaus Rönnies sieht unbehaglich und verlegen aus. Auch er ist fast nervös geworden.

„Ich will doch lieber einsteigen," meint er etwas hastig, schüttelt dem Freunde die Hand und küßt seine Frau.

„Auf Wiedersehen in Hadersleben! Amüsiere dich gut, Edith."

Sie scheint unruhig, sie folgt ihm mit den Augen, während Hans Ebling ihm hineinhilft. Und plötzlich reißt sie die Coupétür auf und ist bei ihm.

„Klaus, Lieber, was ist dir? ... Dir ist was! ... Soll ich mitfahren?"

„Aber Kind, welche Idee! Mir ist nichts." Er faßt sie am Kopf und flüstert ihr ins Ohr: „... Es ist nur ein Unsinn, Maus. Mich störte es, dir vor ihm Adieu zu sagen. — — Ich danke dir."

Sie umhalst ihn und küßt ihn ab, mehrere Male.

„Nein, ... nicht, ... nicht, ... Edith!" wehrt er ihr, „... ich bitte dich, spring hinaus ... Der Zug könnte sich in Bewegung setzen ..."

Das Signal ertönt. Hans Ebling hat diskret den Rücken gewandt, indem er bei sich denkt: „Ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht. Sie spielen Mann und Frau. Und sind doch nicht Mann und Frau. Er kann ja nicht lebendiger geworden sein, als er schon lange vor seiner Verheiratung war. Aber eben deshalb sollt' er sie auch nicht küssen."

Erst wie der Zug davonrollt, dreht er sich um. Edith steht neben ihm.

Er sieht ihr mit einem unentwirrbaren Gemisch von Scherz und Ernst in die Augen.

„Nun sind Sie also mein auf vierundzwanzig Stunden. — Frau Edith, angenommen einen Augenblick, ich wär' Ihr Mann, so würd' ich jetzt meinen Kopf auf die Schienen legen."

Sie sieht ihn blitzend vor Übermut an.

„Nicht nötig, liebster Mann. Hans Ebling ist ganz ungefährlich."

Sie lachen beide.

„Also einen Dienstmann und ein gutes Hotel! Sie lassen mich doch für alles sorgen, liebste Frau? Man wird uns nämlich unabweislich für Mann und Frau halten."

Das Hotel ist ganz in der Nähe. Ein Dienstmann geleitet sie. Ein Hotel wie alle Hotels.

Hans Ebling steigt mit dem Zimmerkellner eine Treppe hoch. Er bestellt die Zimmer und die Heizung. In wenigen Minuten ist er wieder unten, wo Edith auf ihn wartet.

Draußen hat das Schneegestöber aufgehört. Ein schwerer lichtloser Himmel wölbt sich über der Stadt und verschwimmt in der Ferne mit der weißen Ebene ringsum.

Sie suchen aus den Straßen hinaus zu gelangen auf die höhergelegenen, mit Bäumen bepflanzten Wege in den Parkanlagen. Der Schnee singt unter ihren Füßen. Kein Vogellaut. Nur über dem Feld, das

sich neben ihnen ausbreitet, fliegen ein paar Dohlen auf und krächzen. Wie sie mit weit ausgespannten Flügeln, scharf abgezeichnet gegen die schwere bleigraue Luft, langsam dahinschweben, mahnen sie an ein japanisches Vogelbild, schwarz auf weiß.

Hans Ebling ist schweigsam geworden, gefesselt von der Landschaft um ihn her, worin die hellen Birkenstämme mit ihren schneebehangenen Zweigen wie mit zartem Griffel auf den Himmelshintergrund radiert erscheinen. Eine Symphonie von weißen Farben. Und doch, in den Baumwipfeln spielen, kaum sichtbar, rötliche, grünliche, braune Töne sanft ineinander.

„In diesem Jahre liegt der Schnee sogar in Schwaben hoch; wir haben ihn für die Felder ersehnt, die voriges Jahr so gefroren haben," sagt Edith, „ihnen tut er gar gut. Aber er ist noch für etwas anderes gut: für die Kinder, daß sie mit ihren Schlittchen die hügeligen Straßen von Stuttgart herabrutschen können. Wenn ich das sehe, möcht' ich immer klein sein und ein Schlittchen haben."

Er lacht.

„Ich glaube, die Natur wirkt nur physisch auf Sie . . . oder doch so stark physisch, daß sie als Bild zurücktritt . . . Übrigens, was hat der Süden Ihnen denn diesmal gesagt? Gegen den vorigen Winter in Rom ist Meran doch wohl hoffentlich abgefallen? Ich sage ‚hoffentlich', weil ich in Rom mit dabei sein durfte."

„Nein, das nicht. In Rom kam ich kaum zu

Atem. Zum Teil durch Sie. Ich vergaß, daß ich müßig ging. In Meran hingegen, da ging ich umher und sah viele Kranke und hatte allerlei Gewissensbisse. Ich schämte mich fast, so gesund und stark zu sein."

„So gesund und stark? . . . Jawohl, das müssen Sie überhaupt manchmal fühlen neben . . .", er hätte fast gesagt: neben Klaus. Aber er fährt fort: „neben uns anderen. Sie sind ganz eigentlich zu gesund, . . . zu unzersetzt . . . nun, zu schön und zu lieb auch."

„Wie schade," sagt Edith, „sonst sind Sie gar nicht so fad."

„Ach, ein Kompliment sollt' es nicht sein. Das verstehn Sie nun wieder nicht. Den Menschen, die eine so schlechte Folie abgeben, sollte man aus dem Wege gehn. Wenigstens gehört entsetzlich viel Mut dazu, sich so ganz zu ihnen zu gesellen, wie . . ., ich hätt' ihn zum Beispiel nicht gehabt an Klaus' Stelle . . ."

Sie errötet lebhaft, lächelt aber.

„An seiner Stelle hätten Sie keinen gebraucht. Ich hab' den Mut für ihn gehabt. Den Mut und überhaupt alles . . . Er hat mich gar nicht geheiratet: ich hab' ihn geheiratet," erwidert sie in trotzigem, und doch frohem Ton; man fühlt, daß sie ihn damit zu verteidigen wünscht.

„Das ist doch nur ein Wort. Es kommt auf eins heraus."

„Nein, nicht nur ein Wort. Eine wirkliche Tatsache. Und so natürlich. Wir waren ja so wie so zu-

sammen, unzertrennlich. Klaus war immer Mamas Lieblingsbruder, und seit er sich wegen seiner Gesundheit drunten in Schwaben ansiedelte, und wir zu ihm zogen, wurde mir's auch nirgends so wohl wie da. Weder in Kopenhagen noch in Holstein bin ich so gern gewesen. Außerdem verabscheu' ich das leere Leben in den Städten. Und als Mama nun starb, fand ich, es solle so bleiben. Und heiratete ihn. Da blieb es so."

„Hm!"

„Ja!" sagt sie mit Nachdruck, zornig über seine Miene; „und schöner könnt' es nicht sein. Wir haben immer in allen Interessen und Neigungen übereingestimmt."

Er antwortet nichts, aber die eine unartikulierte Silbe hat ihr die Laune verdorben. Oder, sie hat sie sich selber verdorben durch alles, was sie da sprach, und was ihr hinterdrein mißfällt. Oder dadurch, daß sie überhaupt davon sprach.

Hans Ebling hat die Wahl zwischen diesen drei Möglichkeiten. Er versucht, Edith wieder zu besänftigen. Aber sie bleibt gereizt. Sie verschmäht seinen Arm an einer glatten, vereisten Stelle, obwohl sie ins Gleiten und Stolpern kommt. Und endlich läuft sie ihm einen Schritt voraus.

Er betrachtet sie in aller Muße und Ausführlichkeit, mit innigem Wohlgefallen, wie sie da, auf schneeverwehtem Pfad, vor ihm hergeht, den Rock hochgenommen, so daß der schmale Fußknöchel sichtbar wird.

Ihr Gang ist ihm immer besonders anmutig erschienen. Im Gehen wächst sie. Obgleich sie mittelgroß ist und nicht hager, sind alle ihre Glieder, — jede Linie an ihr, — so schlank und lang und fein, daß man sie für groß hält. Die Schultern sind noch zu schmal, — unausgewachsen.

„Wiegende Grazie," denkt Hans Ebling und ruft: „Kätzchen."

Sie sieht sich nicht um.

„O pfui! Ich bin keine Katze."

„Der Weichheit Ihrer Bewegungen nach könnten Sie es schon sein. Auch hab' ich Sie schon schnurren hören, wenn man Sie streichelte, — und soeben fauchen sehen. Aber ich dachte gar nicht an eine Katze."

„Sondern?"

„... Also wissen wollen Sie es doch? ... An die Kätzchen dacht' ich, die an den Weidenbäumen hängen und sich schaukeln, sobald ein Lüftchen drüber geht. Zart, flaumig, blaßgelb. Wer sie berührt, dem bleiben Duft und Farbe in der Hand zurück, wie von einem Schmetterlingsflügel ... Vorfrühling."

Sie bleibt stehn und wendet sich ihm zu.

„Ich habe vergessen: ich muß telegraphieren. In Hadersleben müssen sie genau meine Ankunft wissen. Wir hätten das vorhin tun sollen."

„Muß es gleich sein?"

Sie nickt.

„Nun gut. Also auf die Hauptpost. Sie steht groß und neu und herrlich neben dem Bahnhofsgebäude."

Der Weg wird im Geschwindschritt zurückgelegt.

Unterdessen schiebt sich das einförmige Bleigrau des Himmels ein wenig auseinander, und die Sonne kommt zum erstenmal zum Vorschein. Rotleuchtend, einem ungeheuren Monde gleich, steht sie in der Öffnung, nach oben und unten in einen blendenden Strahlenschweif auslaufend.

Hans Ebling lehnt im Telegraphenamt am Fenster und sieht zu, wie Edith, neben ihm über das Pult gebeugt, ein Formular vor sich hinlegt und mit ihren großen, gar nicht zierlichen Buchstaben schreibt: „Herrn Professor Theodor Rönnies. Hadersleben. — Ankunft morgen früh. Edith."

Er fällt ihr in die Hand, so daß die Feder in einen langen Strich ausspritzt.

„... Verschrieben. Es heißt: morgen abend. Und die Zeit wissen wir nicht. Ich will im Kursbuch nachschlagen."

„Ich reise heut nacht," sagt Edith.

Er blickt sie schweigend an.

Dann, nach einer Pause: „... Ihr Ernst? ... Sie wollen nicht übernachten?"

Sie schüttelt den Kopf.

„... Und warum nicht? ... Was ist geschehen ..."

„Nichts. Ich habe die Lust verloren."

„Edith! ... Und wenn ich Sie bitte, sehr, sehr bitte! ... auch dann nicht?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Das ist schlecht von Ihnen. Fast so schlecht, als ob Sie mir die Freundschaft gekündigt hätten."

Sie zuckt die Achseln und ergreift das Formular.

„Zerreißen Sie es! ... Sagen Sie doch ein Wort! ... Haben Sie denn die Sprache verloren, Kind?“

Sie antwortet nicht, wendet sich zum Schalter und zahlt.

„Noch ist es Zeit. ... Sie reisen nicht. Telegraphieren wir um.“

„Ich reise,“ sagt Edith.

Sie verlassen das Postgebäude und gehn stadteinwärts. Hans Ebling sieht sie von der Seite an.

„Mußte sie es telegraphieren, um ihrem neuen Entschluß treu zu bleiben, mußte sie sich dazu binden? ... Eilte es deshalb so?“ fragt er sich, und in seinen tiefen Verdruß mischt sich helle Freude.

Inzwischen ist es draußen licht geworden. In wahrhaft königlicher Herrlichkeit liegt die weiße Landschaft unter der strahlenden Wintersonne da, deren Glanz sich in jedem Eiskörnchen, jedem Schneefederchen widerspiegelt. Und in diesem Meer von Licht erschimmern am Himmel mattblaue und rosige Farben und finden auf der goldweißen Erde ein zartes, kaum wahrnehmbares Gegenspiel. Blaurosa erglänzt es vom Grunde der halbgefrorenen Trave, und blaurosa über dem lebenleuchtenden Schnee.

Hans Ebling bleibt stehn.

„Ist der Winter nun nicht ein Farbenkünstler, trotz allem Frühling!“ ruft er hingerissen, und vor seinen Augen schweben Madonnengesichter von Botticelli und Engelsköpfe aus der Frührenaissance.

Edith blickt gradaus auf das Stadtbild, das sich jenseits der Trave erhebt. Die winkligen Dächer und Häuser begrenzen die Straße am Ufer, die dann scharf abbiegt ins Innere der Stadt. Und darüber schillern grünlich die spitzen Kirchtürme, deren Schiefergrau das Alter gefärbt hat. Wunderbar malerisch und traumversunken liegt Lübeck da zwischen seinen zwei Wassern, lang und schmal hingestreckt, wie verschneit und vergessen.

„Und dort, — dort brandet das Meer!" entfährt es ihr unwillkürlich.

Etwas Gewaltiges, mit unwiderstehlicher Kraft Daherbrausendes sieht sie in ihrer Phantasie hinzu, — sieht, wie es von fernher dies Stückchen Landschaft mit Tod und Winter umbrandet.

Und eben dies, was nicht da ist, nicht sichtbar gegenwärtig ist, erscheint ihr als das Schönste am Bilde, — als das Notwendigste und Ergreifendste.

Schweigend gehn sie weiter.

„Jetzt wollen wir das ‚Schifferhaus' suchen, es muß hier ganz in der Nähe sein," sagt Hans Ebling froh, und die Freude, die bisher nur seinen Verdruß ein klein wenig versüßt hat, quillt plötzlich in ihm über: „Lübeck ist eine wunder-, wunderliebe Stadt und steckt voll von Märchen und den allerschönsten Menschenkindern."

„Wieso?"

„. . . Weil wir in ihr spazieren gehn," erwidert er scherzhaft, „und weil heute alle Dinge von ihren Geheimnissen zu mir reden."

„Warum?"

„Fragezeichen! Wahrscheinlich, weil die Sonne sie ihnen entlockt ... Aber im Ernst, nichts in der Welt stimmt so zur Freude, wie die Dinge ringsum, die ‚leblosen', wie man sie nennt, die Formen und Farben, und was weiß ich. Nichts spricht so verständlich und tut so anspruchslos wohl. Das ist die ‚Dingfreude', die kennen Sie noch nicht recht. Wenigstens nicht so ... Und vielleicht sollen Sie sie auch nicht ganz kennen lernen, denn das setzt möglicherweise bei solchen Naturen, wie Sie eine sind, Schmerzen voraus: ein Stillwerden, ein Müdewerden, — etwas von Resignation, — Enttäuschungen in den lebendigen Beziehungen des Lebens."

Sie schaut ihm aufmerksam ins Gesicht. Er sieht so gut und ernst aus in diesem Augenblick.

„Und Sie?"

„Ich?" er nimmt den Hut ab und fährt sich wieder nervös durchs Haar; „ich kenne keine bessere Freude. Alles andere ist gemein — daneben. Welch ein Glück und Wunder, daß die Dinge in ihrem unerschöpflichen Reichtum immer bleiben, immer neu, immer rein, immer tröstend und erheiternd, wie sehr wir selber auch verarmen und verderben, — wie sehr das Leben uns auch verarmt und verdirbt."

Edith erwidert nichts. Sie fühlt etwas wie Beschämung, daß er so voll ist von dem, wovon sie so wenig versteht. Er ist ein bedeutender Künstler, aber was ist sie? Gewöhnlich betrachtet sie ihn als etwas, was gewissermaßen ihr zugehört und ein wenig von

ihren Launen abhängig ist. In diesem Augenblicke fühlt sie, daß sie seine Überlegenheit fürchtet und liebt.

Im berühmten „Schifferhause" sind sie fast die einzigen Gäste. Der grob geschnitzte und bunt bemalte Matrose am Eingang weist mit seiner einladenden Gebärde in einen leeren Raum; nur in der fernsten Ecke sitzen bei einem Glase Grog zwei Lübecker Herren, die mit ihren spitzen Kinnbärten und steifen Gesichtern selber geschnitzten Köpfen gleichen.

Edith und Hans Ebling setzen sich in die Nähe des Fensters, bestellen die Speisen und lassen ihre Blicke durch den originellen Saal wandern, von dessen niedriger Decke kleine Schiffe herabhängen. Edith ist still und in sich versunken, aber während des Essens lösen die behagliche Wärme und der gute Rheinwein ihr die Zunge. Die Stimmung schlägt um. Sie kommt ins Plaudern und wird gemütlich.

Hans Ebling spricht nicht viel mit, aber seine fein verstehende, fein nachgehende Art lockt zum Erzählen, wie der Wein, den er einschenkt. Und ihm ist es grade hierum zu tun: ist es ihm nun doch, als wanderten sie zu zweien durch die Felder, wie so oft dort in Schwaben an lauen Sommerabenden, wo Edith die zitternden Ähren durch die Finger gleiten und ihn so zutraulich teilnehmen ließ an all ihrem Leben und Erleben. Und in ihren plaudernden Worten sieht er so deutlich den ganzen Tageslauf dort wieder, diesen ruhigen und gesunden Wechsel von praktischen und geistigen Interessen — und die schöne, frische,

gleichmütige Heiterkeit, die von Ediths Wesen ausgeht und allem, allem den Charakter gibt.

„Wissen Sie, was ein glückseliges Menschenlos ist, Kind? Soll ich es Ihnen erzählen?"

Sie nickt und nippt vom Glase.

„So wie Sie vom Norden kommen, vom kräftigen Norden der Holsteiner und vom verfeinerten, allzu verfeinerten Norden der Dänen, und in erster Jugend hineingesetzt werden in den gesegnetsten Fleck deutscher Erde und deutschen Südens, dort Wurzel fassen, bis sich alle Keime in sorgloser, unverkümmerter Entfaltung auswachsen ..."

Sie nickt wieder und sagt: „Das ist Klaus' Werk. Auf dem Lande ist nur gut sein mit so einem Klugen, Ernsten neben sich. Seitdem er kein rechter Landwirt mehr sein kann, ist er fast ein Gelehrter geworden. Ohne ihn wär' ich verbauert. Ich habe Anlage dazu."

„Nein, zum Verbauern nicht. Aber wahr ist es, daß Sie sich alles Geistige nur in eigentümlich engem Zusammenhang mit dem Leben selbst zu assimilieren vermögen. Sie können sicher noch eine gelehrte Zoologin und Botanikerin werden, wenn Sie nämlich dabei Pflanzen und Tiere aufziehen, den Felddung kontrollieren und das Melken beaufsichtigen dürfen."

Sie lacht und macht ein zufriedenes Gesicht.

„Aber, etwas fehlt noch," setzt er fort.

Sie blickt überrascht auf. „Nun? — das wäre?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich sage mir nur: All dies ist schön, weil reicher gesegneter Boden für

schönstes Wachstum. Was wird er hervorbringen? Welche Blüten? Noch haben Sie nicht geblüht, Edith."

„Was für Blüten denn?" fragt sie unsicher und naiv. Sie ist fast ein wenig gekränkt, ohne recht zu wissen, ob sie das zu sein hat.

Hans Ebling sieht sie an und fühlt etwas wie wirkliche Rührung, während sie so dasitzt und darüber nachdenkt, was er wohl meine, das an ihrem „glückseligen Menschenlos" noch fehlen könne.

Sie beenden ihre Mahlzeit, das Gespräch erlahmt. Hans Ebling will es scheinen, als ob ein Anflug von Schwermut über Edith liege. Aber vielleicht ist es nur Müdigkeit. Die Nachtreise und der lange Schneegang machen sich geltend. Sie hat hochrote Wangen und müde Augen und fängt an zu gähnen.

„Ihre großen Augen werden ganz klein," bemerkt er lachend, „ich fürchte, Sie müssen schlafen."

„Ach ja," gibt sie kleinlaut zu, „wenn ich nur gleich hier einschlafen dürfte."

„Wir sind gleich so weit," tröstet er sie und winkt einer vorüberfahrenden Droschke, während der Kellner Edith den Mantel umhängt. Eine unbändige Lust, Edith, so wie sie da ist, in die Arme zu nehmen und hineinzutragen, faßt ihn, — nur sie so zu wiegen, in den Armen einzuwiegen, bis sie schläft: weiter nichts.

Er sitzt neben ihr in der Droschke, siedend heiß, und betrachtet aus dem Fenster den Fahrdamm mit den hohen Schneehaufen zu beiden Seiten.

In wenigen Minuten sind sie da, und Edith wird hinaufgeleitet.

„Nummer einundzwanzig? Nummer dreiundzwanzig?" fragt der Kellner und schließt nacheinander zwei Türen auf, zwischen denen sich eine dritte Tür befindet.

Edith bleibt in Nummer einundzwanzig, wo sie ihre Reisedecke vorfindet. Sie wirft Hut und Mantel ab und sieht sich um. Das Bett steht, frisch gemacht, an der Seitenwand, der gegenüber eine Tür nach Nummer zweiundzwanzig führt. Im Ofen prasselt das Feuer, es riecht nach feuchter Wäsche und eingeschlossener Luft.

Da stößt jemand die Tür zum Nebenzimmer auf. Hans Ebling erscheint auf der Schwelle.

„Sie schlafen doch nicht etwa schon im Stehn? Ich wollte Ihnen vorschlagen, es hier zu tun."

„Wo? ... Was ist denn dort für ein Zimmer?" fragt sie erstaunt.

„Es liegt zwischen unseren Schlafzimmern. Es ist unser Salon. Irgendwo müssen wir doch bleiben können. Wir können doch nicht immerfort spazieren gehn."

Edith sieht in einen kleinen vorn rund ausgebauten Salon mit vielen Fenstern ringsum. Den Boden deckt ein weicher dicker Teppich, eine bequeme Couchette steht quer vor dem Kamin, von großen brennenden Holzscheiten beleuchtet.

Hans Ebling trägt die Reisedecke und den Fußsack hinein und schließt die Verbindungstür.

„Ich werde Sie jetzt nicht mehr stören. Gute Nacht. Wenn Sie nach menschlicher Berechnung ausgeschlafen haben, so klopf' ich bescheiden an."

Damit nimmt er ihre Hand und küßt sie, und geht geräuschlos hinaus.

Edith streckt sich mit einem Gefühl höchsten Behagens auf der breiten, weichen Couchette aus. Sie ist so müde, daß sie kaum noch etwas wahrnimmt. Einmal kommt das Mädchen herein, um nach dem Kamin zu sehen. Dann wird es ganz still. Nur das Feuer knistert leise.

„Es sind gewiß nur wenig Menschen außer uns im Hotel," denkt sie noch, und dann verwirren sich ihre Gedanken.

Ob sie geschlummert hat, und wie lange, weiß sie nicht. Ihr ist, als ob alles sich soeben erst zugetragen habe, und sie den Schlummer noch suche. Aber sie hört ein leises Klopfen an der Tür. Ist es wieder das Mädchen, das nach dem Feuer sieht? War sie nicht eben erst hier?

Halb bewußtlos sagt sie: „Herein."

Es ist Hans Ebling.

„Nun, sind Sie fertig? Ausgeschlafen?" fragt er und setzt sich an das Fußende der Couchette.

Edith richtet sich ein wenig auf.

Die Beleuchtung des Zimmers kommt ihr verändert vor. Ist es doch schon so spät? Oder sind die vielen Fenster ringsum so dicht zugefroren, daß sie das Tageslicht nur gedämpft hereinlassen? Das Zimmer erscheint wie mit einer mattschimmernden Kristallwand umgeben, durch die niemand hindurchblicken kann.

„Wie im Märchenpalast," denkt sie träumend und

hat Sehnsucht, so weiter zu schlummern, aber nicht ganz, sondern mit offenen Augen und der süßen Müdigkeit in den Gliedern.

Im Kamin sind die brennenden Holzscheite zusammengesunken, und die Kohlen darunter glimmen rot.

Sie versucht aufzustehn, und kann es nicht.

„Ich habe wohl in den schneenassen Stiefeln geschlafen, in denen ich gegangen bin. Jetzt drücken sie und tun mir weh, und ich habe kein anderes Schuhzeug bei mir," murmelt sie und legt sich wieder zurück.

Hans Ebling tastet vorsichtig an ihrem Stiefel und knöpft ihn auf.

„Sie brauchen keine andern Schuhe, wozu hätten Sie denn meine Hände," erwidert er und zieht ihn aus. Der kleine warme Fuß im dunkeln Strumpf liegt wie erlöst in seiner Hand. Edith macht eine schwach widerstrebende Bewegung, aber er hält ihn fest, und mit ein paar raschen, leisen Griffen löst er auch den zweiten Stiefel.

„Stillhalten, — ganz stillliegen und stillhalten," sagt er und langt nach dem Fußsack und steckt Ediths Füße hinein, „sonst fallen die beiden Vögelchen aus ihrem warmen Nest."

„Danke!" entgegnet sie unwillkürlich, und dann, mit einem tiefen Atemzug: „Es riecht nach Frühling."

Er steht auf, kommt zu ihr ans Kopfende und beugt sich über sie. In seinen Händen hält er eine Fülle von Rosen, — Rosen in allen Farben und in voller Blüte, — lose, ungebunden, auf hohen Stielen.

„O wie herrlich," ruft sie entzückt, „Sie müssen sie ins Wasser ..."

Da rieselt es auf sie nieder, ein weicher, köstlicher Regen von Hunderten von duftenden Rosenblättern.

„Diese müssen sterben!" sagt Hans Ebling und zerpflückt die letzten. Einzelne Blättchen fallen in ihr kurzes Gelock, auf ihr Gesicht, er entfernt sie behutsam, und seine Hand berührt dabei ihr Haar und ihre Wangen mit einer ganz zarten Liebkosung, die kaum fühlbar wird, die sich kaum von der Berührung der Rosen unterscheidet. Edith schließt die Augen und atmet den feinen Duft ein, der um sie her aufsteigt. Sie sieht dabei so kindlich und zufrieden aus, daß Hans Ebling ein plötzliches, mächtiges Entzücken überkommt.

„Mein Kind, — mein liebes, liebes, — — du Liebe, Süße."

Er spricht es nicht hörbar aus, er bewegt nur die Lippen und kniet neben ihr an der Couchette nieder, ohne daß sie es sieht.

Sie bleibt regungslos liegen.

Und er blickt sie minutenlang schweigend an und denkt: „Auch dies heißt genießen. Man muß lange lernen, um es zu können. Vor zehn Jahren hätt' ich es nicht gekonnt. Älter muß man dazu geworden sein: ohne die drauflosstürmende Ungeschicklichkeit und Ungeduld der Jugend. Älter? Oder nur verdorbener, wissender, kundiger, die Einzelheiten genießend, anstatt im Ganzen unterzugehn ... Zum Beispiel so etwas, wie knieen und räsonieren."

Dabei wiederholt seine Hand die sanfte Berührung von vorhin, die Edith unbefangen zuließ, und dann streicht er ihr das Haar aus der Stirn, wie man einem Kinde tut.

„Dies kennt sie: so macht Klaus es auch," denkt er und fühlt Ingrimm, „ich benehme mich scheinbar ganz väterlich — und vermag das schon. Und sie fühlt dabei kindlich — und vermag es noch. So berühren sich die Extreme und verführen einander."

Seine Hand gleitet liebkosend an ihren Wangen, ihrem Halse hin, und er schiebt sie ihr unter den Nacken. Weit davon entfernt, dadurch geweckt und aufgerüttelt zu werden, scheint Edith wieder in ihren früheren Halbschlummer zu versinken, woraus sie kaum noch erwacht war. Sie ruht wie traumumfangen, und in das rein körperliche Behagen, so mit gelösten Gliedern willenlos dazuliegen, mischt sich mehr und mehr ein fremdes, seltsames Wohlgefühl, das sie noch nie empfunden hat, von dem ihr aber ist, als habe sie danach verlangt, — schwach, traumhaft, wie der Rosenduft, der sie umhüllt.

Ohne daß Edith es weiß, gibt sie Hans Eblings Berührung nach und unbewußt, fast unmerklich, schmiegt sie sich hinein in seine liebkosenden Hände.

Er fühlt es deutlich, und ihn erfüllt Freude und Dankbarkeit, wie wenn unvermutet jemand ihm Blumen in den Schoß geworfen hätte. Jede noch so leise, noch so schwache Regung, die durch ihre Nerven zittert, nimmt er wahr und gibt ihr nach und

geht ihr nach mit so wunderbar feiner Sicherheit, als ob seinen empfindlichen Künstlerhänden Geist und Bewußtsein innewohnte. Und bei aller Zartheit seiner Berührung ist es ihm, als sähe er mit allen seinen Sinnen Edith nackt vor sich, als sähe er vor seinen geschlossenen Augen den schlanken Umriß der biegsamen Schultern, die zu schmalen Hüften, die noch etwas Pagenhaftes haben, die zarte Rundung der Glieder, deren Grazie er aus jeder ihrer Bewegungen so genau kennt.

Wie ein Musiker, der auf den Saiten die Töne einer Melodie andeutend erklingen läßt, so wähnt er Musik um sich zu hören, leise präludierend, süß und beseelt, beseelt wie die Goldfarben, die über die Schneefelder hinliefen und den Schnee zum Leben erweckten.

Sein Gesicht verwandelt sich dabei und verschönt sich sonderbar; ein neuer Ausdruck liegt darauf, lauschend, aufmerksam, entrückt, — Künstlerandacht.

Die Zeit rückt vor, es wird dunkel. Die zugefrorenen Fensterscheiben glänzen weißlich durch die tiefer sinkende Dämmerung, und hier und da blitzt es in ihnen auf, ein funkelndes Lichtlein, wenn die Laternen auf der Straße angezündet werden. Alle Gegenstände im Zimmer sind in weiche Schatten gehüllt. Die Glut im Kamin ist erloschen; nur einzelne Funken spielen noch unter der Asche.

— — — — — — — — — — — —

Hans Ebling liegt am Boden und küßt Edith. Er küßt ihre Hände, ihre Schultern, ihr Haar, ihren

Mund. Lang und innig küßt er einmal ihren Mund, ohne daß sie sich regt. Er weiß nicht, ob sie schläft, ob sie wacht, ob sie träumt. Er fühlt unter seinen Händen die ruhigen, gleichmäßigen Schläge ihres Herzens, und wie sanft der Atem ihre jugendliche Brust hebt.

Da ertönt schrill eine elektrische Klingel im Korridor.

Edith schlägt die Augen auf.

Sie erzittert an ihrem ganzen Körper, aber sie sagt kein Wort. Ihre Augen, groß geöffnet, schauen gradaus in das dämmernde Zimmer, über den Mann neben ihr hinweg. Alles in ihr ist wie im Bann eines tiefen Staunens, des Erstaunens, womit man manchmal im Traum erwacht, in einer ganz fremden, ganz unwahrscheinlichen Wirklichkeit. In diese Wirklichkeit ist nicht einmal ihre Phantasie ihr vorausgelaufen, noch auch haben ihre Ahnungen damit gespielt. Wohl hat auch sie früher dunkel geträumt von großer Liebe und von allmächtigen Leidenschaften, von einem geheimnisvollen Sturm und Wahnsinn, der bis zur Ekstase erhebt und bis zur Vernichtung zermalmt, weil das ganze Leben in einem einzigen Menschen aufgeht und untergeht.

Aber hier, in dieser neuen Wirklichkeit, gibt es gar keinen so geliebten Menschen, — sie findet nur sich selbst. Es gibt keinen Sturm und Wahnsinn, der sie ihm entgegenrisse in höchster Erregung aller Kräfte, — nur ein tiefes Ausruhen in einer ganz sanften Wonne, wie tiefes Atemholen, wie stilles Trinken im Durst.

Ihr ist so ernst zu Mute wie noch nie in ihrem Leben, aber ernst ohne Schwere und voll Vertrauen. Vielleicht war es auch damals so, als sie noch ein ganz kleines Kind war, das auf schwankenden Füßchen vom Vater zur Mutter ging, und mit dem erstaunten, ungemessenen Ernst der Kinder ihre allerersten Entdeckungen in einer Welt machte, die noch mit fremden, märchenhaften Stimmen zu ihr redete.

Hans Ebling hält sie mit beiden Armen umfaßt, sein Gesicht an dem ihren.

„Wer bist du?" flüstert er verhalten, „. . . wovon träumst du? warum versteh' ich dich nicht? warum kennst du die Sehnsucht nicht? — — Ich habe sie nicht wach geküßt. — Sie schläft. — — Kannst du lieben? — Wen? — — Nie? — — Doch, sie wird kommen. — Eine Sehnsucht wird über dich kommen, die reine, gewaltige, — und ihm wirst du zu Füßen stürzen, der sie weckt. — — Ahnst du sie nicht? — — Die Sehnsucht — nach dem Kinde."

Sie öffnet die Lippen ein wenig, ein Beben läuft durch ihre Glieder, und plötzlich füllen sich ihre Augen mit großen warmen Tränen.

Hans Ebling stößt einen kurzen Laut aus. Er trinkt die Träne, die an ihrer Wange hinabgleitet, und bedeckt ihr Gesicht mit wilden besinnungslosen Küssen. Vergessen ist alles, was er sich vorgenommen hat, über den Haufen geworfen ist das weise Maß und die tastende Vorsicht des Erfahrenen, Genußmüden; heiß und rückhaltlos bricht die Leidenschaft durch, — ihn selbst und alle seine Gedanken mit sich

fortreißend wie der Wind die Spreu. Er fleht, rast, bebt, bittet, und außer sich hebt er sie in seinen Armen empor und drückt sie an sich.

Edith hat sich in seinen Armen langsam aufgerichtet. Ohne ein Wort, ohne ein Zeichen des Erschreckens. Aber wie ein Blitz plötzlicher Ernüchterung geht jähes Ewachen und Verstehn durch ihre Augen.

Es ist fast ganz dunkel, sie vermögen kaum einander zu erkennen. Und doch, ebenso schnell, ebenso blitzartig begreift er sie, fühlt, daß sie für ihn verloren ist, — daß sie erkaltet, — wach, — fremd, — in einem einzigen Augenblicke Tausende von Meilen weit fort von ihm ist, als hätte sie gesagt: „Ach, bist du da? Ich glaubte mich allein. Warum schreckst du mich auf?"

Noch hält er sie fest, aber nur am Gewand, und mit erlahmenden Händen.

„Edith! Mein Kind! Mein Geliebtes! Geliebte! Mein alles!"

Sie ist aufgestanden, so daß die welken Rosenblätter an ihr niedergleiten. Langsam geht sie auf ihren Strümpfen über den Teppich an das Eckfenster und bleibt dort stehn.

Sie schellt nicht, sie verlangt kein Licht.

Sie steht nur da und haucht zerstreut auf die Scheibe, bis ein kleiner kreisrunder Ausguck darauf entsteht, durch den die Außenwelt zu ihr hereinschaut.

Draußen, auf der erleuchteten Straße, fährt mit klingelnden Schellen ein Schlitten vorüber.

Es klingt so hell und fröhlich und unschuldig ins Zimmer hinein, und von irgendwoher fallen ihr mit zwingender Deutlichkeit die Stuttgarter Straßenkinder mit ihren Schlittchen ein, so daß sie lächeln muß . . .

Eine Viertelstunde später bestellt Edith Tee und eine Lampe. Als der Kellner mit der Lampe und einem gefüllten Servierbrett erscheint, ist sie allein in der Stube. Sie sitzt am Kamin, die Schuhe gegen den Rost gestemmt, und liest im Kursbuch. Erst als das Abendbrot bereit steht, kommt Hans Ebling herein und setzt sich an den Tisch.

Edith erhebt sich, schenkt beide Tassen voll und benimmt sich ganz als Hausfrau, ganz wie sonst am Teetisch in Göppingen. Genau so, wie sie jetzt da steht, in ihrem dunkelblauen Reiseanzug, mit den immer frischen Gesichtsfarben, meint Hans Ebling sie so manches Mal gesehen zu haben, als das Frauenrätsel, das ihn reizte und quälte und entzückte.

Bis auf den ernstern, nach innen gekehrten Ausdruck ihrer Augen ist nichts an ihr verändert, nicht einmal ihre Freundlichkeit gegen ihn. Aber es ist eine zerstreute Freundlichkeit, wie wenn sie dabei an etwas ganz anderes dächte. Er sieht, sie ist aufs tiefste mit etwas beschäftigt, — mit sich selbst beschäftigt, — nicht mit ihm. Ohne daß sie es weiß, reizt und quält ihr eigenes Rätsel sie heute, und darüber vergißt sie fast ganz, daß auch er da ist und wesentlich daran mitbeteiligt ist.

Gewiß nur deshalb kann er keine Spur von Erregung oder Zorn oder Verlegenheit an ihr bemerken,

weil er ihr entschwunden und nur ihr eigenes Erleben ihr groß und fremd gegenwärtig ist.

Hans Ebling ist nicht im stande zu essen; er schiebt seine Tasse zurück, steht auf und geht im Hintergrunde des Zimmers, fern vom Lichtkreis der Lampe, auf und ab.

Er weiß recht gut: es ist nur die gekränkte Eitelkeit in ihm, und sie wird vorübergehn, aber er kann nicht Herr werden über sich selbst, — es bewegt und erschüttert ihn, es plötzlich so deutlich zu wissen, so mit Händen zu greifen, wie wenig er ihr ist.

Bis dahin war es zwar nicht anders, aber die Ungewißheit erlaubt den Gedanken das Spiel mit unbegrenzten Möglichkeiten. Und bei einem solchen Spiel der Gedanken genoß er ihre zutrauliche Unbefangenheit. Jetzt hat er die Grenze gefühlt.

Im stillen nennt er sie unweiblich, egoistisch, kalt und im höchsten Grade grausam, weil sie so in sich versunken dasitzt. Und es bereitet ihm Pein, nicht in sie hineinsehen zu können, nicht zu wissen, was in ihr vorgeht. Dies hier erlebt sie ganz allein. Hätte er sie zur Liebe emporgerissen, so würde sich ihm auch ihr Wesen erschließen. Statt dessen ist er jetzt sogar bis an die Grenze des Zutrauens gelangt.

Als es Zeit ist, nach dem Bahnhof zu fahren, nimmt Edith ihre Sachen zusammen, klingelt dem Kellner, bestellt eine Droschke und macht sich reisefertig. Unwillkürlich blickt sie verwundert auf, als auch Hans Ebling nach seinem Mantel greift.

„Worüber wundern Sie sich? daß ich noch auf

der Welt bin? Ich stellte mich nur in den Schatten, aber ich war immer da. — — Ich werde Sie doch auf den Bahnhof begleiten dürfen."

Sie fahren den kurzen Weg im dichten Schneegestöber, das wieder begonnen hat. Als sie anlangen, hält der Zug schon, aber man darf noch nicht einsteigen.

Edith steht am äußersten Rande des Bahnsteiges und sieht gedankenlos zu, wie der Maschinist am letzten Waggon einen Hahn über dem Rade aufdreht. Zischend schießt ein Strahl siedenden Wassers heraus und ergießt sich neben das Geleise, wo er zu gefrieren anfängt, während der eigene Dampf ihn noch umhüllt.

Die Minuten schleichen ebenso langsam wie am Morgen, als sie auf demselben Bahnhof auf Klaus' Abfahrt warteten.

Der Vergleich muß ihnen beiden einfallen.

Endlich ist es Zeit.

Edith steigt in das Coupé, dessen Tür Hans Ebling für sie offen hält. Er springt ihr nach und schlägt die Tür zu.

Einen Augenblick stehn sie einander schweigend gegenüber, unter dem kleinen Licht der Deckenlampe.

„Sie fahren also mit," sagt sie nur.

„Ja. Ich muß. Ich werde Sie nicht stören. Ich kann nur so nicht von Ihnen fort, Edith."

Sie antwortet nicht, setzt sich in eine Fensterecke und zieht die Uhr. Es sind fünf Viertelstunden bis Kiel. Dort muß sie nach Hadersleben in den Hamburger Schnellzug umsteigen.

Hans Ebling stört sie wirklich nicht. Er sitzt auf derselben Seite des leeren Coupés in der anderen Fensterecke und blickt hinaus. Er hadert mit sich selbst und findet sich obendrein dumm und lächerlich. Jetzt freilich denkt sie nicht an ihn, aber wenn es später wieder geschieht, so wird immer eine unangenehme Erinnerung damit verknüpft sein. Dann wird ihr immer einfallen, daß der heutige Abend nicht sein durfte. Und er durfte es auch nicht, da Hans Ebling nicht im stande gewesen war, ihn durchzuführen. Er war aus der Rolle gefallen und hatte die Maske verloren. Er war dumm und verliebt gewesen, — zu verliebt. Der unverfälschte Mensch hatte plötzlich den vorsichtigen, genießenden Verführer in die Flucht geschlagen.

„Und das wird sie nun zeitlebens für meine ‚Schlechtigkeit‘ halten,“ denkt er erbittert, „. . . daß ich dich zu lieb hatte, um mit Besonnenheit schlecht zu sein, . . . Herr Gott, ich lieb’ dich ja, . . . ich lieb’ dich ja!“

Edith tut es leid, daß er so stumm dasitzt. Seine Worte von vorhin haben sie gerührt. So ernst ihr auch im Herzen ist, so fern ist sie von jeder Mißstimmung gegen ihn. Denn durch all ihren Ernst und ihre Versunkenheit hindurch fühlt sie sich voll Frische, Gesundheit und inneren Wohlseins, ohne zu begreifen, warum. So wie es nach tiefem Schlaf oder während einer Genesung den Nerven wohl zu sein pflegt. Sie fühlt sich herzlich gestimmt und dankbar und weiß nicht wem, noch auch wofür.

Als der Zug in Kiel einfährt, wendet sie Hans Ebling den Kopf zu und sagt: „Ich muß hier umsteigen und möchte in ein Damencoupé."

„Das heißt, meine Begleitung ist Ihnen lästig. Hab' ich Sie wirklich gestört?"

„Nein. Aber ich bitte Sie darum."

„Wie Sie befehlen."

Er langt nach ihrem Gepäck und steht auf, um die Tür aufzustoßen.

Da ist sie plötzlich bei ihm, hebt beide Arme und legt sie ihm um den Hals.

„Adieu!" sagt sie leise.

Und innig, ohne Aufregung oder irgend ein Zeichen weiblicher Liebe, aber mit der offenen Herzlichkeit eines dankbaren Kindes, küßt sie ihn auf den Mund.

Noch fühlt der Überraschte ihre warmen, frischen Lippen auf den seinen, als die Tür schon von draußen aufgerissen wird, sie beide auf dem Bahnsteig stehn, der andere Zug vorfährt, die Türen auf- und zuschlagen, und fremde Menschen sie umdrängen und trennen.

Edith sieht sich im Coupé um. Sonst ist niemand eingestiegen, sie wird allein bleiben. Sie streckt die Arme empor und atmet tief auf. Das hat ihr vorhin sehnsüchtig vorgeschwebt: eine einsame stille Nachtfahrt, ganz still, und sie mit sich selbst ganz allein. Da will sie ins klare kommen über alles, — ja, und mit sich selbst ins Gericht gehn will sie auch.

Sie ist so gewohnt, jegliches schnell und selbständig

anzugreifen, daß sie sich diese beiden Dinge einfach vornimmt, als jetzt zu erledigende.

Hans Ebling steht noch vor dem Waggon und blickt, von den widerstreitendsten Empfindungen erfüllt, zu dem Fenster auf, hinter dem Edith ihm entschwunden ist.

Da läßt sie das Fenster herunter. Grad in dem Augenblick, wo die Signalpfeife ertönt. Tolles Verlangen ergreift ihn, nur noch einen Augenblick lang ihr Gesicht ihn anschauen und grüßen zu sehen.

Aber sie sieht nicht heraus. Nur eine schmale Hand in grauem Wildlederhandschuh schiebt sich über den Fensterrand, und während der Zug die Bahnhofshalle verläßt, flattert ein blauer Reiseschleier Hans Ebling entgegen.

Der Luftzug entreißt ihn der Hand, die ihn hält. Er fliegt auf, senkt sich wieder und bleibt am blanken Türgriff des Coupés hängen.

Wie ein blaues Wölkchen schwebt er dort grüßend im Winde.

Hans Ebling läuft einige Schritte nebenher, dann schwingt er sich mit einem Sprung, der ihm in der Zeit seiner verwegensten Turnkünste Ehre eingetragen haben würde, und ihm das Genick hätte kosten können, auf das Trittbrett, das er nur mit einem Fuß eine Sekunde lang berührt, und reißt den Schleier an sich.

Auf dem Bahnsteig haben sich die Menschen schon verlaufen, der mitfahrende Schaffner aber ruft ihm empört eine Flut von Drohungen zu.

Den Schleier in der Hand zusammengeballt, lenkt

Hans Ebling langsam seine Schritte nach dem Bahnhofsgebäude.

„Wann geht der nächste Zug nach Lübeck?" fragt er einen Beamten, dem er begegnet.

„Fünf Uhr früh," lautet die Antwort.

Also in den Wartesaal bis fünf Uhr früh. In die Stadt hineingehn will er nicht — allein.

In der Bahnhofsrestauration, in genau einer solchen, wie sie noch heute morgen seine Ungeduld weckte, sitzt er geduldig vor einem Glase abgestandenen Bieres und fröstelt.

Die gekränkte, ärgerliche Stimmung ist verflogen, seine Gedanken hängen voll wachen, warmen Interesses an Edith, folgen ihr auf ihrer Nachtfahrt, laufen noch einmal, Stunde um Stunde, den Tag zurück, der zwischen Morgen und Abend liegt. Was ist an diesem Tage in der Tiefe ihrer Seele geschehen? Er weiß es nicht. Was wird, durch diesen einzigen Tag vielleicht, irgendwann einmal noch in ihrem Leben geschehen? Küßte sie ihn, weil sie ihn liebte? Nein. Küßt man so für eine Liebkosung, die kalt gelassen hat? Nein. Was er auch denken mag, was er auch sorgen, hoffen, fürchten mag, es sind leere Phantasien. Den Schleier hat er nicht von ihrem Wesen gehoben.

Aber während Bild auf Bild in seinem Künstlerkopf aufsteigt, wird er nicht müde, mit berauschter Phantasie dem alten, ewigjungen Rätsel nachzugehn, an das er die Jahre seiner Jugend gewandt hat, und das ihn noch einmal gefangen nimmt.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen liegt Edith lang ausgestreckt auf dem Polster ihres Coupés. Auf der nächsten Station steigt noch eine Dame ein, aber es stört sie nicht, und sie merkt es nicht. Alle Vorsätze, die sie für diese Nacht gefaßt hatte, alle tiefen Gedanken, die sie ergründen wollte, sind ihr vergangen, und auch, daß sie mit sich ins Gericht gehn wollte, hat sie ganz vergessen.

Den Fellfußsack als Kissen unter den Kopf geschoben, schläft sie süß und fest und träumt von einer breiten, blitzend weißen Schneefläche, worauf ein Schlittchen mit hellklingenden Schellen hinabgleitet, — — — hinab —

Abteilung: „Innere Männer“

Sieh her, Otto, eine offizielle Danksagung der Mitglieder der Familie von Brinken: ‚Für die allgemeine Anteilnahme beim Tod und Begräbnis unserer unvergeßlichen Schwester und Nichte Christiane von Brinken, Krankenschwester am St. Michaelshause‘."

Doktor Otto Griepenkerl steht am Fenster seines Arbeitszimmers und blickt schweigend hinaus, wo ein feiner kalter Novemberregen vom Ostwind gegen die Scheiben getrieben wird. Im Hintergrunde, hell umstrahlt vom Schein der grünen Studierlampe, sitzt seine Frau am Tisch über die Abendzeitung gebeugt.

„Christiane?" wiederholt er nach einer Weile zerstreut, wie erstaunt, und seine Gedanken verbessern unwillkürlich: „Christel!"

„Die Teilnahme war auch wirklich allgemein," bemerkt seine Frau; „es sterben doch immer die unrechten Leute, Otto. Das könnt auch ihr Ärzte nicht ändern. Und sie war so gesund, Schwester Christa. Man sah noch kein weißes Haar auf ihrem Scheitel. Aber vielleicht nur, weil sie blond war. Meinst du nicht auch? In meinem Haar zum Beispiel, da verrät es sich eher."

Doktor Griepenkerl antwortet nicht. Er blickt noch immer auf das Straßenbild dicht unter ihm, auf das Treiben der Hauptstadt, das Drängen und Fahren,

und auf die Menschen, die mit hochgehaltenen Schirmen vorwärts hasten.

„Wie gemütlich es hier aussehen muß: von der Straße aus gesehen,“ denkt er zusammenhanglos, „das behagliche Zimmer im Erdgeschoß, im grünlichen Lampenschein.“ Und er denkt weiter: „Christel hatte kein Heim.“

„Von so einer Lungenentzündung wird ja gar mancher schnell fortgerafft,“ erwidert er seiner Frau.

Sie legt die Zeitung zusammen und faltet darüber ihre beringten vollen Hände.

„Der Prediger sagte sehr schön: ‚Das war eine Seele, die durfte in Frieden den Tod erwarten, wann er sie auch immer abrufen mochte, denn ihr ganzes Leben, von zarter Jugend an, stand im Dienste christlicher Liebe und Selbstaufopferung; — folgen wir ihr nach.‘ — Ja, ich verehrte sie auch sehr. Aber nachfolgen, — — nicht jeder kann doch so leben. Für so viele Menschen und für die Kranken und Leidenden, mein' ich. Man kann doch nicht mehr als seine Pflicht tun. Nicht wahr, Otto?“

„Nein, natürlich nicht,“ versetzt er etwas ungeduldig. Sie ist eine so tadellose Gattin und Mutter, seine Frau, — sie hat schon ein Recht, an dieser Stelle ein kleines Kompliment zu hören. Aber ihn verdrießt ihre Art, er ist nicht in der Stimmung zu loben.

„Ich will dich lieber nicht länger stören. Du hast gewiß noch viel zu tun. Morgen fällt dein Kolleg wieder sehr früh. Ich will nun zusehen, wie Ernst und Martha mit ihren Schularbeiten fertig werden.“

Er nickt nur, ohne sich umzudrehen, während sie hinausgeht. Aber von der Tür aus sieht sie noch einmal freundlich zurück auf die stattliche Gestalt ihres Mannes mit dem leichten Ansatz zur Fülle, und auf sein kluges, behäbiges Gesicht. Vielleicht ist er in diesem Augenblick nicht bei Laune, — aber alles in allem macht seine äußere Erscheinung den Eindruck unzerstörbarer Zufriedenheit.

Ihm selbst kommt mitten in seiner Verdrossenheit mit Überzeugung der Gedanke: nicht nur von draußen mag es hier traulich aussehen, — es ist in Wahrheit voll Frieden und Glück. Eine musterhafte Frau, wohlgeratene Kinder, sichere Carriere, Achtung und Ansehen, und ein nettes Vermögen. Alle irdischen Güter dieser Sorte weiß Doktor Griepenkerl zudem sehr wohl nach ihrem Wert zu schätzen. Nur heute, an dem naßkalten Novemberabend, kriecht die Melancholie durch jede Türritze. Ganz hinten, auf dem Grunde seiner Seele, ganz tief und dumpf, da fühlt er auch heute noch ein unangetastetes Behagen. Aber er hat keine Lust, es sich einzugestehn, keine Lust, zu loben, weder seine Frau noch sein Leben.

Er wendet sich vom Fenster ab, geht an seinen Schreibtisch und kramt eine Weile darin herum. Er muß die Lampe zu Hilfe nehmen, um zu finden, was er sucht. Endlich fällt es aus einem vergilbten Briefumschlag heraus: eine kleine Photographie, etwas verblaßt, ein ganz junges Mädchen in der Tracht der barmherzigen Schwestern vom Sankt Michaelshause. Eine weiße Schürze über dem klein gemusterten,

eng anliegenden Leinenkleide, ein weißes Häubchen auf dem dichten Blondhaar. Darunter ein sehr liebes Gesicht, aus dem nußbraune Schelmenaugen keck herausschauen. Ihm fallen gleich Verse ein, sobald er diese Augen wiedersieht. Keine selbstgedichteten freilich, — denn Doktor Griepenkerl gehört durchaus zu den seltenen Menschen, die sich niemals haben hinreißen lassen, Verse zu machen. Er hält sich für seinen Bedarf an anerkannte Muster und am liebsten gleich an die Klassiker, um sicher zu gehn.

Aber diese Verse, wie sind sie ihm vertraut geworden, als wäre er selbst ihr Dichter, — vertraut bis zu der kleinen Abänderung, die er an ihnen vornehmen mußte, damit sie genau paßten:

Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das dunkle Schelmenaug' dadrein,
Die dunkle Braue drauf,
Seh' ich ein einzig Mal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt! u. s. w.

In den übrigen Versen des in eine unbekannte Christiane R. verliebten Goethe ist ein Ton, der zu

dem Bilde des Fräuleins von Brinken nicht recht hätte stimmen sollen. Grade durch ihre vornehme Erziehung, grade dadurch, daß sie in allen Vorzügen und Vorurteilen des Adels groß geworden war, erschien sie ja dem Kleinbürgersohn, dem Studenten aus einfachem Hause, so überaus anziehend. Und doch hatte, wenn er recht nachdenkt, trotzdem eine frische, fast derbe Urwüchsigkeit in ihr gelegen. Keine Spur von Gemessenem oder Geziertem. Die edle Haltung saß ihr ebenso natürlich, wie der ärgste Schelm, und aus allem blitzte die übersprudelnde Lebenslust. Dieser Einklang von Form und Frische, von Feinheit und Derbheit bezauberte ihn ganz. Trug er doch selbst zwei Seelen in seiner Brust, von denen die wohlbekannte eine sich in sinnlicher Lebenslust mit klammernden Organen an die Erde hielt, während die andere großes Vergnügen an den Gefilden hoher Ahnen fand, von denen Christel abstammte, — und überhaupt eine starke Neigung zu allem besaß, was aufwärts führt in der Welt und Gesellschaft und dort Geltung und Ansehen gibt.

Gleich am ersten Tage, wo er Christiane in ihrem elterlichen Hause kennen lernte, erschien sie ihm wunderschön. Und wieder erinnerte sie ihn an ein Goethisches Bild, obgleich der Vergleichungspunkte wirklich nur wenige waren: Lotte im Gesellschaftsanzuge Brot schneidend, — es fehlte aber ganz die Hauptsache, der Kreis kleinerer Geschwister, — sie stand nur da und beaufsichtigte das Tafeldecken, einen Stoß Damastservietten auf dem runden Arm, der aus einem seidenen

Spitzenärmel hervorsah. In der anderen Hand hielt sie eine Brotrinde, in die sie selber tapfer hineinbiß.

Unter den Gästen, die bei ihren Eltern verkehrten, war Doktor Griepenkerl der bescheidensten einer, und wie ernst seine Absichten auch alsbald wurden, einstweilen durfte er das Christel nur von fern und in aller Zurückhaltung verehren. Das tat er denn auch mit der größten Ehrfurcht und Beflissenheit längere Zeit hindurch. Aber es war ganz seltsam: mochte er sich dem Christel in noch so ehrerbietiger und formvoller Haltung nähern, — immer kam dies zwischen den beiden wie eine Komödie heraus, die sie der andern wegen miteinander aufführten. Ihm selbst klebten die verschiedenen gesellschaftlichen Formen, an die er nicht lange genug gewöhnt war, noch so lose an, daß er manchmal Angst hatte, sie könnten sich plötzlich einmal, unter der Einwirkung irgend einer Hitze, wieder von ihm loslösen, und so hielt er sie auch in diesem Fall mit einer gewissen übertriebenen Würde sehr fest. Doch auch durch die korrekteste und gemessenste Unterhaltung, die er mit Christiane von Brinken führte, klangen für ihn die keckſten Worte und Anspielungen hindurch, und genoß er den Reiz einer zweideutigen Situation.

Aber seine zukünftige Gemahlin, als die er sie sich unausgesetzt dachte, durfte von solchen gottlosen Regungen nichts ahnen noch verstehn. Das war ja eben so eigentümlich reizvoll: sie sich gewissermaßen vorwegzunehmen, als das Christel seiner leichtsinnigen Träume, als das Mädel, das er drückte und küßte,

— und sie zugleich zu wissen als das vornehme Fräulein von Brinken, das sie vor aller Welt und vor ihm selber war. Und auch vor ihm sein sollte! Er wollte es gar nicht anders!

Er konnte noch jetzt mit großer Selbstzufriedenheit an sein Betragen in jener Zeit zurückdenken, und er fühlte damals recht wohl, wie er immer lieber im Hause gesehen wurde. Einem anderen jungen Mann, der mit ihm dort aus und ein ging, Hans Ebling, einem sehr talentvollen, angesehenen Künstler, hatte er vollends den Rang abgelaufen. Hans Ebling machte Christels älterer Schwester Liselotte stark den Hof, aber Heiratsabsichten hatte der nicht. Und immer wenn er sich verliebte, — und das tat er oft, — machte er sich irgendwie unmöglich. Er kompromittierte die Gegenstände seiner Liebe rechts und links. Doktor Griepenkerl hätte um die Welt sein Christel nicht kompromittiert. „Ansehen, nicht anfassen!" lautete sein Wahlspruch in dieser Beziehung.

Zum Anfassen sind ja andere Frauen in die Welt gesetzt, mit denen man sich schlecht und recht durchschlägt, bis man in die solide Futterkammer der Ehe gerät. — — Hans Ebling freilich gab das nun wieder nicht zu, — er behauptete, das seien grade die einzigen Frauen, die dafür nicht in Betracht kommen sollten, — aber der warf auch immer mit Paradoxen um sich.

Nachdem Hans Ebling fast ganz aus dem Brinkenschen Hause verschwunden war, weil die Eltern ihn ungern sahen, tauchte er unvermutet wieder auf, als beide kurz nacheinander starben und die Töchter ziem-

lich mittellos zurückließen. Liselotte, seine Flamme, die bereits zwei Bewerber um ihre Hand ausgeschlagen hatte, einen Assessor und einen Offizier, entschloß sich, das Oberlehrerinnenexamen zu machen und sich dem Lehrfach zu widmen. Christel hingegen wurde durch Beschluß der versammelten Mitglieder der Familie von Brinken zur Krankenpflege abkommandiert. Besondere eigene Neigungen oder Wünsche schien sie nicht zu hegen, auch war sie daran gewöhnt, sich dem Rat und Willen der Ihrigen zu fügen. Man wählte das Sankt Michaelshaus, — das „Volkshospital", wie es auch hieß —, weil es keinen ausgesprochen kirchlichen Charakter hatte, was Christel widerstanden haben würde, und ein wenig auch, weil Doktor Griepenkerl es befürwortete, der dort kurz vorher als Assistenzarzt angestellt worden war. — —

Doktor Griepenkerl hebt noch einmal die kleine verblaßte Photographie gegen das Licht der Lampe. Neben dem reizenden Kopf in der Umrahmung des weißen Häubchens nimmt sich die Hand, die das Bild festhält, unangenehm sinnlich-plump aus, — die sorgsam gepflegte Hand des Arztes mit ihren etwas zu kurz geratenen Fingern.

Er wirft die Photographie in das Schreibtischfach zurück und fängt an, im Zimmer auf und ab zu gehn. Lange, lange hat ihn diese alte Erinnerung nicht heimgesucht, — der Tod erst mußte kommen, daran zu rütteln. Aber einen Grund sie zu scheuen, hatte er wahrlich nicht. Nur an Besseres und Notwendigeres zu denken in seinem strebsamen Leben, als an alte Liebesgeschichten.

Das arme Christel hatte im Spital die erste Zeit sehr gelitten. Sie vermochte sich nur schwer und langsam in ihre Aschenbrödelstellung hineinzugewöhnen. Zwei ganze Wochen freute sie sich immer auf ihren freien Nachmittag, den sie bei Liselotte zu verbringen pflegte, — alle vierzehn Tage einmal. Doktor Griepenkerl war es sehr angenehm, daß sie auf diese Weise von allem Verkehr, den er nicht kannte, abgeschnitten wurde, daß die Vergnügungen und Bälle aufhörten, bei denen er immer fürchten mußte, sie bliebe irgend einem anderen im Arm hängen, — und daß ihr jetziges hartes Leben sie hinlänglich genügsam machte, um einst das Leben an seiner Seite als üppig genug zu empfinden. An den freien Nachmittagen ging auch er zu Liselotte hinüber, die ihre Wohnung nahe am Frauenlyzeum hatte, an dem sie damals studierte, und bei der man häufig Hans Ebling antraf. Die enge Mietsstube mit dem schmalen Bettalkoven, womit sie sich behelfen mußte, stattete sie sich mit Urväter Hausrat so schön und vornehm aus, daß Christel wähnen konnte, sie sei wieder daheim. Dann kauerte Christel zufrieden in dem alten hochlehnigen Sessel, dessen geschnitzter Rücken das Familienwappen der Brinkens trug, streckte die müden Füßchen auf den bequemen Großmutterschemel mit altmodischer Perlenstickerei und naschte von den verzuckerten Früchten, die Liselotte immer für sie bereit hielt. Auf Stunden vergaß sie dann mit ihrem leichten Sinn ganz, daß sie da, in der Mietsstube, unter Fremden, so verlassen saßen wie auf einer kleinen Insel im Weltmeer. Liselotte ver-

gaß es nie, aber zwischen ihren Familienmöbeln und Ahnenbildern schaute sie drein wie eine Schloßfrau.

Eines Tages, als die beiden jungen Männer von den Schwestern nach Hause gingen, bemerkte Hans Ebling: „Sie sind eigentlich ein schauderhafter Philister, Doktor. Haben dies reizende Ding, die Christel, gern, stopfen sich voll mit Heiratsprojekten und allerehrbarsten Absichten und sehen dabei ruhig zu, wie sie sich quält und abmüht, ihre Frische, ihre Munterkeit verliert, ohne daß es Sie jammert. Wenn Sie dann endlich so weit sind, daß Sie sie als ihr regelrecht Verlobter einmal abzuküssen wagen, dann wird sie längst nicht mehr das alte Christel mit den lachenden roten Lippen sein.“

„Davon verstehen Sie wirklich nichts,“ hatte Doktor Griepenkerl ungehalten erwidert; „was ich an ihr liebe, bringt eine solche Probezeit nicht um. Ihnen freilich ist sie nur ein hübsches Bild. Mir muß sie sich als mehr erweisen: als das weibliche Ideal, das jeder von uns sich so oder so bildet, wenn er nicht schon so abgebrüht ist wie Sie.“

Hans Ebling lachte.

„Und darauf bilden Sie sich wohl noch etwas ein? Unsere eigenen Schwächen und Fehler spielen nicht zum wenigsten mit bei der Bildung unserer sogenannten Ideale, mein Lieber. Besonders unsrer Frauenideale. Es wäre interessant, dies in Ihrem speziellen Fall ein wenig zu detaillieren. — Übrigens ist es ziemlich unangenehm für die Betreffenden, ‚idealisiert zu werden‘, wie ich sehe. — Wer die Frauen weniger hoch taxiert, ist barmherziger gegen sie.“

So sprach Hans Ebling damals in aller Harmlosigkeit. Aber die Ereignisse sorgten dafür, daß diese Unterredung Doktor Griepenkerl im Gedächtnis blieb. Er konnte es in der Folge gar nicht vergessen und verwinden, daß er mit solcher Verehrung vom Christel als von seinem weiblichen Ideal geredet hatte.

Kurze Zeit darauf traf er sie besonders häufig im Krankenhaus, denn sie war aus dem Saal der Verwundeten, der mechanisch verletzten Männer — in der Schwesternsprache „Abteilung für äußere Männer" genannt — in einen Saal für innere Krankheiten versetzt worden, wo Doktor Griepenkerl als einer der jungen Hilfsärzte beschäftigt war. Wie oft fanden sie sich am Bett des Kranken, wie oft begegneten einander Augen und Hände, wie schwer wurde es manchmal, die Maske aufzubehalten, das gemessene Wesen beizubehalten, — doppelt schwer gegenüber dem erregten, unsicheren und nervösen Benehmen, das Christel neuerdings zeigte.

Und dann — dann bekam sie die Nachtwache. Zu deutlich, abscheulich deutlich, steht noch diese Szene vor seinem Blick.

Neben dem großen Saal, wo zwanzig Betten, meistens mit Typhuskranken besetzt, standen, befand sich, wie bei jedem Saal, eine schmale Reservestube mit einem einzelnen Bett darin, in der bisweilen einer der Kranken isoliert wurde, wenn er durch lautes Stöhnen oder sonstige Unruhe den Schlaf der anderen zu sehr störte.

Eines Nachts hatte Doktor Griepenkerl die Tür

zu dieser Nebenstube geöffnet, um nach ihrem Insassen, einem jungen herzleidenden Arbeiter, der bald darauf starb, zu sehen.

Schwester Christa war bei ihm beschäftigt.

Sie war so beschäftigt, daß sie das Öffnen der Tür überhörte.

Sie stand da, tief über das Bett gebeugt, mit geschlossenen Augen, mit regungslos niederhängenden Armen und ließ sich herzen.

Es war nur ein Augenblick. Beide fuhren zurück, als sie den Eintretenden gewahrten.

Aber ohne diesen Augenblick, diesen rettenden, Erkenntnis bringenden, wäre Schwester Christa heute seine Frau. Das ist keine gemütliche Vorstellung! Wenn sie ihm kommt, dann denkt er nicht, wie vorhin, in einer Regung unwillkürlichen Mitleids: „Christel hatte kein Heim!“ sondern er denkt nur, nachträglich erschreckend: „An wie wenig hing es, und ich hätte sie in mein Heim aufgenommen!“

Aber er mag auf das häßliche Bild gar nicht in seinen Gedanken zurückkommen. Christiane von Brinken ist tot und liegt im Grabe, — und wie alle bezeugen und behaupten: nach einem aufopferungsvollen, bewunderungswürdigen Leben strenger, entsagender Pflichterfüllung. Man muß doch an das Gute glauben, was ihr in die Grube nachgerufen wird. Auch er will gern daran glauben. Und doch — — und doch! — — Dahinter? Hinter all dem, was die Welt mit ihren kurzsichtigen Augen sieht? Hinter dem ganzen Außenleben im Hospital, — in den stillen

Stunden, von denen niemand etwas weiß? Ist es denn denkbar, daß der Augenblick, den er belauscht, der einzige dieser Art geblieben ist? Ist es wahrscheinlich, ist es auch nur möglich, wenn eine solche Handlungsweise ihrer verborgenen Natur entsprach, und sie ihr damals schon nachgegeben?

Andererseits, — die Brinkens waren ein guter Schlag. Ein wie ernstes, vortreffliches Mädchen war Liselotte geblieben, im höchsten Grade achtungswert. Darum bekam sie ja auch, nachdem sie vor einigen Jahren eine Privatschule für „höhere Töchter guter Familien“ übernommen, Doktor Griepenkerls eigenes Töchterchen zur Erziehung. Immer wenn er Liselotte sah, — den dunkeln, jetzt wie weiß gepuderten Kopf mit den Brinkenschen Familienzügen, die in ihrer Jugend etwas zu scharf hervortraten, ihr nun aber vorzüglich stehen, — dann kam es ihm immer vor, als habe er jenen Moment mit Christel nur geträumt. So stark wirkt Liselottes verschlossene Würde. Sie ist gut emporgekommen, sie hat Haltung. Ihm scheint, sie müßten sich gegenseitig sehr schätzen, — er und sie. Aber er ist sich dessen nicht sicher, denn sie hat so etwas Undurchdringliches. — — —

Doktor Griepenkerl hat seinen Spaziergang im Zimmer unterbrochen und sich vor dem Schreibtisch niedergelassen, um sein Kollegienheft für morgen durchzusehen. Sein sehnlicher Wunsch, die akademische Karriere einzuschlagen, ist ihm durch das Vermögen seiner Frau erfüllt worden. Denn als er nun wirklich heiratete, suchte er nicht mehr im Adel, wo es

ihm übrigens auch an weiteren Konnexionen gebrach. Statt der süddeutschen Adeligen wählte er eine norddeutsche Bürgerliche aus reichem Kaufmannshaus. Und er wählte ausgezeichnet, — die solideste Ware. Aber eine Vernunftheirat war es darum doch nicht. Für ihn traf es sich einfach immer so glücklich, daß Vernunft und Neigung sich auf das schönste verbanden.

So hat ihm die böse Erfahrung zum Besten gereicht. Er ist eben immer der Mann, der da weiß, was er will, und es auch bekommt. Mit solchen Menschen ist die Vorsehung im Bunde. Wenigstens nennt seine Frau es so. Er selbst macht sich mit der Vorsehung und Ähnlichem nichts zu schaffen. Daher schreibt er es eigenem Können zu.

Aber an diesem Punkt seiner Gedanken angelangt, seufzt Doktor Griepenkerl und schiebt seine Hefte zurück. Nach der ganzen langen Erinnerungspromenade ist seine Laune um nichts besser geworden, und beinah fühlt er ein leises Bedauern und Vermissen, wenn er an Christel denkt.

Es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne, und töricht wäre es, das zu beanspruchen. Seiner tadellosen Frau fehlt eine Kleinigkeit, — oder man könnte es auch so ausdrücken: Sie besitzt ein Übermaß von Tugenden. Dabei sind dann ihre Sinne leer ausgegangen. Ihr fehlt mit einem Wort das, was aus Christels Schelmenaugen den Doktor Griepenkerl so verlockend angeblitzt hatte. Selbst ihre unbezweifelbare Schönheit war von einer gewissen nervenberuhigenden Art. Nie waren ihm jemals Verse

eingefallen, wenn er sie um sich sah. Es wurde reichlich aufgewogen durch ihre guten Eigenschaften. Aber es machte, daß ihr Gatte genau in dem Maße an Tugendhaftigkeit verlor, als sie davon zu viel besaß. —

Nun, das ist schließlich etwas, was kein Mensch weiß. Es geht auch keinen Menschen etwas an. Niemand hat ihm das Geringste vorzuwerfen. Niemand lebt, der ihn nicht als vortrefflichen Gatten, Vater, Bürger und Berufsmenschen anerkennen müßte. Man findet ihn immer auf dem richtigen Weg und auf dem Posten, — und danach allein hat man zu urteilen. Das andere, — ob man gelegentlich der kleinen Seitensprünge, ob man gelegentlicher Privaterholungen ein wenig abseits bedarf: das ist am Ende doch nur eine Temperamentsfrage. Das ist doch nur nebenher, — so ganz nebenher, daß man es selbst kaum bemerkt, — ein ganz kleines, ganz zierliches Teufelsschwänzchen, das auch das tadelloseste Leben irgendwo aufweist. —

Auf dem Vorplatz klingelt es. Doktor Griepenkerl achtet nicht darauf: er sitzt jetzt und macht Notizen in seinen Papieren.

„Ob der Herr Doktor zu sprechen ist," fragt eine bekannte Stimme im Vorzimmer.

„Fräulein von Brinken! Legen Sie doch ab! Bitte, kommen Sie zu mir herein. Wie schön von Ihnen, zu kommen!" ruft seine Frau in einem so rücksichtsvoll für ihn gedämpften Ton, als läge ein Kranker oder ein Schlafender in der Arbeitsstube nebenan.

Liselotte hat einen Schritt ins Wohnzimmer gemacht und läßt sich den Mantel abnehmen. Lang wallt der schwarze Trauerschleier über ihr Kleid nieder, und mit tiefernstem Ausdruck schaut ihr Gesicht unter dem vorzeitig ergrauten Haar hervor, das es wie eine lichte Wolke umgibt. Wer Liselotte sieht, glaubt nur schwer, daß sie unverheiratet geblieben ist und keine Kinder besessen hat: Kinderherzen fliegen ihr zu und ebenso das Vertrauen der Eltern.

„Mein Mann ist gerade sehr beschäftigt, gnädiges Fräulein, — wollen Sie nicht ein wenig mit uns bleiben, — er kommt dann herüber. Oder darf ich es ihm übermitteln?"

Liselotte schüttelt den Kopf.

„Danke, nein, es ist ein zu persönliches Anliegen. Und ich kann auch nicht auf ihn warten. Sie müssen mir schon erlauben, ihn zu stören. In wenigen Augenblicken ist es erledigt," erwidert sie, und Frau Doktor Griepenkerl begleitet sie zögernd und unschlüssig bis zur Tür des Heiligtums.

Auf ihr Klopfen ertönt ein ziemlich unwilliges „Herein!" Aber als sie demselben Folge leistet, fliegt der Stuhl vor dem Schreibtisch zurück, und es bewillkommnet sie die schönste Verbeugung und das liebenswürdigste Gesicht.

„Ich mußte Sie einen Augenblick sprechen," sagt Liselotte, „es duldete keinen Aufschub, denn ich habe Ihnen etwas zu überbringen."

„Es gibt nichts, was mir, von dieser Hand überbracht, nicht zugleich Freude brächte," scherzt er galant.

Sie zieht einen geschlossenen und versiegelten Brief aus ihrem schwarzen Sammetbeutelchen.

„Nein, — keine Freude," entgegnet sie mit bedeckter Stimme, „aber etwas Hohes und Kostbares. Schieben Sie Ihre Arbeit oder was Sie sonst vorhatten, zurück, werfen Sie fort, was Sie beschäftigt, und rufen Sie zum zweitenmal nicht ‚Herein', wenn es an Ihre Tür klopft. — — Es ist das Vermächtnis meiner Schwester Christiane an Sie."

Er hält den Brief in der Hand, in der Überraschung das Gesicht so ausdruckslos wie möglich, und sucht nach Worten.

Sie steht vor ihm in ihrer tiefen Trauerkleidung, den Kopf ein wenig gesenkt, sie blickt ihn nicht an.

„Nun haben Sie es in Händen," sagt sie kalt, fast feindselig, „lieber hätte ich es verbrannt."

Eine leichte Neigung des Kopfes gegen ihn, und ehe er noch hinzutreten und die Tür vor ihr öffnen kann, verläßt sie das Zimmer.

Draußen empfängt seine Frau sie, etwas ängstlich und bedenklich und auch etwas Neugierde in den Augen.

„Liebes Fräulein von Brinken, so rasch? Er ist wohl sehr beschäftigt?"

Liselotte nickt.

„Sehr. Wir wollen ihn nicht stören." — —

Doktor Griepenkerl aber steht neben seinem eben verlassenen Stuhl am Schreibtisch. Die Hände auf die Tischplatte gestützt, niedergebeugt über die losen Briefblätter, die vor ihm liegen, liest er, was Christiane von Brinken vor sechs Jahren für ihn aufschrieb.

„St. Michaelshaus.

„Ich schreibe diese Zeilen für den Fall, daß ich vor Ihnen sterbe. Wohl bin ich rüstig und gesund, und noch lang scheint der Tag der Arbeit. Doch niemand kann wissen, wie rasch es ihn ereilt. Und dann will ich getan haben, was der sterbende Verbrecher tut, wenn er in letzter Stunde den Priester kommen läßt: ich will gebeichtet haben. Aber nicht dem Priester, sondern dem Mitschuldigen.

„Nein, es ist wohl ein zu hartes Wort und ein ungerechtes Wort dazu. Jedenfalls aber sind Sie der einzige Mensch auf Erden, der es erfahren soll, daß ich den Tod eines Menschen auf dem Gewissen habe.

„Ich muß weit ausholen. Alles hängt so eng zusammen. Manchmal kommt es mir vor, als ob, ein kleines Stück aus den Alltagsereignissen herausgelöst, auch die ereignisschwersten Dinge anders gekommen wären.

„Wie ich Sie kennen lernte, mit neunzehn Jahren, da war ich noch ein Kind. Gut und dumm und glücklich wie ein Kind. Nie hatte ich jemand so recht ernstlich lieb gehabt, außer Liselotte, den Eltern und meiner Großmutter, solange sie lebte. Das waren zugleich lauter überlegene Wesen und Respektspersonen für mich. Denn selbst Liselotte, obschon sie doch nur drei Jahre mehr zählte als ich, benahm sich gegen mich fast mehr mütterlich als schwesterlich. Und auch Sie wurden eigentlich gleich eine Respektsperson für mich. Sie machten einen so viel gesetzteren, ernsthafteren Eindruck als unsere jungen Leutnants und Referendare. Das würde meine heitere Gemütsart

sicher nur wenig angesprochen haben ohne Ihre Bemühungen um mich. Damit will ich nicht sagen, daß ich Sie aus geschmeichelter Eitelkeit lieb gewonnen hätte. Ich will nur sagen, das Erste, das Entscheidende, ging von Ihnen aus, Sie nahmen mich, Sie weckten mich, weckten mein Selbstbewußtsein, Sie machten, daß ich mich ausgezeichnet und erkoren fühlte. Und dann kam noch etwas anderes hinzu, das ich nicht nennen kann. Ich kann es auch nicht deutlich beschreiben. Es lag in Ihrer Art mich anzublicken und zu berühren. Wir verkehrten ja gewiß förmlich miteinander — förmlicher als mit all diesen jungen, uns zum Teil verwandten Männern, mit denen Liselotte und ich im Elternhause scherzten und lachten. Aber bei keinem von ihnen allen überkam mich, wie bei Ihnen, das wunderliche Gefühl, wie wenn die äußere Verkehrsform nur so ganz Oberfläche und Schein sei, während die wirkliche Sinnesart, das wirkliche Benehmen davon abwiche. Mir schien es immer, ohne daß ich recht begriffen hätte, warum, als verkehrten wir heimlich und vertraut. Empfindungen, allerlei verlangende Regungen, wie ich sie nie gekannt und die ich nicht verstand, wachten in mir auf. Ich versuchte herauszufinden, ob es bei Liselotte ebenso sei und was sie davon halte. Sobald ich aber ein solches Gespräch anfing, verfiel Liselotte darauf, mich vor Ihnen zu warnen. Natürlich nahm ich ihr das übel, denn ich konnte ja sehen, daß alle bei uns Sie achteten und man von Ihnen und Ihrer Zukunft nur Gutes sprach. Ich vergalt es ihr gewöhnlich damit, daß ich Hans

Ebling anschwärzte, auf den sie große Stücke hielt und der doch einen entsetzlichen Lebenswandel führen sollte. Sie sagte einmal darauf: ‚Es gibt Menschen, an denen sieht man alles Häßliche, und ihr Ruf tut noch etwas hinzu. Vor denen ist es leicht, sich in acht zu nehmen. Dann gibt es andere, von deren Innerem sieht man nichts, und ihr Ruf redet gut. Das ist sehr nachahmenswert, aber nicht liebenswert. An Hans Eblings entsetzlichen Lebenswandel hält man sich infolge einer einzigen sicher verbürgten Geschichte: nur weil sie sich in der Gesellschaft abspielte.‘

„Als die Eltern starben, war Liselotte die einzige, die davon abriet, mich ins Krankenhaus zu stecken. Man hörte nicht auf sie, und das ist ein großes Unglück für mich geworden. Der Beruf einer Krankenschwester eignet sich nach meinen Erfahrungen auf die Dauer nur für zweierlei Menschen: für solche mit ausgeprägter spezieller Lust und Begabung für die Krankenpflege, die nicht jedermanns Sache ist, und dann für alle, die irgendwie Schiffbruch gelitten haben mit ihren Hoffnungen und ihrem Lebensglück, mit einem Wort, für die Resignierten, denen es wohltut, fremde Leiden zu lindern, um das eigene Leid zu vergessen. Es bleibt noch eine dritte Möglichkeit: daß das Los der barmherzigen Schwestern so günstig gestaltet, so erleichtert und verbessert werde, daß es keiner ungewöhnlichen Barmherzigkeit bedarf, um es zu tragen, daß es den Vergleich aushält mit anderen bürgerlichen Berufen, in denen wohl Ansprüche an die Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit gestellt werden, nicht aber an eine

rein abstrakte Selbstlosigkeit. Dann würde dieser Beruf aber auch die üble Vornehmheit verlieren, durch die er es erreicht, daß unversorgte Waisen unserer Stände ihm als dem standesgemäßesten einfach verfallen.

„Von einem jungen, zwanzigjährigen, lebenslustigen Ding, wie ich eins war, darf man nicht zu viel verlangen. Mir steckte das Herz voll Erwartung und Erregung, ich hätte mich schon bei jeder sonstigen Tätigkeit zusammennehmen müssen, um ihr zu genügen. Und dazu kam noch das heftige Widerstreben meiner verfeinerten Gewohnheiten und Nerven hinzu. Ich fürchtete mich keineswegs vor Blut und Operationen, aber ich ekelte mich namenlos vor der Berührung mit Eiter und beschmutztem Zeug, vor den groben täglichen Handreichungen und Dienstleistungen. Mein Körper fing an darunter zu leiden, daß ich zu viel und zu widerwillig arbeitete. Sahen Sie das alles nicht, unter dessen Augen es sich doch zutrug? Ihre Befürwortung dieser Berufswahl war einer der stärksten Gründe, weswegen ich standhielt. In meiner erregten Einbildungskraft suchte ich mir vorzustellen, meine Arbeit sei mir von Ihnen selbst und gleichsam wie eine Aufgabe auferlegt worden, die ich bestehen sollte, um Sie zu gewinnen. Ich wußte wohl, daß nur strenge Ehrenhaftigkeit Sie davon abhielt, offen um mich zu werben, und daß Sie es an demselben Tag tun würden, wo die äußere Möglichkeit dazu vorhanden sein würde. Aber sie blieb lange aus, und mir erging es nicht besser. Als ich von den Frauen und Kindern weg in die Abteilung für Männer ge-

schickt wurde, verschlimmerte es sich noch. Häufiger als sonst sah ich Sie in ungesuchter, ungewollter Vertraulichkeit am Krankenbett, und stärker als sonst ging von Ihnen die sonderbare Erregung aus, die ich nicht zu deuten wußte. Dabei verwirrte es mich immer wieder seltsam, daß ich in Ihrem äußeren Benehmen nach wie vor, wie an eine glatte Mauer, an der man hilflos abgleitet, auf die förmlichste Haltung stieß.

„Man glaube nicht, daß die unsinnige Überbürdung mit Arbeit, der viel zu schwere Dienst bei diesen kranken Männern dagegen ein Heilmittel gewesen wäre, weil er mich aufrieb und ermattete! Er war im Gegenteil der beste Bundesgenosse bei dem Werk, mich zu Grunde zu richten; an ihn gab ich meine Kraft, meine Überwindungskraft hin, und dann stand ich da in meiner Haltlosigkeit, Überreizung und Schwäche.

„Vielleicht besitzen Sie noch das kleine Bild, das Sie sich gleich nach meiner Einkleidung von mir erbaten: ‚Um des reizenden Kontrastes willen,‘ sagten Sie, ‚den dieses Kleid zu diesem Antlitz bildet.‘ Es schmeichelte mir damals, ich begriff noch nicht das Mitleidlose und Kaltherzige darin, daß Sie mich gerade so ausstaffiert vor sich sehen wollten.

Unter meinen Mitschwestern gab es gute Kameradinnen, aber keine Freundinnen für mich. Wir Brinkens schließen uns schwer an, und mein süßestes Geheimnis hätte ich ja doch nicht preisgeben mögen. So blieb Liselotte die einzige Vertraute. Aber ihr selbst ging es schlecht. Sie saß über ihren Schulbüchern fast ebenso ungern, wie ich am Bett meiner

Kranken. Manchmal fand ich sie tief niedergeschlagen, einmal in Tränen — Liselotte in Tränen! — über einer alten angelsächsischen Grammatik. Oder war es gar nicht die Grammatik, weswegen sie weinte? Ich wußte es nicht. Ein anderes Mal erschien sie mir wieder, ebenso unmotivierterweise, wie erstrahlend von Leben und Glück. Vorübergehend dachte ich, sie habe jemand ihr Herz geschenkt, aber wer konnte das sein? Hans Ebling konnte sie nicht so beglückt erscheinen lassen, auf den war kein Verlaß.

„Um diese Zeit, etwa eineinhalb Jahre nach meinem Eintritt in das St. Michaelshaus, wurde uns dort ein junger taubstummer Arbeiter eingeliefert. Er hatte an Gelenkrheumatismus gelitten, bei welcher Gelegenheit ein schweres älteres Herzleiden konstatiert wurde. Manchmal lag er in einem Schwächeanfall da, dann wieder war er von erregtester Lebendigkeit. Er fiel auf durch seine jugendliche Schönheit, durch den Kopf voll weichgelocktem, braunem Haar, durch seine tiefblauen, merkwürdig klar glänzenden Augen, — die Augen der Herzkranken. Und er war ein Taubstummer. Jetzt, wo ich dies so hinschreibe wie irgend eine andere Tatsache, berührt es mich selbst wie etwas Unbegreifliches, daß ich jahrelang nur mit Entsetzen und Grauen daran habe denken können. Als enthalte diese Taubstummheit eine gespenstische, übernatürliche Gewalt, ja, als sei er nicht ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen, sondern ein mehr als menschliches Wesen.

„Anfangs verschönte seine Stummheit ihn nur in meinen Augen. Man muß wissen, wie roh und er-

nüchternd die Worte aus dem Munde der Arbeiter oft auf mich wirkten, um das zu verstehen. Dieser sprach nicht, er riß keine Witze, er polterte nicht seine Ungeduld heraus, er gefiel sich in seinem Bett nicht als der bediente Herr, der die Schwestern in Atem hält. Dieser lag still da, hilfloser als die anderen, nur von Zeit zu Zeit mit einer kleinen rührenden Handbewegung mich herbeibittend. Was mich an seinen Genossen störte, war äußerlicher Art und machte mich ungerecht gegen sie; was mir an ihm gefiel, war auch nur Außenseite, machte mich aber geneigt, alles Fehlende hinzuzudichten. Darin rächte sich unsere Erziehung an mir, die auf die äußere Form mehr Wert legt, als ihr zukommt, und den Blick für das Innenleben trübt.

„Weil er des Nachts unruhig war und im Schlummer häufig laut stöhnte, wurde er nach einer Weile in die Nebenstube umgebettet. Hier war er einige Tage lang sehr krank und nahm meine Pflege fortwährend in Anspruch. Dann, als der Anfall vorüberging, folgten mir seine Augen unausgesetzt mit dem Ausdruck einer beharrlichen Zärtlichkeit. Mit der dankbaren Zärtlichkeit eines Kindes, dem man wohlgetan hat und das seine Pflegerin herbeisehnt. Und wie ein von mir abhängiges Kind hatte ich ihn liebgewonnen, während ich ihn stützte und bettete, fütterte und bewachte. Dann folgte dem Zustand gänzlicher Ermattung wieder das aufgeregte Wesen. Oft griff er nach meiner Hand, meinem Arm und hielt sie fest, oft blickte er, als ob er etwas von mir heische, auf mich mit einem Ausdruck unwiderstehlichen Willens

in den Augen. Ich war ihm zu Willen, soviel ich konnte und verstand, ich nahm seine lebhaften Bewegungen, mit denen er mich in seine Nähe rief oder festhielt, für die ihm einzig mögliche Sprechweise, und ohne daß es mich beunruhigt hätte, empfand ich seine Hand, seinen Blick als eine wohltuende Macht.

„Da erhielt ich den Nachtdienst.

„Sie werden meinen, was nun geschah, brauchte ich nicht mehr zu erzählen. Aber Sie können nicht wissen, nein, Sie können nichts davon ahnen, wie ausschließlich in dieser ganzen Zeit meine Gedanken sich mit Ihnen beschäftigten. Nur an Ihnen hing ich, nur Sie allein habe ich geliebt! Ich verlangte mit meiner ganzen Seele nach Ihnen, und dieses Verlangen, ungestillt, in steter Unsicherheit erhalten, zugleich angereizt durch Ihre Gegenwart und verwirrt durch Ihre Haltung, gerade das wurde mir zum Verderben. Ich kann es nicht erklären, ich kann nur schildern, wie ich empfand — bin ich eine Kranke, bin ich eine Verworfene gewesen? — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich mir keiner Untreue gegen Sie bewußt wurde — ja, daß eben dieselbe leidenschaftliche Spannung, die Sie weckten, mich ihm, dem fremden Arbeiter, gegenüber wie ohnmächtig machte. Ich fühlte mich schwach in den Armen und Knieen, wenn ich bei ihm war, und ich weinte im Traum nach Ihnen, wenn ich schlief. — Wenn man in die nächtlichen Träume einer Menschenseele hinabsehen könnte, würde man sie in ihren Widersprüchen und geheimen Ängsten vielleicht oftmals ver-

stehen. In meinen Träumen vermischten sich mir beide Gestalten so unentwirrbar miteinander, daß ich nur einen zu sehen glaubte, den ich liebte, das aber waren Sie. Sie waren es, dem ich seinen Körper lieh, und Sie flehte ich an, mir von Ihrer Liebe zu sprechen, mir Gewißheit und Halt zu geben — fortzuwerfen, was Sie aus äußerlichen Rücksichten so fremd und förmlich gegen mich machte — und Sie waren es, der nicht zu mir reden konnte, weil er taubstumm war.

„Damals würde ich Liselotte mein ganzes Herz ausgeschüttet haben, und vielleicht hätte sie mich gerettet. Aber Liselotte hatte mich verlassen. Seit einem Monat war sie in Paris, um Französisch sprechen zu lernen. Und schon seit vielen Monaten weilten ihre Gedanken nicht mehr bei mir. Ich fühlte, daß sie vor mir etwas heimlich hielt, und das machte mich selbst verschwiegen. Wir waren zueinander nicht mehr ganz unbefangen, und wenn wir zusammensaßen, sprachen wir manchmal vom Frühling, der draußen ausschlug, anstatt von uns. Und in den Frühling reiste sie hinaus — ‚dort blüht es schon längst!' sagte sie mit leuchtenden Augen — und ich blieb traurig und allein zurück und starrte aus meinem Schwesternstübchen in den breiten Spitalhof hinab, dessen Buschwerk sich mit jungem Grün bedeckte.

„In der Nacht, in der Sie so unerwartet die Nebenstube am großen Typhussaal betraten, hat er mich geherzt und geküßt. Nur diese Küsse habe ich in meinem ganzen Leben von einem Mann empfangen, nur diese Hände haben mich berührt und geliebkost —

und doch war die Wirkung so groß, so entsetzlich, wie nur Schande, Schmach und Laster sie nach sich ziehen können.

„Eine Sekunde lang kam es mir wie etwas Unmögliches, etwas Wahnsinniges vor, daß Sie und er in zwei getrennten Wesen und Gestalten da vor meinen Augen stehen konnten. Was ich ohne inneren Zwiespalt wie eine untrennbare, geheimnisvolle Einheit empfunden, das riß plötzlich mit gräßlicher Eindringlichkeit in zwei Fratzen, zwei Unnaturen auseinander, die ich in meinem eigenen Innern getragen haben sollte. Ich sah alles grell, deutlich, mitleidslos, wie es war. Ich sah mich selbst als Dirne, erkannt und gebrandmarkt von dem, den ich liebte. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Verbrechen gibt, das eine solche Minute der Hölle und der Ewigkeit nicht sühnte. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Mann gibt, der sich hineinzuversetzen vermöchte in das, was in einer solchen Minute ein Weib durchleidet.

„Aber es wäre nutzlos, jetzt noch davon zu sprechen. Ich möchte nur hinzufügen, daß meine Qual und Selbsterniedrigung mich nur noch unlöslicher an Sie kettete. Der jähe Verlust dessen, was meine ganze Lebenshoffnung ausgemacht, erhöhte Ihren Wert noch tausendmal für mich und glorifizierte Sie förmlich in meinen Augen. Je abscheulicher ich mir selber vorkam, desto größer und edler erschien mir jetzt die Zurückhaltung, mit der Sie mir begegnet, die Selbstbeherrschung und Ruhe, mit der Sie auf Ihre Zeit gewartet. Mich dürstete jetzt nach Ihrer Nähe in

anderer Weise als bisher, mich dürstete nach Ihnen wie nach der Gegenwart des Reinen und Hohen, dessen ich mich unwürdig gezeigt hatte.

„Mit einer stumpfen Verzweiflung im Herzen, apathisch und zerbrochen, versah ich in der nächsten Nacht meinen gewohnten Dienst. Der Taubstumme hatte am Tage einen schlimmen Anfall gehabt, und sollte alle zwei Stunden eine Dosis Digitalis erhalten, um die gesunkene Herztätigkeit anzuregen. Bis zu dem Augenblick, wo ich bei ihm eintreten mußte, um ihm die Arznei zu reichen, war er aus meinen Gedanken wie hinweggelöscht gewesen. Jetzt, da mein Blick auf den Schlummernden fiel, stieg in mir ein Gefühl wilden Hasses auf. Und so wild und ungezügelt dies Gefühl auch war, es lag für mich etwas Helfendes darin: ich hörte wenigstens für einen Moment auf, mich selbst zu beschimpfen und zu verunglimpfen — ich entrüstete und empörte mich wider einen anderen. Vielleicht war das erste das Moralischere, aber dies zweite war sicher das Natürlichere für mich, denn im Grunde fehlte mir ja doch das richtige Schuldbewußtsein. Aber in meinem Haß lag zugleich auch ein sonderbares kaltes Entsetzen: es muß wohl der Haß gegen den gewesen sein, dem man rettungslos angehört, rettungslos, als sei man dem Teufel selbst verschrieben. Denn das ist das Grauenvolle und Unbegreifliche: daß ich mich zugleich vor ihm fürchtete. Ich fürchtete mich vor seinem Erwachen, vor seinem Blick, vor der Nähe seiner Hand, dieser weißen, schmal gewordenen. Ich fürchtete mich

wie jemand, der gelähmt und vernichtet am Boden liegt und keine, auch nicht die leiseste Bewegung der Selbsthilfe machen kann. Je monströser, je ungeheuerlicher mir das Geschehene vorkam, eine desto übermenschlichere Gewalt mußte ja von ihm ausgegangen sein, um es zu erklären.

„Ich stand wie im Starrkrampf am Bett, mit angehaltenem Atem und dem einzigen bis zur brennenden Sehnsucht gesteigerten Wunsch: ‚Sei nicht da! Sei nicht da! Wach nicht auf! Wach nicht auf!'

„Die Zeit verstrich langsam, es blieb totenstill ringsum, nur hie und da ein schwerer, stöhnender Atemzug oder ein Aufhusten im großen Saale nebenan.

„Meine Finger umklammerten das Fläschchen mit den lebenstärkenden Tropfen, bis sie kalt und starr wurden.

„Da regte er sich.

„Ich flog zusammen, und mit eisigem Schreck im Herzen, mit trockenen Lippen und weitgeöffneten Augen sah ich auf ihn hin.

„Aber er bewegte nur, wie suchend, den Arm ein wenig, dann sank er wieder zurück.

„Mein Herz begann in wilden Schlägen zu schlagen, meine Pulse flogen. Zitternden Fußes, als gelte es jetzt nur noch kleine Anstrengung, um mich aus Todesgefahr zu retten, schlich ich hinaus. Die Stunden verrannen, eine nach der anderen.

„O diese Nacht! Wie steht sie vor mir, in mein Gedächtnis hineingebrannt, mit einer jeden ihrer endlosen Stunden! Ich irrte an seiner Tür vorüber,

mehr als einmal lag meine Hand auf dem Türgriff, aber ich öffnete sie nicht wieder. Sonderbar und wie in einer geistigen Störung wurde ich von zwei einander widersprechenden Gedanken gleichmäßig entsetzt und gepeinigt. Der eine raunte mir immerfort zu: ‚Er stirbt! Er liegt hilflos und leidet. Er ringt nach Atem, er erstickt! Siehst du nicht, wie seine Nägel sich in das Bettuch einkrallen? Und die Arznei in deiner Hand bedeutet sein Leben!' — Der andere Gedanke aber, das war wie Wahnsinn, das war wie ein höhnisches Gelächter: ‚Er kann gar nicht sterben, nie und nimmer kann er sterben! Hat er nicht Gewalt über sich und dich? Während du dich quälst, liegt er da und lächelt.'

„Ich weiß nicht, welche von diesen beiden Vorstellungen siegte.

„Als der Morgen heraufkam, fand man mich neben seiner Tür besinnungslos ausgestreckt, das Fläschchen in der Hand.

„Er war tot. — — —

„Bin ich zu ihm hineingegangen, habe ich ihn sterben sehen? Habe ich ihn schon als Leiche erblickt, als er starr dalag? Sind das nur Bilder und Fiebergesichte, die mich ängstigten und aufjagten, während ich in schwerem Nervenfieber wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte?

„Ich weiß es nicht.

„Als ich wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, saß Liselotte an meinem Bett. Blaß und mager sah sie aus, als läge auch hinter ihr Kampf und Krank-

heit, aber ihre lieben Augen blickten so verständnistief, mit so viel Mitleid und Güte in die meinen, daß ich zum ersten Glücksgefühle wieder kam, als ich mich an ihrem Halse ausweinte.

„Sie war nicht nur sofort herbeigeeilt auf die erste Nachricht von meiner Erkrankung, sie begleitete mich auch auf das kleine Gut unseres alten Onkels, wo ich mich in den Sommermonaten erholen sollte. Gewiß hat ihre Art, mich mit stummer Liebe zu umgeben, das meiste dazu getan, daß ich wieder gesund wurde. Aber meiner Sehnsucht, mich gegen sie auszusprechen, kam sie nicht entgegen. Einmal des Abends im Garten, als wir zusammensaßen und meine Hand sich in die ihre schlich, da umfaßte sie mich plötzlich mit ihren Armen und sagte ganz leise, zärtlich und eindringlich: ‚Christa! Halt mich nicht für fremd und kalt! Ich versteh' alles, ich weiß alles! Aber du mußt schweigen! Wir alle müssen es. Später wirst du es selbst einsehen und dich freuen, daß kein gesprochenes Wort dir auf der Seele brennt. Du hoffst Erleichterung davon, aber es ist Belastung. Quäle dich nicht um vergangene Gedanken und Handlungen, gib dir dein eigenes Recht zu allem, was du getan haben magst, aber denke, daß auch die Welt nach ihren eigenen Gesetzen lebt und leben muß. In unsere tiefsten Herzen hat sie nicht hineinzusehen. Und in Bezug auf unser tiefstes und verborgenstes Empfinden gehört auch noch der liebste Mensch mit zur ‚Welt'. Du bist dir nicht schuldig, der Welt zuliebe zu leben, aber Haltung bist du dir schuldig. Und wenn du dich

quälst und wenn sie dir schwer fällt, so nimm sie zum freiwilligen Preis für das, was du dir vorwirfst.‘

„So ungefähr sprach Liselotte. Mochte sie sich aus meinen Fieberphantasien, mochte sie sich aus ihren eigenen Ahnungen einen falschen Sachverhalt zusammengestellt haben, jedenfalls mißverstand sie mich im Hauptpunkt. Aber dennoch klammerte ich mich an ihre Worte wie an eine Rettungsplanke, die einem Ertrinkenden zugeworfen wird. Weniger des Inhalts ihrer Worte wegen, als deshalb, weil diese überhaupt eine Vorschrift, eine Weisung, einen Rat enthielten. Aus der Angst und gänzlichen Verwirrung meines Inneren wuchs das starke Bedürfnis, mir ein Verhalten vorschreiben zu lassen. Denn zu dem einzigen Verhalten, das ich mir anfangs zagend selber vorgeschrieben hatte: bekennen, nicht Liselotte im Vertrauen bekennen, sondern eben gerade der ‚Welt‘, von der sie sprach, — dazu fehlte mir der Mut.

„Und so hörte ich aus allem nur das eine heraus, daß ich schweigen durfte, wo mir das Sprechen so unsäglich schwer fiel — wenn ich dafür auch schweigen mußte ihr gegenüber, der zu bekennen mich so inbrünstig verlangt hatte. Je größere Selbstüberwindung das Geheimnis zwischen uns mich kostete, desto richtiger, desto gerechter kam es mir vor, sie zu üben. Ich griff gierig auf, was einer freiwilligen Sühne gleichen konnte.

„Liselotte setzte es im stillen durch, daß mein Onkel mir den Vorschlag machte, das Krankenhaus ganz zu verlassen und bei ihm zu bleiben. Als ich

darauf Liselotte mitteilte, mein fester Entschluß sei es gerade, mein ganzes Leben der Krankenpflege zu widmen, da weinte sie. Sie sagte nur traurig: ‚Wenn du so fühlst, mußt du freilich so handeln, Christa.'

„Mir graute vor meinem eigenen Entschluß wie vor dem lebendig Begrabenwerden. Doch eben deshalb meinte ich, ihn auf mich nehmen zu müssen. Wie konnte es anders sein? Ich vermochte das, was geschehen war, nur mit d e n Augen zu betrachten und zu beurteilen, die uns die Erziehung dafür eingesetzt hat. Daraus folgte die innere Nötigung, mir eine Buße für mein Tun aufzuerlegen und mir unter allen Opfern das schwerste auszusuchen. Auf diesem Wege — dem Wege der christlichen Askese, deren Glaubensvorstellungen bei vielen von uns schon wanken, deren Moralideen uns aber in Fleisch und Blut übergegangen sind, — bin ich im stillen, harten Seelenkampf die selbstlose, pflichttreue Schwester Christa geworden, als die man mich heute rühmt. Zu Liselottes Privatmoral mich zu erheben, fehlte mir der Charakter und damals auch der freie Kopf. Von dieser Moral, die übrigens ja ebenfalls ganz und gar das Resultat bestimmter Lebenskreise und Standesvorurteile ist — eignete ich mir nur ein kleines Stückchen an, wohin ich mich gelegentlich vor meinem Allerweltsgewissen zurückzog wie in ein Schlupfwinkelchen. Dies Stückchen enthielt die Worte: ‚Die Welt braucht uns nicht ins tiefste Herz zu sehen, und was da vorgeht, soll nicht vor dem Pöbel profaniert werden. Nichts gehört uns so unveräußerlich an wie unser Büßen und Sehnen.'

„Heute bin ich viel, viel älter als damals. Im grauen Einerlei meines Lebens habe ich über manches still nachdenken gelernt. Ich habe mit der peinvollen Arbeit aufgehört, mich zu verurteilen und Sie zu glorifizieren. Ich habe die verlorene Seelenruhe wiedergewonnen, wennschon es eine tödliche Ruhe ist. Ich durfte, ich sollte mich im Dienst der anderen vergessen, mit allem, was an Reue oder Sehnsucht, an Weh oder Glück in mir gelebt haben mag, und ich tat das so getreulich, bis ich im Grunde kein rechtes eigenes Selbst mehr besaß — ja, bis ich die ausgezeichnet fungierende Liebesmaschine geworden war, die man jeden Tag nur frisch aufzuziehen braucht.

„Und jetzt frage ich mich, warum mir im Anfang dieses Schreibens das Wort ‚Mitschuldiger' entschlüpfte. Es muß Worte und Empörungen geben, die sich in unsere Träume einzuschleichen wissen, ohne daß wir ihnen im Wachen ein Recht zugestehen. Ich nehme dieses Wort zurück und lege mein Bekenntnis als das der allein Schuldigen in Ihre Hände, als in die eines Menschen, der es offenbar besser verstanden hat als ich, sich rein und fest zu erhalten in den Wirrnissen und Versuchungen, die uns umgeben.

„Ich will nicht rütteln an der Verehrung meiner Jugend.

„Sie sind emporgestiegen, und ich bin gefallen im Kampfe des Lebens.

„Es mußte wohl so sein. —

Christel von Brinken."



Mädchenreigen

Der Tapezierer arbeitete schon seit Stunden im Hochparterre des alten Familienhotels. An den Rolljalousien derjenigen Stuben, die in den schattigen Garten hinausgingen, wurden Änderungen angebracht, damit sie besser funktionieren möchten — dergleichen war hier ziemlich oft notwendig in diesem altmodischen Gebäude. Dafür lag es aber auch so behaglich, einem ruhigen Gartenhause ähnlicher als einem Hotel inmitten Münchens, und wer hier wohnte, der blieb gern und lange, das konnte man den Zimmern ansehen. Passantenzimmer waren das nicht.

Besonders dies eine, wo jetzt seine Leiter am Fenster lehnte: die Art schon, wie der breite bequeme Schreibtisch stand, mit einem Fell darunter, und dann dieser glückliche Einfall, das Bücherregal, wofür sich kein rechter Wandplatz mehr gefunden hatte, von der schmalen Zwischenwand der beiden Fenster aus mitten ins Gemach hineinragen zu lassen — das ergab zwei Nischen mit konzentriertem Licht und war gar nicht übel: etwa für ein Herrenzimmer der nächsten bestellten Wohnungseinrichtung in knapp bemessenen Räumen.

Dem Schreibtisch gegenüber befand sich am Fenster ein großer Sessel von stark abgenutztem Strohgeflecht, auf dem niederen Tischchen davor lag neben dem

sehr simpeln Rauchzeug eine Reitgerte. Darüber hingen, mit blanken Reißstiften befestigt, mehrere Photographien: schöne jugendliche Mädchenköpfe.

Der Tapezierer stieg von seiner Leiter und sammelte das Handwerkszeug zusammen, das er auf dem Toilettentisch am Bettwandschirm zerstreut hatte. Da war nämlich Platz genug dafür: nur ein einziger Kamm, nachlässig in eine Ecke geschoben, deutete auf die Bestimmung der Toilette hin. Ein eitler Mann konnte es nicht sein, der sich Morgens vor ihr frisierte.

Schräg über den Gang stand die Tür zum letzten Zimmer auf, wo es noch zu arbeiten gab — einem prächtigen Ecksalon. Eben erst schien es besetzt zu werden: noch lag eine Juchtenhandtasche auf dem Teppich und nur das Reisenecessaire war schon herausgezogen und auf dem Tisch geöffnet worden. Das Abendlicht der Sonne, das rötlich durch die blühenden Kastanienwipfel draußen hereinfiel, blitzte und flimmerte auf der silbernen Einfassung all der zahlreichen Dosen, Kristallflacons, Bürsten und Handspiegel, die da durcheinander standen.

Zwischen ihnen lag eine Handvoll langstengeliger, schwer duftender roter Rosen.

In diesem Augenblick kam ein leichter, fester Schritt den Gang hinab, machte unweit der Tür Halt und ein junges Mädchen warf einen flüchtigen Blick auf das Stilleben auf dem Tisch. Ja, es war wohl ein junges Mädchen, ein recht junges sogar, und daß es nicht so aussah, kam wohl von der Radfahrtracht mit den Pumphosen her.

Sie nahm die kleine Mütze vom dunkeln, kurzgeschnittenen Haar, zog einen Schlüssel aus der Tasche und als sie ihre Zimmertür unverschlossen fand, sagte sie noch in halb fragendem Ton zum Tapezierer hinüber, dem sie dabei freundlich zunickte: „Bei mir ist's wohl schon fertig?"

Aber der Mann, der gerade seine Leiter neu aufstellte, vergaß vor lauter Verwunderung zu bejahen; denn die Stube, die sie offenbar bewohnte, das war ja das „Herrenzimmer" drüben!

Inzwischen trat in die Eckstube der Hausknecht mit einem Koffer auf der Schulter und bald hinter ihm ein großgewachsener junger Mann ein, der sich den Koffer gleich aufschnallen ließ und sich dann über die Flacons auf dem Tisch hermachte. Der Tapezierer oben auf der Leiter, dessen Anwesenheit mit vielen Worten vor dem neuen Ankömmling entschuldigt wurde, mußte in sich hineinlachen: er wäre doch nun wirklich dafür gewesen, daß diese beiden Hotelgäste ihre Stuben und auch ihre Sachen tauschten! Wenn das so weiterging, dann konnte man in dieser verkehrten Welt bald die Wohnungen der Frauenzimmer wie die der Mannsleute einrichten, und auch umgekehrt.

Aus dem Alkoven, in den der kleine Salon überging, kam ein feiner, leichter Duft nach sehr guter Seife und unaufdringlich parfümierter Erfrischungsessenz und mischte sich mit dem süßen Atem der Rosen auf dem Tisch. Der Herr trat vom Waschtisch zurück, wechselte den Rock und stieß die Glastür auf, die

von hier direkt auf eine breite, an mehreren Gemächern entlanglaufende Veranda hinausging.

Ein paar Steinstufen führten von hier in den Garten. Unter den großen Kastanienbäumen sah man hie und da Windlampen erstrahlen, an einigen Tischen hatten Gäste es sich schon zum Abendschmaus behaglich gemacht. Andere saßen auch weiter ab auf den zwischen blühendem Gesträuch versteckten bequemen Rohrbänken und plauderten in der lichten Maidämmerung.

An dem der Veranda nächststehenden der hellerleuchteten Tische, an dem zwei einzelne junge Leute speisten, erhob sich der eine von ihnen etwas mühselig und kam leicht hinkend die Steinstufen hinauf.

„Sind Sie fertig, Alex? Was säumen Sie denn, alles wird kalt und geschmacklos," bemerkte er und nahm den Neuangekommenen unter den Arm. „Ich glaube, Knut gefällt es ganz gut hier — und Ihnen?"

„Ja, auch mir," nickte der. „Es scheint ja auch ein ganzes Badehaus mit allen möglichen sanitären Vorrichtungen dabei zu sein, vielleicht bekommt der lange Aufenthalt hier Ihnen recht gut, Ferdinand," fügte er hinzu, während er ihn an den Tisch zurückführte.

„Ach, mir! Ich halt's hier doch nicht mehr lange aus ohne Sie beide. Mir wär's schon am liebsten, ich brauchte keinen anderen Arzt auf dem Erdenrund als Sie, Alex."

Der dritte junge Mann am Tisch hob den feinen blonden Kopf und lachte mit gutmütigem Spott.

„Schöner Arzt das!“ sagte er. „Sie sorgen wenigstens dafür, daß einer auf dem Erdenrund ihn daran erinnert.“

„Seelisch meint' ich's,“ murmelte Ferdinand.

Alex aber erwiderte heiter: „Belacht es mir nicht, bitte euch. Das große Staatsexamen absolviert — also! Und erinnern tu' ich mich selber dran: wenn jemand dermaßen seine Trägheit und mehr noch seine Empfindlichkeit hat überwinden müssen, wie ich zu dem Studium —“

„Um schließlich doch zu bleiben, was ich leider nur temporär sein kann: Der freie Mann,“ fiel Knut ein. „Sie bleiben ja doch zum Glück der reiche Sohn des reichen Vaters. Also wozu? Verrückt, sage ich!“

„Nicht so sehr verrückt. Man kann sich plötzlich mal — durch Erziehung, Gewöhnung, was weiß ich — plötzlich mal so verweichlicht und verweiblicht vorkommen, daß man in eine Abhärtungswut gerät. Vorurteil meinetwegen.“

„Und daß man schließlich gar ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird?“ bemerkte Knut zweifelnd, während er seinen Zwicker aufsetzte und scharf in den Hintergrund des Gartens spähte.

„Nein. Aber daß man hinterher eine angenehme innere Erlaubnis verspürt, sich nun wieder mit ungetrübtem Genuß gehen zu lassen,“ erwiderte Alex, schob seinen Teller zurück, schenkte sich Wein ein und zündete eine Zigarette an.

Ferdinand lachte. Der andere hatte nicht recht

zugehört. Er schien von dem, was er im hinteren Teil des Gartens sah, ganz erfüllt.

„Was, bitte, sehen Sie eigentlich da so Besonderes?" fragte Alex nach einer Pause.

„Ich sehe Ihre Witwe," entgegnete Knut dumpf.

Ferdinand lachte noch stärker, in der Manier sehr nervöser Menschen, als ob er nicht innehalten könnte.

„Also eine Witwe haben Sie sich zugelegt," bemerkte er und verschluckte sich fast.

Alex zuckte mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Wie sollte die denn hierherkommen?" meinte er.

„Ganz einfach — höchst einfach: Sie ist Ihnen nachgereist. Ich begreife nur diese Geheimtuerei gar nicht," stieß Knut sichtlich erregt hervor — „wir sind doch unter uns."

„Ich weiß von keiner Witwe," behauptete Alex phlegmatisch, „es war da freilich eine Witwe im Florentiner Hotel, aber wieso soll das meine Witwe gewesen sein?"

„Sie müssen wissen," wandte Knut sich an Ferdinand, „er saß den ganzen Tag mit der Witwe und demonstrierte ihr mit seiner verfluchten Philosophie die Notwendigkeit, da ihre Ehe ihr den Geschmack an einer Wiederverheiratung genommen hatte — was er hochgradig begriff —, sich zum mindesten einen Geliebten zu nehmen. War es nicht so?"

„Doch wohl nicht ganz." Alex sah jetzt auch in den Garten hinein und fügte hinzu: „Sie ist es wirklich. Vielleicht irgend ein Zufall. Ich fühle mich

unschuldig dran. Denn selbst wenn Sie nicht schauderhaft übertrieben, lieber Knut, so bewiese das doch nur meine Selbstlosigkeit, nicht wahr?"

Knut schob ihm plötzlich die Hand hin: „Ihr Ernst? Bitte, seien Sie doch eine halbe Minute ernst! Sie haben kein Interesse für die schöne Witwe?"

Alex lachte leise auf. Er machte große Augen.

„Interesse — wie Sie es meinen: nicht die Spur," sagte er und schlug ein.

Knut sah verlegen aus.

„Das ist aber doch verrückt! rein verrückt!" murmelte er, „und ich — ja, was saßen Sie denn bei ihr —."

Alex antwortete nicht. Er rauchte nachdenklich vor sich hin. Knut bearbeitete nervös den Kies am Boden mit seinem Stock. Dann stand er auf und sah sich um. Und mit einem Male war er im Hintergrund des Gartens in der Richtung seiner beharrlichen Blicke verschwunden.

Ferdinand fragte nach einer Weile: „War es denn wirklich nichts mit der Witwe?"

Alex schüttelte den Kopf.

„Gar nicht mein Geschmack. Aber sie war menschlich nicht uninteressant. Muß man bei allem und jedem wie ein Raubvogel sein? An aller Gier ist etwas Häßliches. Knut ist darin so — — nun, ich bin nicht besser."

„Doch. Ich glaube, Sie wären es jedenfalls, wenn Sie nicht gerade Balte wären. Ich meine, wenn es aussichtsvoller, erfreulicher wäre auf balti-

schen Besitzungen für einen Nichtrussen. So sind Sie eben zum Wanderer geworden — aber doch wandern Sie schöner und genußreicher als wir anderen, Alex," sagte Ferdinand.

„Ja, es hat seinen Reiz. Nämlich das Streifen: von Leben zu Leben — alles nur streifen: aber, wenn möglich, nicht ganz spurlos. Diese Witwe zum Beispiel — die mich als Mann kalt läßt — wird in ihren künftigen Handlungen und Gedanken etwas durch mich, durch unsere Gespräche mitbestimmt werden."

Alex bückte, während er das äußerte, den Kopf. Er hatte eine Ecke des Tischtuches von der ganzen Marmorplatte zurückgeschlagen und zeichnete mit dem Taschenblei ein zartes Madonnenköpfchen hin.

Ferdinand beugte sich vor.

„Die Witwe?" fragte er.

„Aber, Mensch! wo haben Sie Ihre Augen? Das kleine liebe Mädel dort am Tisch rechts. Sie sitzt zwischen zwei alten, graubärtigen Papas, wie eine kleine Holzschnittmadonna zwischen zwei Kirchenheiligen."

Ferdinand schob seinen Stuhl unauffällig etwas zur Seite und schaute aufmerksam hin.

„Ein entzückendes kleines Profil hat sie," bestätigte er, „wie genau Sie das aber getroffen haben! Übrigens steht der süße Mund ein bißchen albern offen. Und die festgeflochtenen Zöpfchen rund um den Kopf geben ihr was rührend Primitives. Wirklich nicht übel zwischen den beiden Graubärten."

Vom Tisch her, an dem die drei Personen soeben ihre Abendmahlzeit beendeten, schallte ein breites, lautes Hamburger Deutsch. Nur die kleine Madonna, die höchstens sechzehn Jahre zählen mochte, blieb ganz stumm.

Alex, der weitergezeichnet hatte, aber immer wieder mit seinen dunkeln Augen, die ausgezeichnet fein und scharf zu sehen verstanden, hinübersah, bemerkte plötzlich: „Ich hab' einen Rivalen. So unschuldig und lieb dumm sieht sie aus und kokettiert doch schon. Aber wie! Ich glaub' sogar, da ist schon ein Einverständnis."

„Mit wem denn?" Ferdinand strengte seine kurzsichtigen Augen an. Er sah wohl, daß das junge Ding einmal wie zufällig den Kopf zur Seite wandte, und daß sie dann lebhaft errötete. Aber vielleicht fühlte sie sich von ihnen beobachtet. Auf der anderen Seite, über einer Bank im fast dunkeln Gebüsch, gewahrte man nur einen hellen Glimmpunkt, sehr klein, wie von einer Zigarette.

Der Kellner kam heran und begann die Tische abzuräumen. Ein kühler Abendwind strich durch die Kastanienkronen und warf Blütenschauer nieder. Als Ferdinand leicht fröstelte und sich nach seinem Überzieher umblickte, zog Alex die Uhr und sagte: „Gehen Sie lieber jetzt auf Ihr Zimmer. Wir sind doch nicht hergekommen, um Ihre Gesundheit auf die Probe zu stellen. Morgen ist auch noch ein Tag."

„Ich geh' ungern," erwiderte der andere, erhob sich aber gleich, „ich bliebe am liebsten mit Ihnen

die ganze Nacht auf. Aber Sie bleiben doch noch? Sicher?"

Alex nickte.

„Sicher noch mehrere Tage. Ich wenigstens. Knut vielleicht nicht — das weiß ich nicht," entgegnete er und drückte die blasse, kränklich kalte Hand, die sich um seine warmen, schmalen Finger fast klammerte, „gute Nacht!"

Während Ferdinand sich langsam mit seinem etwas hinkenden Schritt entfernte, sahen die drei am anderen Tisch unwillkürlich hinter ihm her. Die beiden alten Herren gleichgültig, der kleine Madonnenkopf mit einer leichten Neugier, die Alex plötzlich abstieß.

Dennoch stand er auf und wählte außerhalb des hellen Lichtkreises der Windlampen seinen Platz so, daß er den Tisch im Auge behielt und auch der glimmenden Zigarette im dämmerdunkeln Gebüsch näherkam.

Ganz deutlich sah er jetzt, wie die Blicke vom Tische aus immer dorthin flogen. Den Oberkörper desjenigen, dem sie wohl galten, konnte man hinter den Fliederzweigen nicht erkennen, doch eine Hand streckte sich einmal ganz lang vor und hob sich etwas — eine ganz seltsam kleine Hand —, und nun machte sie nach dem Tische hin ein Zeichen.

Und das Madonnengesichtchen senkte sich, mit schämigem Rot übergossen, aber es lächelte dabei verlegen und verstohlen. Plötzlich entschlüpfte Alex' Lippen ein schwacher Laut der Verblüffung.

Die beiden Graubärte rüsteten sich zum Aufbruch,

das Lampenlicht schien dadurch unbehindert über den Kiesweg bis zur Bank. Und da erblickte man deutlich zwei lange Mädchenbeine in schwarzen Strümpfen vor dem Fliedergebüsch. Das also war der „Rivale“!

Trotzdem behielt für Alex' Gefühl das von ihm beobachtete Spiel etwas Seltsames, Kokettes. Sogar jetzt, wie seine kleine Madonna einen grüßenden Abschiedsblick nach der glimmenden Zigarette warf, sah sie weiblich befangen und dabei listig aus. In ihrer Verwirrung verlor sie den einen ihrer Handschuhe, der neben ihrem Stuhle liegen blieb.

Zu gleicher Zeit entfernten sich noch mehrere Gäste. Einzelne Lampen wurden verlöscht. Ganz still wurde es im Garten. Als die letzten Schritte sich entfernt hatten und der Kellner mit dem klappernden Geschirr um die Ecke bog, vernahm man süß und weich den beginnenden Nachtigallgesang.

Alex rührte sich nicht. Auch sein „Rivale“ blieb regungslos auf dem Platz.

Sie ahnten einander mehr, als sie sich wirklich sehen konnten. Aber doch war irgend etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, das sie aufeinander bezog. Alex kam die Empfindung, als warte ein jeder von ihnen auf den ersten Aufbruch des anderen.

Ein stärkerer Windstoß wehte Duft und Blüten auf die Gartenwege nieder. Die Nachtigall hörte auf zu schlagen. Sie verstummte ebenso plötzlich, wie sie ihr Locklied begonnen hatte.

Alex erhob sich und schritt langsam zum Tisch,

neben dem der kleine Handschuh am Boden lag und auf dem die Lampe noch brannte.

Da, wie er sich eben bücken wollte, um den Handschuh aufzunehmen, stand blitzschnell, wie aus der Erde geschossen, jemand neben ihm. Ein schlankes dunkles Mädchen im knabenhaften Kostüm; ein paar wundervolle braune Augen sahen ihm voll Spannung ins Gesicht.

Sie ließ ihn den Handschuh ruhig aufnehmen, dann aber streckte sie die Hand danach aus: „Bitte, geben Sie mir den!"

Sie standen einander gegenüber und starrten sich einen Augenblick schweigend an. Dann fragte Alex mit leichter Verbeugung: „Sie kennen die Dame?"

Ungeduldig schüttelte sie den Kopf.

„Nein. Eben drum. Ich möchte sie kennen lernen."

Er lächelte flüchtig.

„Vielleicht bin ich in derselben Lage —?"

Sie knitterte ihre Zigarette zusammen und warf sie in weitem Bogen fort. Dann sah sie ihn forschend an, mit Augen wie ein Untersuchungsrichter: „Wer sind Sie denn?"

„Entschuldigen Sie — —" er verbeugte sich wieder und stellte sich vor — „Baron Alexander Bresenhof. Hier ist der begehrte Handschuh, mein gnädiges Fräulein. Ich tröste mich gern damit, daß ich mit seiner Hilfe Ihre Bekanntschaft machen durfte."

Sie griff hastig nach dem Handschuh und zuckte spottend die Achseln.

„Ein guter Geschmack!“ warf sie nur so hin, und fort war sie.

* * *

Alex saß am anderen Tage in der offenen Glastür zur Veranda. Er hielt ein Buch auf den Knieen, doch las er nicht darin. Seine Blicke schweiften immer wieder aufmerksam in den Garten hinab, wo sein „Rival“ von gestern abend von mehreren jungen Mädchen umgeben dasaß. Die kleine Madonna war übrigens nicht darunter — —.

Sein Rival hieß „Hans“ — so hörte er ihn rufen, und sogar im Fremdenbuch stand er als „Hans Holtema“. Und nun saß er also und hielt förmlich Hof — oder richtiger: er machte ihn, denn die jungen Mädchen behandelten ihn ganz als Courmacher.

Das Problem „Hans“ interessierte Alex lebhaft, er war nicht recht davon überzeugt, ob wirklich nur etwas Harmloses dahinter stecke. Als die jungen Mädchen sich jetzt nach dem Ausgang begleiten ließen, legte er sein Buch hin, warf noch einen Blick hinter sich in den Ecksalon, wo Ferdinand auf seinem Diwan lag und schlief, und stieg dann in den warmen hellen Garten hinunter.

Wie „Hans“ zurückkehrte, begegnete er ihr geschickt auf ihrem Wege. Er grüßte sehr beflissen und wagte die Frage: „Nun, mein gnädiges Fräulein, hat der Handschuh seine Schuldigkeit getan?“

Sie erwiderte den Gruß, antwortete aber nur indirekt auf die Frage, indem sie höchst unvermittelt

sagte: „Glauben Sie, bitte, nicht, daß ich Ihnen etwa aus Dankbarkeit jetzt meinerseits als Handschuh dienen werde und die Bekanntschaft einfädle. Für junge Mädchen taugt das gar nichts."

Dieser Ton und die erheiternd falsche Erklärung seines Annäherungsversuches verdutzten ihn. Er wußte nicht, wie viel davon er für echt nehmen konnte. So meinte er nur obenhin im Konversationston: „Das ist ja eine ganz empörend schlechte Meinung, die wir uns von Ihnen zugezogen haben. So ganz untauglich, ohne alle Gnade, machen Sie uns?"

„Was junge Mädchen brauchen, empfangen sie am tiefsten und besten von ihresgleichen," bemerkte sie mit plötzlichem Ernst, wechselte dann aber schnell das Thema und fragte: „Sie waren doch gestern zu dreien am Tisch? Gehören Sie zusammen?"

„Als Landsleute nicht, aber als Freunde. Wir sind oft zusammen oder treffen aus unseren verschiedenen Heimaten zusammen: ein Däne, ein Belgier, ein Balte."

„O ein Belgier — wie ich!" sagte sie.

„Sie sind Belgierin, gnädiges Fräulein?"

„Zur Hälfte. Meine Mutter war Südländerin. Übrigens war ich lang nicht in Belgien. Meine Eltern leben nicht mehr."

Ihre Stimme wurde sehr sanft, wie sie diese Worte sagte. Alex fürchtete jeden Augenblick, sie möchte abschwenken und ihn stehen lassen, da sie am Hoteleingang ankamen. Er bemerkte möglichst vorsichtig: „Es ist so selten, daß man junge Damen

so alleinstehend antrifft — fühlen Sie sich nicht einsam?"

„Einsam? Ich habe zu tun. Übrigens ist das zu unserer Zeit auch nicht selten mehr. — Aber ich habe so viel zu tun, daß —" sie brach ab und fügte mit fast kindlichem Stolz hinzu: „Ich bereite mich zum Abiturientenexamen im Herbst vor. Ja, mein Gott, es ist spät dazu," bemerkte sie schnell, seinen erstaunten Blick nicht verstehend, „ich werde bald einundzwanzig Jahre alt. Aber man kommt nicht immer gleich zu dem, was man erstrebt."

„Wollen Sie studieren? Und was?" fragte Alex, dem sie plötzlich ganz anders vorkam als gestern, fast wie ein Kind.

Sie nickte.

„Jurisprudenz. Um eine Advokatur für weiblichen Rechtsschutz zu errichten," berichtete sie schnell, ohne Zögern.

Er verbiß ein Lächeln. Aber er antwortete nichts. Unmöglich war sie doch nur ein liebes, naives Kind. Nein, das sicher nicht! Ihm fiel ihre Bemerkung von vorhin ein, und nach kurzer Pause fragte er langsam: „Ich möchte wohl gern wissen, was Sie meinten, als Sie vorhin behaupteten, was junge Mädchen brauchen, empfingen sie am besten von ihresgleichen —? Darf ich es nicht wissen?"

Sie hatte ihn gerade grüßen und ins Haus hineingehen wollen; jetzt blieb sie stehen und entgegnete unschlüssig und gedehnt: „Das —? O, das ist ja so wichtig und so seltsam — ein Geheimnis."

„Ein Geheimnis —?"

Sie schaute ihn an, als messe sie in Gedanken seine Begriffsfähigkeit. Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, wie wenn sie sprechen wollte, dann schüttelte sie plötzlich den Kopf mit einem tiefen, dunkeln Blick.

„Das sagt man keinem Fremden. — Ich könnt's ohnehin nicht." Damit ging sie ins Haus.

Alex blieb stehen und sah ihr nach. Die Gelegenheit, ihr hin und wieder zu begegnen, konnte er hier im Garten leicht aufsuchen, aber das hing rein vom Zufall ab. Er wollte unter allen Umständen eine Möglichkeit finden, sie eingehender zu sprechen, sie besser, nicht unter Redensarten und Komplimenten, kennen zu lernen. Langsam stieg er die Veranda hinauf. Morgen wollte er versuchen, ihr seinen Besuch zu machen.

Als er am nächsten Nachmittag ein paar Worte auf seine Karte kritzelte, um sie durch den Zimmerkellner zu Fräulein Holtema hineinschicken zu lassen, schaute Ferdinand ihm über die Schulter.

„Also die Madonna ist es nicht mehr!" bemerkte er nur, „wetterwendisch sind Sie."

„Es ist vielleicht überhaupt nichts Weibliches," meinte Alex lächelnd, „vielleicht nichts als eine Äußerung — eine Vermutung —, was weiß ich? Ich glaube, daß dieses sehr junge Mädchen etwas Bemerkenswertes zu erzählen hat."

„Was Sie noch nicht wüßten —?"

Alex stand auf und steckte die Karte ein.

„Ach, Lieber," sagte er, „teilen Sie nur nicht

Knuts Allerweltsauffassung, daß wir von den Frauen alles wissen. Wir wissen nichts. Man weiß von allen den Dingen nur wenig, die man stets nur ganz persönlich auf sich selbst bezieht — und tun wir das nicht mit ihnen?"

Ferdinand schwieg. Knut steckte immer voll interessanter Weibergeschichten, und das erheiterte ihn, den Kranken, von Frauennähe ziemlich Abgeschlossenen. Aber das wenige, was Alex überhaupt merken ließ, wog meist alle Knut-Geschichten auf.

Alex hatte gemeint, daß er in einem der unten gelegenen allgemeinen Wohnräume des Hotels von Hans empfangen werden würde. Zu seiner Verwunderung kam es jedoch anders. Sie arbeitete auf ihrem Zimmer und ließ ihn einfach hereinbitten.

So gelangte er in das „Herrenzimmer", das der Tapezierer für eine so unpassende Mädchenstube hielt. Hans saß hinter einem großen Tintenfaß und vielen Büchern, in etwas längerem Rock als gestern und in einer losen, weichen Bluse. Sie begrüßte ihn ganz so, wie wenn sie seinesgleichen wäre, bot ihm Platz und Zigaretten an, blieb aber vor dem Schreibtisch sitzen.

Während der ersten zwischen ihnen gewechselten Worte richtete Alex seinen Blick auf die schönen jugendlichen Mädchenköpfe an der Wand neben dem Strohsessel, er betrachtete sie mit Interesse.

„Verwandte oder Freundinnen von Ihnen, mein gnädiges Fräulein?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Fremde Mädchen und Frauen, deren Photographien ich mir ihrer Schönheit halber zu verschaffen gewußt habe. Manchmal zu meiner großen Freude auch ihren Umgang."

„Um sie vor Männerumgang zu bewahren, nicht wahr?" scherzte er, bemüht, dem Gespräch den beabsichtigten Kurs zu geben.

Hans sah ihn mit ihren dunkeln Augen gleichmütig an.

„Kommen Sie wieder darauf zurück?" fragte sie etwas spöttisch, „es ist doch einfach genug, sollt' ich meinen: zwischen jungen Mädchen und jungen Männern spinnen sich bekanntlich fast stets Liebeleien an. Das führt zu nichts Schönem; — dies allein wollte ich gestern sagen."

„Erstens spinnt sich's gar nicht immer an, zweitens führt es aber doch manchmal zu was Schönem," warf er ein; „oder sollte die dichter-besungene Liebe nicht zum Schönen gehören?"

Hans lächelte sehr überlegen.

„Die Dichter besingen das, was sie träumen, nicht das, was ist," bemerkte sie, „und Mädchen verlieben sich in das, was sie träumen, nicht in das, was ist: deshalb ist's nichts mit der gerühmten Liebesschönheit."

„Realisiert nicht aber so mancher Mann manches Weibes Traum und umgekehrt?"

„Nein!" entgegnete sie so laut und bestimmt, daß ihre Stimme hart hinausklang. Dann fügte sie achselzuckend hinzu: „Man braucht gar nicht viel Erfahrung,

um das zu wissen. Man könnte mir vorwerfen, dann müßte ich viel mehr Männer kennen, als ich zum Beispiel während dreier Jahre bei meinen Verwandten in sehr regem geselligen Leben gesehen habe, — aber das ist nicht wahr. Das Gefühl sagt's einem so unwiderleglich: Die Mädchen, die den Mann lieben lernen, kennen ihn gar nicht, sie gestalten ihn sich aus einem eigenen, herrlichen Traum."

Alex antwortete nicht gleich. Wenn sie sprach, kam sie ihm so merkwürdig reif und kindisch zugleich vor. Es war eine fast männlich logische Ausdrucksweise bei aller Naivität des Wesens an ihr, die so wirkte.

„Also deshalb behaupteten Sie bloß, daß Frauen untereinander sich viel besser und tiefer geben können, was sie brauchen? Aber wie machen sie denn das? Erzählen sie einander ihre Täume? Das muß doch auf die Länge fad sein."

Dieser Vorwurf reizte sie. Sie schüttelte lebhaft den Kopf, so daß ihr das kurze braune Haar in die Stirn flog.

„Sie erzählen sie einander keineswegs, sondern leben sie füreinander. Eine Frau kann nämlich der anderen gerade derselbe ideale Halt und Schutz werden, den sie vom angeblich überlegenen Mann erwartet."

Alex wurde sehr aufmerksam, er sagte ganz langsam: „Das ist mir nicht ganz deutlich. Aber gleichviel. Jedenfalls würde dabei doch nur die eine von den beiden Frauen empfangen, was sie wünscht und

träumt, die andere jedoch leer ausgehen, denn in ihr müßten ja lauter männliche Eigenschaften für die andere sich entwickeln, und wo bliebe da ihr eigener Glückstraum?"

Hans bückte sich und kreuzte die Arme um ihr Knie. Sie lächelte unmerklich.

„Sie sind ganz schlau!" meinte sie anerkennend.

„Das will heißen: Sie halten uns im allgemeinen für recht begriffsstützig?"

„Nun — viel ist mit Ihnen meistens nicht los. Wenn sich's nicht um zwei mal zwei gleich vier handelt. Aber trotzdem kann ich Ihnen kaum erklären, was Sie wissen wollen — es ist schwierig."

„Ich kann es mir denken. Es sind wohl Dinge, die nur halb klar im Gefühl schweben — — so rechte weibliche Gefühlsdinge."

„O nein!" Hans stand unwillkürlich auf. „Es ist eine ganz zusammenhängende Theorie, die ich mir darüber gebildet habe."

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, und ihm ihr blasses, schmales Gesichtchen voll zuwendend, sagte sie lehrhaft: „Wissen Sie, was Liebe ist? Ich meine: das Tiefste an ihr? Ich will es Ihnen sagen: Das ist ein Geheimnis des vollkommenen Miterlebens dessen, was im anderen vorgeht. Man geht wie in Hypnose, wie mit ihm selber vertauscht und verwechselt, seinen leisesten Seelenregungen nach, genießt sie, erlebt sie, in ihm. Daher nennt man Liebe sogar eine Art Wahnsinn oder Besessenheit durch einen anderen. Was folgt daraus? Es

folgt daraus, daß alle beide dasselbe erleben — sozusagen identisch werden — oder im besonderen Fall, von dem Sie sprechen: auch diejenige Frau, die um der anderen willen männliche Stärke und Tüchtigkeit entwickeln muß, genießt das Glück der anderen mit, die sich ihrerseits sanft und weiblich anschmiegend fühlen darf. Sie genießt es, als geschehe es ihr selber, als sei sie das selber."

„Die Anwendung dieser Theorie scheint mir allerdings eine recht geheimnisvolle," bemerkte Alex zögernd und unterdrückte den Wunsch nach eingehenderen Fragen, „aber Sie haben sie jedenfalls erprobt?" fügte er hinzu und erhob sich gleichfalls.

Hans nickte und sah vor sich hin.

„Ja. Es macht mich wie ein täglicher Ansporn zu allem tüchtiger und kräftiger," versetzte sie einfach, „ich würde ohne das vielleicht nicht ebenso strebsam arbeiten. Ich möchte, daß die Frauen sehen, wieviel man kann."

„Arbeiten Sie auch nicht zu viel? Sie sehen eigentlich ganz schmalwangig aus," fragte er, sich verabschiedend.

Sie gab ihm freundlich die Hand.

„Ich soll ein paar Wochen aufs Land, hat der Arzt gesagt. Mein Professor, bei dem ich die meisten Lehrstunden habe, verreist nämlich leider auf zwei Wochen," sagte sie.

„Aber ich hoffe: heute und morgen noch nicht. Ich hoffe sehr, Sie noch zu sehen," erwiderte Alex, als er hinausging.

Er glaubte, daß Ferdinand ihn schon erwarte, und ging deshalb in sein Eckzimmer zurück. Indessen saß Ferdinand dort am Tisch, umgeben von losen beschriebenen Blättern, und schaute zerstreut auf, als er kam.

„Aller Welt fall' ich in die Arbeit, und nur ich faulenze," äußerte Alex und setzte sich zu ihm. „Sie Glücklicher, der sich mit Dichtertalent beliebige Welt schaffen kann."

Ferdinand warf die Feder hin.

„Ja, seit Sie bei mir sind — nur dank Ihnen, Alex. Da raff' ich mich etwas auf. Viel ist's ja ohnehin nicht. Mit der wackligen Gesundheit und dem alten Beinschaden — ja, wenn ich leben könnte, erleben, wie ihr!"

„Dann würden Sie sicher nichts leisten — wie wir. Das Leben ist die große Versuchung. Nicht nur in einem gemeinen, gewöhnlichen Sinn. Sondern man kann dran auch wirklich eine Unmenge geistiger und selbst poetischer Kraft einfach verschleudern — so im bloßen besseren Genußleben selbst."

Ferdinand lehnte sich müde in den Diwan zurück, worauf er saß.

„Sie wissen einen wenigstens immer zu trösten," meinte er lächelnd, „aber nun: Ihre Amazone? Wie war die nun? Furchtbar männerfeindlich, abweisend, trotzig, Kratzbürste — was? So sind diese ja alle."

„Das ist sie nicht — nicht einmal das," sagte Alex langsam.

„Dazu gehört ja auch schon eine Spur des Sich-

Weib-Fühlens, zu allem trotzigen Amazonentum überhaupt gehört schon der Widerspruch gegen den Mann. Sie aber ist ganz einfach zutraulich, wie wenn sie unseresgleichen wäre. Das hat bis jetzt viel Zauber, unstreitig. Aber später!"

Er riß ein Blatt Papier aus dem herumliegenden Haufen heran und zeichnete mit raschen, so heftigen Strichen, daß die Feder spritzte, ein Gesicht hin, das Hans etwas glich: einem gealterten, vermännlichten Hans mit scharfem, höhnischem Zug vom Nasenwinkel nach dem Mund.

„Pfui Teufel!" rief Ferdinand, „das wär' ja aber schade! Muß sie später mal so aussehen? Gibt's dagegen kein Mittel, Sie Arzt und Philosoph?"

„Bin leider nur Dilettant und Stümper," murmelte Alex und vertiefte mit nervöser Hand überall die Schatten, bis die Tinte auf dem Papier zusammenlief; „sie müßte in Geschmack kommen. Geschmack bekommen an unsereinem. Gleichviel schließlich, wodurch und an wem: rein als Kur."

Ferdinand blinzelte ihn hinter halbgeschlossenen Lidern an. Er berechnete in diesem Augenblick, daß Alex nun vermutlich noch mehrere Tage hier zu halten sein würde: und er irrte sich nicht.

Es folgten sommerlich warme, schwüle, gewittergeladene Tage, und dennoch blieb Alex noch. Zwar war er nicht immer mit Ferdinand zusammen. Er verließ sofort seinen Platz neben ihm, wenn er Hans im Garten erblickte, und einmal ritt er sogar mit ihr aus.

An einem Spätnachmittage sahen sie beide die kleine hamburgische Madonna, die übrigens bei Tageslicht und im modischen Hut viel von ihrem Frührenaissancereiz verlor, mit allen Zeichen der Furcht und der Heimlichkeit aus einer Laube des Gartens schleichen. Gleich darauf hing sie sich einem der alten Herren, der, offenbar nach ihr suchend, gerade vorüberkam, harmlos plaudernd in den Arm.

Alex ging auf die Laube zu; lesend und rauchend saß Hans darin.

„Was war denn das?“ fragte er mit einer Stimme, deren unterdrückte Erregung im Ton ihn selbst wunderte, „verkehrt etwa die kleine Madonna heimlich mit Ihnen?“

Hans nickte.

„Alberne Leute!“ bemerkte sie gleichgültig, „weil sie mich für eine emanzipierte Studentin ansehen, fürchten sie, daß ich sie beiße.“

Alex kam dicht auf die Laubenbank zu.

„Ist es nun nicht eine Art von Verführung, die Sie da treiben? Verführung zu Heimlichkeiten?“

„Ach ja. Verführung zu allem Guten. Schlimm genug, daß die heimlich sein muß.“ Hans atmete tief auf und sah ihn mit glänzenden Augen an. „Wenn Sie wüßten, wie es dies kleine Ding glücklich macht — sie sieht förmlich zu mir auf wie zu einem Ideal.“

„Und das gefällt Ihnen gar gut, glaube ich?“

Alex hatte sich zu ihr gesetzt und sah erregt und ungeduldig aus.

Hans schüttelte leise den Kopf und senkte ihn tief.

„Ist denn das eine Frage des bloßen Gefallens?!" entgegnete sie ernst, „es ist ja das Höchste und Schönste, was so ein junges Ding überhaupt kriegen kann, es ist das, was wir alle so unmenschlich ersehnen! Das bezieht sich ja nur ganz scheinbar auf meine Person — so eitel und kindisch bin ich nicht —, ich aber leite es ab nach irgend einer Richtung, die so ein armes Menschendasein neu belebt, anregt, vielleicht ihm dauernd einen größeren Anhalt gibt. — Mehr vermag ein Mensch am Menschen nicht."

Ihre Stimme klang tief und traurig. Alex schwieg betreten. Er hatte das Gefühl, daß sie in diesem Augenblick weit über ihm stand. Aber auch, daß er sie gern in die Arme genommen und geküßt hätte, dies sonderbare Kind mit den fast priesterlichen Gedanken.

Nach einer Weile sagte sie müde: „Morgen reise ich."

„Morgen schon? Warum so bald?"

„Ich will erst hinausfahren und zusehen, ob ich mir eine schöne Unterkunft finde. Ich will das Isartal hinauf. Mein Gepäck für ein paar Wochen kann ja hinterherkommen."

„Natürlich begleitet Sie eine ganze Mädchenhorde?" bemerkte er unzufrieden.

„Nein. Ich bin dafür zu müde und abgespannt. Warum fragen Sie denn danach?"

„Weil ich Sie sonst begleiten, Ihnen helfen möchte."

„Sie? Ach, wozu? Ich bin so gewöhnt, mir in allen Dingen selbst zu helfen.“

„Vielleicht entwöhnen Sie sich davon auf einen einzigen Tag —?“

Nach einer Pause meinte sie: „Gut. Auf einen Tag. Obgleich es sonderbar ist. Warum wollen Sie das eigentlich?“

Alex schwieg.

Dann fragte er leise: „Wissen Sie es nicht —?“

Darauf kam keine Antwort.

* * *

Noch war es früh am Abend, aber da, wo der Zweispänner zwischen Breuerberg und Kochelsee in das sanft aufsteigende Gebirg hineinfuhr, breitete sich schon die beginnende Dämmerung aus. Der Wagen kam heute zum zweiten Male hier herauf. Das erste Mal, als Hans und Alex die Bahnstrecke verlassen hatten, und, nach einem guten Marsch, mitten in den blühenden Frühling hinausfuhren, um nun wirklich die begehrte Unterkunft für einige Wochen vor Abend zu finden. Weg auf, Weg ab erschien Alex nichts schön genug, bis er endlich im kleinen Gebirgsort, dem sie sich jetzt näherten, bei Wirtsleuten, die ihn selbst vor Jahresfrist beherbergt hatten, einigermaßen zufriedengestellt wurde.

Eigentlich blieb nun kein Grund mehr, sich nicht zu trennen, wenn er noch einen Münchener Zug zurück erhaschen wollte. Aber da war es ihm als dringend

nötig eingefallen, sich mit Hilfe der ausgeruhten Gäule noch einmal davon zu überzeugen, ob die Nachbarortschaften nicht doch am Ende noch schöner gelegen seien.

Der Frühsommer in seiner ganzen ersten Zartheit und Frische duftete und sang um sie. Längst verstummte jedes Gespräch. Nur Alex warf hin und wieder ein Wort hin, des Kutschers wegen, der abgestiegen war und schweren Schrittes neben den beiden Pferden herging, deren kleine Halsglocken eintönig in die Stille hineinklangen.

An Alex' Erinnerung zogen langsam allerlei Bilder — diesem nicht unähnlich — im immer wechselnden Rahmen der äußeren Umstände und Gestalten vorüber, und er entsann sich, wie oft er nach solchem selig schönen Tage freien Herzens weitergewandert war. Es war ja auch heute nichts als ein schöner Tag gewesen. Dennoch durchbebte ihn das Bewußtsein, daß da neben ihm, dicht neben ihm, der schmale, schlanke Arm sich unwillkürlich an den seinen schmiegte, und daß Hans mit den dunkeln Augen — dunkel wie seine eigenen, als seien sie Geschwister — in vollkommener Selbstvergessenheit in die Landschaft starrte.

Es schien ihm, als riefe ihn das Gebimmel der kleinen Glocken an: „Wandere nicht weiter! Wandere nicht weiter!" Ja, als riefe es ihn zur Rast und Ruhe und endlich zum Glück ohne Vorübergehen.

„Jetzt sind wir gleich da!" sagte er halblaut, als der Kutscher wieder auf den Bock stieg, „und jetzt

muß ich gleich fort," fügte er hinzu und beugte seinen Kopf tiefer zu dem emporgerichteten wie verklärten Gesichtchen, dessen Züge er nicht mehr genau erkennen konnte. Aber sein rechter Arm, der hinter Hans längs dem Rückpolster des Gefährtes ausgestreckt lag, machte dabei eine leise — leise Bewegung, die sie gegen seine Schulter sinken ließ.

Es geschah fast willenlos bei beiden. Die Stunde war da. Ihre Hände und Lippen fanden sich — noch nie war eine Hand, noch nie ein Mund dem seinen in so zitternder Erschütterung entgegengekommen.

Alex wußte sich zu wenig eitel, um diesen stammelnden Rausch, mit dem Hans ihm im Arm lag, zu überschätzen. Gestern und die letzten Tage noch war sie ja so schlicht zutraulich gegen ihn gewesen. Wenn jetzt das enge Zusammensein, die Nähe des Mannes, dem sie vertraute, ihr Blut in Wallung gebracht — dies südländisch heiße Blut hinter allen ihren Mädchengrillen —, so bedeutete das noch nicht ernste Liebe. Aber konnte denn nicht werden, was noch nicht war?

Der Wagen hielt vor dem abschüssigen Fußpfad, der zum Bauerngehöft hinaufführte. Weit und breit war niemand zu sehen. Im ruhigen Abendrot lag der Hof mit den angrenzenden Wiesen da; man konnte das feine eifrige Zirpen der Grillen im hohen Wiesengras deutlich vernehmen.

Die Wirtin, die vielleicht noch einmal in ihre Felder gegangen war, hatte fürsorglich eine Kerze im blanken Blechleuchter auf das Geländer der Holz-

veranda gesetzt, falls es spät würde. Über diesen Holzbalkon, der dicht am niedrigen Hügelabhang aufstieg und von Hans mitgemietet worden, gelangte man in die beiden kleinen Bauernstuben.

Sie strauchelte fast, als Alex sie über den taufeuchten Rasen hineingeleitete, sie schlang ihre Hände um seinen Arm, an dem sie hing, als zitterten ihre Kniee.

Wie sie in der Veranda stand, glitt sie auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

Alex kniete neben ihrem Stuhl nieder und wollte ihr kleines blasses Gesicht mit Küssen bedecken, aber sie entzog sich ihm rasch, trocknete ihre Augen und sagte: „Steh auf! Du darfst nicht knieen. Niemals vor mir. Ich will dir in allem dienen. Ich liebe dich!"

Er umschlang sie innig und fühlte in diesem Augenblick nur Dank und Glück.

„Wann ist das nur über dich gekommen, Hans?"

„Das weiß ich nicht," versetzte sie naiv, „es kam, wie wir im Wagen saßen."

„Im Wagen?! Gar nicht eher?"

„Eher wußt' ich es nicht. Aber mir scheint jetzt, als ob ich immer — immer auf dich allein gewartet hätte. Um dir allein zu folgen, um zu dir allein aufzusehen?"

„Ach, lieber, dummer Hans! Verlangtest du das nicht gerade von den anderen? Sollten die nicht zu dir aufsehen?"

Sie mußte zwischen ihren Tränen lächeln und wurde ganz rot.

„Ja, gewiß bin ich dumm! Das war vermessen und kindisch. Das war nur, weil ich dich nicht hatte. Da mußte ich's wenigstens an anderen sehen, wie süß — wie süß das ist. O du! Du allein kannst alles, weißt alles, wirst mich alles lehren. So sahest du auch aus. Alles an dir sah so vollkommen aus — anders als an den gewöhnlichen Menschen —, so lieb und so schön."

Ihre Wangen brannten jetzt und ihre Augen glänzten wie in Ekstase. Alex hatte sich neben sie gesetzt und zog sie an sich. „Meint sie auch eigentlich mich mit dieser großen Liebe?" schoß es ihm mitten in seiner Erregung durch den Kopf, „verwechselt sie in ihrer Unschuld nicht ihre eigene momentane Aufwallung mit großer Liebe — und ebenso mein äußerliches Wesen, das ihr wohl gefällt, mit meinem inneren Menschen, den sie gar nicht kennt?"

„Ich will dich vieles lehren!" sagte er dabei laut und küßte ihre kalten Hände, „all das viele, was zur Frau gehört und wovon du noch so wenig weißt —, womit du dich noch gar nicht befaßt hast, du studentischer Bub. Wie ein schöner Schmetterling sollst du mir aus der Puppe schlüpfen. Dein Haar lassen wir auch wieder lang wachsen. Nicht wahr? O sieh, wie schade, daß du dir solchen Bubenkopf gemacht hast und ich nun nicht damit spielen kann. Warum trägst du es so kurz? Und seit wann?"

Sie schmiegte sich schüchtern an ihn.

„Ich liebe langes Frauenhaar!" gestand sie, „aber für mich selber — da nimmt es so viel Zeit, es zu

pflegen. Ich riß immer fürchterlich dran, jeden Morgen ärger — und endlich —"

„Endlich riß die Geduld und das Haar mit?"

„Ja!" bekannte sie und lachte leise.

„Aber jetzt wirst du Zeit dazu haben. Und noch zu vielem ähnlichen. Du wirst dich pflegen und schön werden für mich. Nicht wahr? Soll ich dir sagen, was so schön an dir ist? Willst du es wissen? An all deiner scheinbaren Bubenhaftigkeit? Daß du von der weiblichen Koketterie noch nichts weißt und alles empfängst und entfaltest erst durch Liebe."

„Doch keine Koketterie?" fragte sie erstaunt und sah ihn an.

„Nein — das ist ja nur so ein Wort dafür — für Schönheitsentfaltung. Du wirst schon sehen! Und ich — ich will dich mit allem Holden umgeben, was ich ersinnen kann. Meine Frau soll sich wie eine kleine Königin fühlen."

Sie horchte aufmerksam, als erwarte sie, daß er fortfahren solle, die Herrlichkeiten des zukünftigen Ehelebens aufzuzählen. Als nichts mehr kam, tat sie es für ihn: „Und dann werden wir beide arbeiten. Das heißt: Ich ja nur als deine Schülerin. Du mußt mir alles erzählen, was du tust und treibst und wie ich daran teilnehmen kann. Du mußt nicht etwa denken, daß ich für mich ehrgeizig bin! Nein! Was das anbelangt, so kann ich gern alle meine Bücher verbrennen. Ich werde nur auf dich stolz sein — aber unbändig stolz. Nicht wahr, dann fühle ich

mich doch erst wie eine wirkliche Königin? Nur weil ich in deinem Streben aufgeh'!"

Alex streichelte über das kurze, weiche braune Haar.

Er schwieg darauf. Eine sonderbare, unangenehme Empfindung mischte sich fast erkältend in seine ehrliche Verliebtheit. Im Augenblick wußte er nicht recht, was es war, aber er fand keine Antwort.

Hans bemerkte sein Verstummen.

„Was ist dir?" fragte sie leise und sehr lieb.

„Nichts, nichts. — Ich glaube, nebenan rumort die Wirtin schon. Hörst du nicht? Sie wird uns den Abendimbiß im Nebenzimmer aufgedeckt haben. Es wird ihr auffallen, wenn wir nicht hineingehen — was meinst du?"

Hans nickte folgsam. Sie stand auf und guckte durch die Tür ins Zimmer. Da war der Tisch mit grobem Leintuch sauber gedeckt und eine frugale Abendmahlzeit, aus Käse, Butter, Schinken, Brot und einer mächtigen Kanne Bier bestehend, befand sich darauf. Eine kleine Lampe mit gläsernem Fuß erhellte nur notdürftig das tiefe Stübchen mit seinem Riesenbett und der Fensternische voll blühender, gewürzig riechender Geranien.

Die Wirtin selbst hatte sich mit einem Gruß und der Anfrage, ob noch was fehle und was der Kutscher zur Nacht haben solle, zurückgezogen. Hans setzte sich an den Tisch und starrte in die Flamme, sie dachte nicht daran, zu essen.

Alex ging einige Male im Zimmer auf und ab, dabei schaute er sie doch voll Entzücken an: sah sie nicht wie berauscht und verklärt aus? Was aber würde sein, wenn sie sich erst näher kannten, wenn sie verheiratet waren? Nein, vielleicht morgen schon — übermorgen — beim ersten wirklichen Klarwerden der Zukunft?

Hans würde immer einen idealen, unerhörten Maßstab an ihn legen, dem er entsprechen mußte, wenn ihr Rausch von heute abend je mehr werden sollte als nur ein verfliegender Rausch — wenn sie ihn lieben sollte. Sie wußte genau, was sie wollte, und erwartete alles von ihm. In ihrer Demut lag etwas verborgen, wovor ihm graute.

Jetzt hob Hans den Kopf und konstatierte zerstreut: „Wir können beide nicht essen."

„Das braucht die Wirtin nicht zu wissen," bemerkte Alex, trat an den Tisch, schenkte Bier in die Steinkrüge und schnitt Brot und Käse an.

Dann ließ er das Messer sinken, blickte Hans in die Augen und fragte plötzlich: „Sage mir, was tätest du nun, Hans, wenn ich gar nicht der wäre, für den du mich ohne weiteres hältst? Gar kein solcher Ausbund von Idealität und Kraft und Strebsamkeit und was weiß ich noch alles — würdest du mich dann auch lieben?"

Sie verstand ihn gar nicht gleich. Wie sie so dasaß, war sie gerade in die stille innere Beschäftigung vertieft gewesen, allerlei geheimsten und schönsten Sehnsuchtsbildern, die sie je besessen hatte, einen be-

stimmten Namen und ein bestimmtes Bild unterzulegen — Alex' Bild und Namen.

Als sie seine Frage aufgefaßt hatte, mußte sie daher lächeln. Sie bemerkte nur treuherzig: „Wie solltest du sonst wohl sein?"

„Wie? Nun, ich könnte eine ganz andere Auffassung vom Leben haben und schließlich auch eine andere Auffassung von der Frau und ihren Aufgaben. Ich könnte einer von den dir ja bekannten Männern sein, die euern manchmal sehr anspruchsvollen und weltfremden Traum vom Leben gar nicht erfüllen. Würdest du dann statt all der großen Demut etwas Nachgiebigkeit zeigen? Würdest du solchen Mann auch lieben —?"

Hans sah ihn schweigend mit großen Augen an. Dann schüttelte sie langsam den Kopf.

Eine Weile war es still. Alex dachte bei sich: „Sie würde sofort enttäuscht sein — beim ersten Anlaß." Und als er sich das vorstellte, bäumte seine Eitelkeit sich hoch auf, diese ihre Enttäuschung wollte er nicht erleben. Nein, auf keinen Fall —.

Die Wirtin klopfte an die Tür und kam gleich darauf herein, um abzuräumen. Als sie sah, daß wohl kaum gegessen worden war, entfernte sie sich wortlos.

Alex sagte etwas heiser: „Du siehst, ich muß gehen. Es ist auch Zeit. Bis Breuerberg komme ich noch."

„— Und: wann?" fragte Hans fast nur durch eine Lippenbewegung.

„Ich muß zunächst nach München zurück. Aber

dann komme ich — schreibe ich. Oder du kommst. — Wir richten's schon ein."

Sie stand langsam auf, ging am Tisch vorbei und brachte ihm selbst seinen Hut, der auf dem Fenstersims lag.

Durch die offen gebliebene Tür traten sie auf den Holzbalkon hinaus. Hans lehnte sich mit dem Rücken gegen das Geländer. Das Lampenlicht blinkte in hellem Streifen über die beiden hin. Ihr Gesicht sah ernst, es sah gequält und erstaunt aus.

Und plötzlich hing sie an seinem Halse: „— Warum sagtest du — warum fragtest du — das vorhin —?"

Alex schwieg.

Sie schauten einander in die Augen, tief und ehrlich, als müßten die Augen allein ihnen alles verraten, sie über alles aufklären, besser, als Menschenmund vermag.

In ihren Augen lag Liebe. Aber neben der Liebe noch ein anderes, Fremdes, ein Etwas, das bange und zaudernd sich selbst zu fragen schien: „Bist du es denn, den ich liebe —?"

Vielleicht gingen ein paar Sekunden hin, ihm jedoch schienen es Minuten, Stunden, Ewigkeiten.

Alex kam es vor, als ob sie Abschied voneinander nähmen, als ob leise verstohlen sich alles wieder löste, was eben erst geknüpft war.

Er ertappte sich auf dem halben Wunsch, es möchte so sein.

„Leb wohl!" sagte er gepreßt und setzte schnell hinzu: „Auf Wiedersehen."

Hans fröstelte zusammen. Langsam ließ sie ihn los und blieb stehen, blaß, still, wie inmitten einer ungreifbaren Kühle, die sie umgab.

Sie wollte etwas erwidern, machte aber statt dessen nur eine Handbewegung, die ihn fortwinkte oder ihn grüßte, und trat ins Zimmer zurück.

Alex stieg mit zögernden Schritten hinunter. Er ging über das Wiesengras dem Fahrdamm zu, der hellgrau durch die dichte Dämmerung schimmerte. Dann hielt er inne, wandte sich um und näherte sich von neuem dem Holzbalkon.

„Hans!" rief er leise.

Aber sie antwortete nicht mehr.

Er stand lange im hohen, feuchten Gras und schaute nach ihren Fenstern. Er wollte die Nacht doch lieber in ihrer Nähe zubringen. Jenseits der Fahrstraße lagen mehrere Gehöfte, wo er unterkommen würde.

Morgen in aller Frühe konnte er sie dann noch einmal sehen —.

— — — — — — — — — — — —

Den nächsten Abend ging es sehr lustig zu im alten Hotelgarten in München. Man hatte sogar bunte Lampions zwischen einige von den Kastanienwipfeln gehängt. Eine heitere Gesellschaft saß an einer großen Abendtafel darunter: Knut war von kurzer Tour zurückgekommen, er hatte sich unterwegs einer Familie mit drei wunderhübschen Töchtern angeschlossen, und diese fand im Münchener Hotel unerwartet Bekannte, auch vorwiegend weiblichen Ge-

schlechts. Die Champagnerpfropfen knallten. Selbst Ferdinand saß dabei, in eifrige Unterhaltung mit einer jungen Engländerin vertieft, er fand noch nicht einmal Zeit, Alex nach dem Erfolg seines Ausfluges zu fragen.

Alex hatte nicht mitgetafelt. Er stand nur dabei, an den Stamm einer Kastanie gelehnt, wechselte die notwendigsten Worte mit den Zunächstsitzenden und schaute wie gebannt in die frischen, lächelnden Mädchengesichter.

Es kam ihm vor, als sähe er heute zum erstenmal wachen Auges solche Gesichter mit all den Gedanken, die, unklar und seltsam, sich hinter den weißen Stirnen bewegen mochten. Und er dachte sich Hans mitten unter ihnen, er meinte zu hören und zu verstehen, was sie miteinander naiv zuversichtlich träumten und ersehnten. Einen ganzen zarten, lieblichen Mädchenreigen sah er, den in Wahrheit nie ein Mann durchbrach.

Dann kam der Mann, das wirkliche Leben, der Kampf und die Resignation.

Ja, alles das verstand er heute, und alles das hatte er Hans heute geschrieben. Besser verstehen konnte sie kein anderer, Ideale gab es auf Erden nicht, er liebte sie und sie würde es bei ihm so gut haben wie nirgends.

In aller Morgenfrühe hatte er sie heute wiedersehen wollen. Er war auch die Wiesenhänge hinaufgewandert, sobald er Leben auf dem Hof bemerkte. Da — seitwärts vom Holzbalkon blieb er stehen —

Hans stand dort, an die Holzwand gelehnt, den Kopf tief auf die Brust niedergesenkt, die Augen geschlossen und die schmalen Wangen feucht. Ihre Arme hatte sie hinter sich mit eigentümlicher Gebärde längs der Wand ausgestreckt wie jemand, der schlafwandelnd Halt sucht.

Weiter sah er nichts. Weiter war es auch nichts.

Und doch stieg etwas in ihm auf wie Scham, ihr gegenüberzutreten.

Unwiderleglich sicher fühlte er plötzlich, daß auch über Hans, all seiner Liebe und Fürsorge ungeachtet, Einsamkeit ruhen würde lebenslang.



Eine Nacht

Ein junges, schlicht gekleidetes Mädchen tritt in den Haupteingang zum Allgemeinen städtischen Krankenhause.

Das lange gelbe Spitalgebäude nimmt sich, von der Straße aus betrachtet, recht trübselig aus, drinnen aber, im großen ersten Hof, stehen die mächtigen alten Kastanien in voller Maiblüte, und auf den Bänken unter den tiefhängenden Zweigen sieht man in der Dämmerung Rekonvaleszenten im hellen Spitalanzug dasitzen und friedlich miteinander plaudern. Im warmen Lufthauch sinken die Blüten matt von den Bäumen und nach längeren Regentagen verbreiten sie doppelt süß ihren Duft mitten im Geruch von Jodoform und Karbol, der hie und da aus einem der weitgeöffneten Fenster dringt.

Das junge Mädchen geht an der Pförtnerloge vorüber und quer durch die Baumanlagen dem Direktionsgebäude zu, ohne daß der dicke Portier mit seinem würdevollen Ernst an sie die übliche Frage richtet, zu wem sie wolle. Denn er kennt sie, vor einiger Zeit hat sie hier am Scharlachfieber krank gelegen und darauf wiederholt einen der Ärzte in der Abteilung zu sprechen gehabt. Nur die Gasflammen, die im Treppenraum des Direktionsgebäudes schon

angezündet sind, leuchten grell und neugierig in das feine Gesichtchen, auf dem ein zugleich schalkhaftes und furchtsames Lächeln steht — furchtsam gemacht durch jeden leichten Tritt, der so sonderbar deutlich widerhallt in dieser fast feierlichen Stille.

Dann kommt von den oberen Stockwerken eine ältliche Wärterin in weißer Schürze und Haube und mit ernster, beschäftigter Miene; auch sie stellt keine Fragen; auch ihr scheint es natürlich, daß niemand hier aus und ein gehen kann, als wer dazu gehört, — leidend oder handelnd in diesen Klosterfrieden eines Krankenhauses gehört.

Zwei Treppen hoch bleibt das Mädchen vor einer der dick ausgepolsterten Doppeltüren stehen, hinter denen die Einzelzimmer der jungen Sekundärärzte liegen, blickt sich scheu nach allen Seiten um, dreht leise den Schlüssel im Schloß, zieht ihn wieder heraus und öffnet behutsam.

Im kleinen, quadratischen Raum mit dem hochgelegenen breiten Erkerfenster brennt eine Lampe auf dem Schreibtisch dem Bett gegenüber.

Niemand ist im Zimmer. Aber während sie ihren dunklen Strohhut ablegt, klopft es von außen an die Tür. Sie hält erschrocken inne, behält den Hut in der Hand, hält den Atem an. Da klopft es wieder und wieder, jetzt stärker. Und noch einmal. Eine weibliche Stimme, dicht an der Türritze, sagt flehend: „Herr Doktor, ich bitt' Sie, um Gottes und aller Heiligen willen, — kommen Sie zu uns! Wir warten in Ängsten auf Sie! Herr Doktor, ich bitt' Sie!"

Dann eine Pause. Ein tiefer Seufzer. Jemand kratzt mit dem Griffel auf der kleinen bei der Tür ausgehängten Schiefertafel herum. Endlich entfernen sich die Schritte den Gang hinunter, — zögernd, widerwillig.

Nach ein paar Minuten kommen andere Schritte die Treppe herauf, — sie springen sie herauf, — immer über zwei Stufen auf einmal. Ein leises besonderes Klopfzeichen an der Tür, und sie wird vom Mädchen geöffnet.

Ein junger Mensch tritt ein, ein langer, blonder Mensch mit sehnigem Hals und noch schmalem Brustkasten, beide Arme voll papierumwickelter Bierflaschen und kleiner Tüten. Er wirft alles von sich, auf den Tisch, auf den alten lederbezogenen Diwan — wo es gerade hinfallen mag —, und faßt mit beiden Armen nach dem Mädchen, und drückt es fest — fest an sich.

„Endlich! endlich!" murmelt er, vom raschen Gange noch atemlos, „— du Liebstes! mein liebster Mensch du! Wie ein Stück Glück steht sie da in meinem Zimmer. Hundert, — hunderttausendmal hast du mir gefehlt."

Er schaut so frisch und gut und lebensfroh aus mit seinem jungen, beinah noch bartlosen Gesicht.

Aber sie sieht ihm verwirrt in die frohen Augen, — etwas ängstlich.

„— Berthold, es hat geklopft. Jemand kam nach dir."

„Nun? — und? — hat man dich im Zimmer gehört, bemerkt?"

„Mich, nein. Aber es war so dringend — Bist du ihr nicht draußen begegnet?“

„Nein. Wem? wer war es?“

„Eine Frau. Sie klopfte immer wieder. Sie flehte, daß du kommen möchtest. Sie sagte: um Gottes und aller Heiligen willen —“

Er hat sie aus dem Arm gelassen. Seine Züge sind gespannt und peinvoll. Alle Freude ist aus ihnen gewichen. „Die Marie!“ murmelt er; „die Magd von ihnen. In der Querstraße einundzwanzig.“

„Sie hat etwas auf die Schiefertafel geschrieben, Berthold. Willst du nicht nachschauen, damit du weißt, zu wem du sollst —“

„Zu wem? Ja, glaubst du denn, ich bekomme hier Privatpraxis oder was? Ich, der eben erst fertig studiert hat, der eben erst praktisch weiter lernt? Nein, du. Es ist immer dieselbe, die kommt.“

„Aber was ist es denn, Berthold?“

„Nichts, wobei ich helfen kann. Den besten Arzt haben sie, — alles. Es ist ihnen nur darum zu tun, einen ihnen vertrauten Menschen da zu haben, einen Freund, Freundeshilfe, beim — Schrecklichsten. — Mich kennen sie von Kindesbeinen an. Wir sind sogar entfernt verwandt. Aber das ist es nicht allein, — gern haben sie mich, und ich — ich auch sie.“

„Und dort ist jemand schwer krank?“

„Sehr schwer. Er, — der Mann. Und wie diese Frau an ihm hängt! Niemand konnte ahnen, daß es so schnell zu Ende ginge, — grad jetzt, heute oder morgen. Es konnte noch Wochen dauern. Drum

haben wir's ihr ausgeredet, — sie hätt's ja nie im Leben ausgehalten, wochenlang es zu wissen. Hat erst kürzlich geboren, — das erste Kind."

Er steht noch immer mitten im Zimmer, während er spricht, als lausche er dabei noch auf was.

Sie schmiegt sich an ihn. „— Berthold! Hättest du dann nicht lieber hingehen müssen? Müßtest du nicht jetzt gleich —"

Er zieht langsam einen Stuhl an den Tisch heran. Sein Gesicht ist entschlossen und finster geworden. „Nein. Ich hab' doch dich erwartet, Elly. — Und jetzt, wo du hier bist — und so schwer, wie du abkommen kannst, — und so lange, wie wir drauf gewartet haben, — sag's selbst? Zu bloßem Vergnügen ist's doch nicht, daß wir uns endlich wieder ungestört sprechen mußten, uns aussprechen über unser Wichtigstes. Ist unsere Zukunft nicht das Wichtigste —? Und unter Tags, während meiner Dienststunden, da kann ich doch nicht."

Und er nimmt ihren Kopf leise und zärtlich zwischen seine beiden Hände und küßt sie auf den Mund und in das seit der Krankheit noch kurzverschnittene, schwachgelockte blonde Haar.

Sie erwidert seine Küsse, und alles lacht an ihr und leuchtet vor Glück. „Setz dich her!" sagt sie dann, „laß mich zusehen, was du mitgebracht hast. Hast du nicht schon deinen großmächtigen Hunger? — wie du nur zum Küssen noch Geduld hast?!"

Und vor sich hin singend öffnet sie den schmalen Schrank, wo sie zwischen Kragen, Krawatten und

Taschentüchern eine Tischserviette herauskramt und zwei dahinter verborgene Teller und Bestecke, um auf dem einen Ende des Schreibtisches die Abendmahlzeit zu ordnen.

Da bemerkt sie, daß er den Kopf in die Hand gestützt hat und vor sich hin starrt. Seinen Blick kann sie nicht erhaschen, das Lampenlicht bescheint nur die lange, schmale, gepflegte Hand, die er vorgeschoben hält.

„Du!" sagt sie plötzlich und läßt die Gabel fallen, mit der sie den kalten Aufschnitt aus den aufgewickelten Papierumhüllungen aufspießen wollte, um ihn in dem einen der beiden Teller aufzuschichten, „— ich bitte dich, geh hin! Ruh' hättest du doch keine. Und wenn's wegen mir ist, — mir wär's so schon lieber, du gingst."

Er macht sich fast barsch von der Hand frei, die sie ihm bittend auf den Arm gelegt hat. „— Wenn ich dir doch sage, daß ich nicht geh'! Kannst du's etwa wollen, wenn ich dir doch sage, daß ich nicht will? — Nein? — Also! das will ich mir auch ausgebeten haben!"

Er zieht sie zu sich auf sein Knie nieder und fährt ihr mit liebkosenden Fingern durch das gewellte Haar. „Also komm. Bleib hier sitzen und red nicht in einem fort davon, hab die Güte. Warum auch grad davon?! — Noch nichts hast du mir erzählt, — sag, wie war es denn? Hat deine Tante gutwillig erlaubt, daß du heute bei deiner Freundin übernachtest?"

Sie nickt. „Ja, das hat sie. Die Tante ist gut, — wirklich lieb und gut. Wenn sie nur die Angst

nicht hätte bei allem, — besonders, daß die Mannsleute es nicht recht ehrlich meinen, — wieviel lieber möcht' ich ihr dann alles erzählen! Alles, ganz so, wie es ist. Nicht wahr? Aber es geht nicht, sie würd' es nicht zulassen, daß zwei so junge Menschen wie wir zusammenhalten, zwei, die beide noch nichts sind und nichts haben. — — Vielleicht ist sie nur so streng, weil sie ein altes Fräulein ist, meinst du nicht?"

Er stürzt ein Glas von dem lauschäumenden Bier hinunter und schüttelt den Kopf. „Deine Tante hat im allgemeinen ganz recht, Elly, ganz recht, wenn sie dich nach Kräften hütet. So viele Laffen und Müßiggänger wie hier auf den Straßen herumlaufen, — und noch dazu bist du nicht aus der Gegend, bist nicht stadtgewöhnt, — würdest dich nicht auskennen mit ihnen."

Sie lacht, während sie sich von ihm mit kaltem Fleisch und mit Brotschnittchen füttern läßt wie ein kleiner Vogel. „Mir kann so ein Laffe nichts anhaben," sagt sie; „ich bin doch schon über ein Jahr hier, und auf dem täglichen Gang zum Kindergarten bin ich oft genug angesprochen worden. Mir hat noch keiner gefallen — noch nie, — außer nur du. Du allein."

Er drückt sie an sich. „Und zu mir hattest du da auch gleich das richtige Vertrauen, gelt? Und auch du hast mir gleich so gut gefallen, wie du da im Spitalbettchen lagst. Gleich hatt' ich dich lieb. — — Und dann: daß wir beide nicht von hier sind, beide Provinzkinder aus demselben Nest, und auch

beide elternlos, besonders das. Ein bissel Leid verbindet auch, meinst du nicht?"

Sie nickt nur. Ein warmer Wind streicht durch das offene Erkerfenster über die beiden hin und weht von Zeit zu Zeit von Ellys losem Haar eine Strähne an des Mannes Wange. Sie hören auf zu reden und zu essen. Das Lieblingsgespräch, über die Entstehung ihrer gegenseitigen Liebe und über deren mutmaßlich ewige Dauer, erreicht schließlich sein natürliches Ende in innigen Küssen und zärtlichen Schwüren.

Die Tüten und Papiere vor ihnen liegen geleert um den Teller herum, von dem sie gemeinsam gespeist haben; nur einige Krachmandeln und Schokoladenbonbons sind noch übriggeblieben. Er hat nicht vergessen, Süßigkeiten mitzubringen, denn er nascht selbst gern. Aber heute fehlt ihm der Sinn dafür, und er leert Glas um Glas.

Ein Falter verirrt sich in das Zimmer und umflattert die Lampe, deren Porzellanbehälter schon mit winzigen Mottenleichen beklebt ist. Draußen ist es ganz still, totenstill geworden. Und stärker, berauschender als zuvor strömt die Baumblüte ihren Duft in die Nacht aus.

Elly sitzt noch auf seinen Knieen. Ihre Hand hat sich in seine Hände geschlichen, ihr Kopf schmiegt sich an seine Schulter. Hin und wieder flüstert er etwas, leise wie im Traum, — wie das Flattern des Falters um das ruhig brennende Licht, — irgend ein Wort, irgend ein leeres Wort, ein unwillkürliches Überfließen von dem, wovon in diesem Augenblick ihre Seelen

voll sind. Oder sie murmelt einen halb verständlichen Laut, der, nur ein sehnsüchtiger Seufzer, von den heißen Lippen erstickt wird, die sich schmachtend auf die ihren pressen.

Auch jetzt noch wollen sie die wenigen Stunden, die ihnen vergönnt sind, wahrnehmen, um ernsthaft verständig alles Wichtige der Zukunft zu besprechen, — aber später, — nur ein wenig, ein ganz klein wenig später, — denn in diesen Minuten fehlt ihnen die Kraft dazu. Es ist ihre erste, gänzlich sichere, gänzlich unbedrohte Einsamkeit, die sie berauscht. Zum erstenmal ist die störende Welt um sie ausgelöscht, hinweggewischt, zum erstenmal sind sie allein auf der Welt. — — —

Da klopft es.

Er fährt zusammen, und dann umfaßt er sie fester. Den Kopf beugt er tiefer, tief hinab zu ihr, als wolle er sich bei ihr bergen.

Es klopft wieder, ungestümer, dringender. So rücksichtslos laut klopft es in die vorangegangene Stille hinein, daß es wie eine körperliche Gewalt wirkt, welche die beiden auseinanderzerrt.

Elly sucht sich aus den sie umfassenden Armen zu lösen und starrt ratlos nach der Tür. „Kannst du dich denn abwesend stellen, — wenn nun jemand weiß, daß du drin bist?“ fragt sie kaum hörbar.

„Das weiß nur die Wärterin aus meiner Abteilung,“ entgegnet er ebenso und steht geräuschlos auf.

Beide stehen regungslos. Das Klopfen läßt nach, aber jemand drängt sich dicht an die Tür.

„Sie merkt, daß hier Licht brennt!“ murmelt er, und, wie in Angst, macht er auf dem Teppich einige Schritte vorwärts, aber nicht um zu öffnen, sondern seitwärts geht er, unwillkürlich bis ganz hinter die Tür, bis hinten an den Schrank, — gerade als ob die Tür von Glas und durchsichtig sei und er sich in einem Winkel verstecken müsse.

Elly schaut verständnislos mit großen Augen seinem törichten Beginnen zu. Da ertönt die weibliche Stimme von vorhin, eindringlich und hilfeflehend: „Kommen Sie, Herr Doktor, bitte, kommen Sie! Lassen Sie uns nicht im großen Jammer allein! Unser Herr liegt im Sterben und kann nicht sterben, und unsere Frau liegt in Lachkrämpfen und kann's und will's nicht glauben und will's von Ihnen hören, ob es wahr ist. Haben Sie Barmherzigkeit, Herr Doktor, und kommen Sie!“

Die schrecklichen Worte schallen durch das ganze Zimmer, bis in den hintersten Winkel, so daß kein Versteck vor ihnen möglich ist, — erfüllen das ganze Zimmer, als ob sie von allen Wänden tausendfach widerhallten, und verklingen erst, als von innen der Schlüssel ins Schloß gesteckt und umgedreht wird.

Mit einem Ruck reißt Berthold die Tür auf. Er tritt hinaus auf den Vorplatz. Elly kann die halblaut geführte kurze Verhandlung draußen nicht hören.

Da kommt er in die Stube zurück. „Ich muß hin!“ sagt er und sieht verstört und angstvoll aus, „ich muß hin, Elly.“

Und wie sie in sein Gesicht blickt, begreift sie

plötzlich, daß es nicht nur das Zusammensein mit ihr ist, was ihn vom Fortgehen zurückgehalten hat. — Noch etwas anderes, Stärkeres, — etwas, das sie nicht kennt.

Schweigend sieht sie zu, wie er in seinen Mantel fährt, wie er verschiedenes noch zu sich steckt. „— Es ist gewiß viel besser, daß du gehst,“ bemerkt sie endlich leise, „du hättest es vielleicht nicht verwunden — später.“

Er hört nicht auf das, was sie sagt. „Bleib hier!“ sagt er hastig, „verriegle dich gut von innen. Mach keinem auf, — hörst du: keinem.“

„— Hier?! — ich soll hierbleiben —?“ fragt sie erschrocken, „— denke nur, wie spät es werden kann, und —“

„Nein, nein,“ unterbricht er sie schnell, „es dauert ganz kurz, — ich hab' ihr gesagt, daß ich heute Nachtdienst hätte und nicht fortbleiben kann. Also wird's nur auf einen Sprung sein, — und nur ein paar Häuser weit, — gelt, du bleibst?“

„Ich weiß nicht, —“ murmelt sie ungewiß.

„Ich bitte dich darum! laß mich dich nicht entbehren, wenn ich heimkomme; laß mich nicht ins leere Zimmer heimkommen! Ich könnt's nie verwinden, daß ich das verloren habe, — diesen Abend mit dir. Und jetzt in der Eile, wo wir absolut nichts verabreden können, — sollen wir so auseinandergehen und uns lang, lang nicht wiedersehen? Schau, das ist unmöglich! Also du bleibst, — ja?“ Und er ergreift ihre Hände und hält sie fest. Seine Blicke haften mit banger Innigkeit an den ihren.

„Ja!" sagt sie überwunden.

„Dank dir! — — Und verzeih mir, du Liebstes, was ich habe, daß ich von dir geh'." Er küßt rasch und heftig ihre Hände und ihr Gesicht. Jetzt ist sie es, die den Säumenden zur Tür drängt.

Endlich ist er aus dem Zimmer. Man hört seinen Schritt den Gang hinunter. Nun eilt er, er läuft fast. —

Elly lehnt sich mit dem Rücken gegen die Tür und hat Lust zu weinen. So viel Schmerz, Sehnsucht, Liebe und eine süße heiße Erregung drücken ihr die Brust zusammen. Was liegt ihr am rechtzeitigen Heimgehen zur Freundin! Aber diese kostbaren, unwiederbringlichen Minuten, die erst nach vielen Hindernissen und mißglückten Kämpfen errungen worden sind, — ist es nicht unerträglich, sie nun einsam, ohne ihn hinzubringen, — ohne ihn, der eben noch seinen Arm um ihren Nacken schlang, — ohne ihn, den jeder ihrer Nerven zurückruft? —

Elly stampft leicht mit dem Fuß auf und ihr Blick überfliegt voll zorniger, sehnsüchtiger Ungeduld das hellerleuchtete kleine Gemach. Auf dem Schreibtisch liegen noch die fettbefleckten Tütenpapiere, die Apfelschalen und Krachmandeln herum. Mit einem Seufzer beginnt sie mit hausfraulichem Instinkt das benutzte Geschirr fortzuräumen, schüttelt die Serviette am Ofen aus, stellt die geleerten Bierflaschen hinter den Diwan. Dabei betrachtet sie fast ehrfürchtig alle einzelnen Gebrauchsgegenstände im Zimmer, die Bücher und Instrumente, mit denen Berthold arbeitet. Er

kommt ihr so kenntnisreich und hochstehend vor neben den Männern der simplen praktischen Berufe, die sie früher, als Pächterskind, daheim gekannt hat! Und sein Äußeres gehört für sie ganz unmittelbar dazu, — dieses sicherlich nicht schöne, aber gepflegte Äußere des Sohnes aus gutem Hause, der sich auch bei der größten Knappheit der Geldmittel und beim härtesten Vorwärtsstreben nicht vernachlässigt. —

Elly steigt den Tritt zum hochgelegenen Erkerfenster hinauf, setzt sich auf das Fenstersims und schaut über die dunklen Baumwipfel weg in den Himmel hinein, der ganz sternenbesäet ist. Schräg gegenüber leuchtet die große runde Spitalkirchenuhr zu ihr herüber gleich einem riesigen Mond. Und der schmeichelnde Frühsommer wogt und duftet zu ihr ins Zimmer und erfüllt sie ganz, bis zum Herzensrande, mit ihrer jungen, jauchzenden, innigen Liebe. — — Was diese Liebe eigentlich liebt, das ist ihr selber nicht bewußt, ob sie am Manne liebt, was gut und tüchtig ist, oder den Mann, der feinere Wäsche und feinere Formen besitzt, oder ob nur das in ihm, was sich in erster, ehrlicher Jugendglut verlangend und glutweckend zum Weibe neigt, — sie liebt urteilslos und unterscheidungslos, aber sie liebt mit ganzer Hingebung in diesen nächtlichen Stunden des Harrens und Sehnens.

Sie drückt den Kopf gegen das Fensterkreuz und blinzelt müde und verträumt.

Wenn man so dem monotonen leisen Rauschen der blühenden Baumwipfel zuhört, tönt das wie ein-

schläferndes Wiegenlied. Und gern hört sie dem zu, denn Baum und Wipfelrauschen, Wind und Blüte sind ihr vertraut und entführen sie ins Traumland der Kindheitserinnerung, — nach dem kleinen Pachthof an der bayrischen Grenze, den ihr Vater damals innehatte, und auf den einsamen, birkenumstandenen Schulweg zum Lehrer des nächsten Dorfes, der sie so vieles und Gutes gelehrt hat, und in die große Gesindestube unten im Gutshaus, wo am Feierabend die müden Leute beim Klang der Mundharmonika zusammensaßen.

— — — — — — — — — — — —

Die Zeiger auf der runden Spitaluhr rücken Viertelstunde um Viertelstunde vor. Wie es ein Uhr schlägt, fährt Elly aus ihrem Halbschlaf so plötzlich empor, als ob eine Hand sie an der Schulter berührt habe. Vornübergebeugt sitzt sie auf der Fensterbrüstung, eine einzige Bewegung noch, und sie hätte hinabgleiten können, mitten im Traum, und jetzt daliegen auf den regenfeuchten Steinfliesen vor dem Direktionsgebäude als eine zerschmetterte, unkenntlich gewordene Masse.

Es schaudert sie. Sie springt vom Fenstersims ab, und erstaunt und ungläubig heften sich ihre Augen auf das schimmernde Zifferblatt der Uhr drüben. Ein Uhr! Es ist kein Traum gewesen, in dem sie es wie einen Weckruf schlagen hörte, es ist ein Uhr!

Jetzt ist es viel zu spät, um überhaupt noch zur Freundin zu gehen. Da kann sie unter keinem Vorwand mehr hin. Besser wäre es noch, hier zu bleiben, abzuwarten, bis es in den Spitalhöfen in frühester

Morgenstunde lebendig wird, denn dann kann sie sich unter den Kranken, die oft schon sehr zeitig vorsprechen, und unter dem in Anspruch genommenen Personal ganz unauffällig entfernen. Sie selbst ist schon einmal so früh hier gewesen, als ihre Tante des Nachts unerwartet krank wurde.

Noch steht sie erschrocken, schwankend, überlegend, als ein Schlüssel sich von außen in der Tür dreht.

Sie läuft hin, sie entriegelt die Tür, und mit einem Freudenlaut will sie ihm entgegenstürzen, ihm, der sie endlich erlöst aus der unheimlichen Einsamkeit des Zimmers.

Aber er blickt sie zerstreut an, wie wenn er erst jetzt eben, bei ihrem Anblick, gewaltsam zu ihr zurückgekehrt wäre. Blaß und erschöpft sieht er aus.

„— Ja, es ist spät, entsetzlich späte Nacht ist es geworden, arme Elly, nicht wahr? Fast unmöglich, dich noch herauszulassen und heimzubringen; — wenn man dich sieht — —! und der Portier müßte uns doch öffnen.“

„Wäre es nur noch später, viel später!“ sagt sie gedrückt, „— am liebsten heller Morgen. Man geht hier so früh schon aus und ein. Ich glaube, das beste ist noch, wenn ich die Sonne abwarte.“

„— Die Sonne —? — ja —“ Er sagt es, ohne recht zugehört zu haben. Er will den Mantel ablegen und hält mitten drin inne. Dann wirft er ihn achtlos in eine Ecke des alten Diwans und spitzt die Lippen, wie jemand, der pfeifen will. Aber er pfeift nicht. Er setzt nur dazu an und fährt sich

dann mit der Hand wieder und wieder nervös durch sein kurzgeschorenes Kopfhaar.

Elly starrt ihn an, mit Augen, denen man noch den unterbrochenen Schlaf ansieht. „— — Ist er tot?“ fragt sie scheu.

„— Tot? — — Ja, jetzt ist er's. — Endlich ist er tot. Schließlich: wir müssen ja alle sterben, keiner kommt drum herum. Was ist denn auch schließlich dabei,“ bemerkt er in leichtem, achtlosem Ton. Dann plötzlich: „— So ein Blödsinn! Eine solche blödsinnige Krankheit! Blödsinnig, sag' ich dir! Und ein solcher Mann im kräftigsten Alter, — hatte er denn nicht ein Recht, noch zu leben, ja grad jetzt zu leben? — Er hat nie viel vom Leben erwartet, — nein, das kann niemand behaupten. Ihm ging's auch meistens schlecht, oft miserabel, mußte dazu noch seine Eltern unterstützen, — sich herumschinden mußte er, das Leben puffte ihn sozusagen. — Da erringt er sich diese kleine liebe Frau, erringt sich diese kleine, bescheidene Lebensstellung, sein bißchen Glück, — und glücklich war er!! Denn nun mußte es ja ein Weilchen besser gehen. Letzthin sagte er mir noch einmal: ‚Denk nicht, daß ich was Besonderes erwarte, nichts will ich, nichts, nicht Erfolg, nicht Glückszufälle, — nur in Ruh' lassen sollen alle Zufälle mich, nur abseits mich stehen lassen, mich vergessen, — daß ich behalte, was ich hab'.‘ — Herrgott, mir gellt's jetzt in die Ohren, wie er das so sagte!“

„Und was sagte er denn dazu, daß er so sterbenskrank wurde?“ fragt sie mit bestürztem, mitleidigem Gesicht.

„— Dazu —? Was er dazu sagte —?" murmelt Berthold und schaut sie an und sieht doch kaum, daß sie da vor ihm steht; es ist unterdrückter Zorn in seiner Stimme und in seinen Augen, und sie hört, wie seine Zähne übereinanderknirschen. „— — Nichts hat er dazu gesagt, nichts, kein Sterbenswort hat er gesprochen. Stumm hat er dagelegen, stumm und empört, — ja empört, im Innersten aufgebracht war er über seinen Tod. Wut lag in seinem Blick, — manchmal ein dumpfer Haß, wenn er seine Ärzte anblickte, auch mich, — und quälen ließ er sich nach allen Regeln der Kunst, bis zum Todeskampf, dem langen, gräßlichen, der gar nicht enden wollte und ihn schließlich erdrosselte und damit alles, — auch seinen Zorn, den ohnmächtigen, fürchterlichen."

Er spricht mit gesenkter Stimme, gedämpft; sie sieht, daß er die rechte Hand zusammenkrampft und die Nägel in die innere Handfläche drückt, — vielleicht um Tränen zu wehren. Dann geht er langsam auf den Diwan zu und setzt sich auf das Fußende, — schaut auf und streckt den Arm nach ihr aus. Er zieht sie an sich und beugt den Kopf; er küßt sie nicht, aber sie fühlt doch, daß er erst jetzt wieder bei ihr ist.

„Schau, ich hatte Angst," gesteht er und lächelt flüchtig über seine eigene Verstörung und Erschöpfung, „— ganz einfache Angst hinzugehen, dabei zu sein. — Ich mußte ja der Frau die Wahrheit sagen, als sie da in Lachkrämpfen lag, während er im Nebenzimmer so qualvoll verröchelte. — Es ist grausig, so etwas. So hilflos, so elend hilflos ist man."

Sie streicht ihm sanft, scheu über das kurzgeschorene Haar, das feucht von Schweiß ist. „— Seid ihr's nicht alle schon ein wenig gewöhnt — vom Spital her?" bemerkt sie schüchtern.

„Vom Spital? Das ist ja ganz etwas anderes. Meistens ein fremder Mensch, ein bloßer Fall, — das medizinische Interesse überwiegt weit, stumpft die aufkommende Weichheit gleich ab. — Nur wenn sie länger daliegen, man sie gut kennen lernt, dann ist es schon schwerer, aber es geht immer noch —. Nur wenn's dann so kommt, — außerhalb des Spitals, wo sozusagen Krankheit und Tod hineingehören, — und wenn man dabei nur so Schlachtopfer des Zuschauens ist, ohne wirkliche Aktivität, — und dazu liebe Menschen, Freunde, und ein Schicksal, das man kennt —. Und nun dieser würgende Tod in solchem bescheidenen Leben —"

„Du Armer!" sagt sie erschüttert und ihr kommen die Tränen, gegen die er sich sträubt, „— vielleicht macht ihr's alle durch im Anfang — oder du bist besser, mitleidsvoller als die anderen."

„Mitleidsvoller?!" fragt er höhnisch.

Er hat sie schon wieder losgelassen und ist aufgestanden. Er beginnt unruhig im engen Zimmerchen auf und ab zu gehen.

„Nein, du! Mitleid ist das nicht! Alles, nur kein Mitleid ist das! Wie kommst du nur auf Mitleid? Denn der Tod — der kommt ja auch zu uns. Ja, das tut er wahrhaftig, etwas früher oder etwas später, aber ganz sicher, — a b s o l u t s i c h e r. Be-

greifst du das?! — — Nein, sag nicht, daß du es begreifst, denn das ist es ja eben, das Schauerliche, daß man es in solchen Augenblicken und Stunden erst ganz plötzlich begreift, gleichsam den Tod betastet und anfühlt, während er sonst nur so von fern dasteht, — ein undeutliches Etwas. Er ist aber durchaus nicht fern, durchaus nicht; es sieht nur so aus, er dreht uns sozusagen nur den Rücken zu, bis — bis er sich herumdreht —"

„Lieber Gott, wie viel er redet und wie schnell nacheinander," denkt sie bei sich. Sie entgegnet ihm nichts. Ein feines Gefühl hindert sie daran, irgend eine banale Entgegnung in seine schwere Stimmung zu werfen.

Da reißt er sie plötzlich an sich, — wild, heftig.

„Elly, hör nicht, was ich rede, — was beschwere ich Nichtsnutziger dich damit! Aber sieh, Kind: — an dich und mich denk' ich dabei. Ich möcht' dich doch halten, dich schützen, — war das nicht unsere Zukunft, unser Traum? — — und bin doch ohnmächtig, — ohnmächtig dagegen, daß der Tod in der Welt ist, der dich hat und mich."

Er murmelt das letzte nur, sie immer fester an sich ziehend, und küßt sie mit ausbrechender Leidenschaftlichkeit. Dann läßt er ebenso jäh von ihr ab. Seine Augen werden finster. „Es vergessen, es bei einander vergessen, ja, das kann man auf Zeiten und möchte man. Aber man soll damit fertig werden und es durchkämpfen und Stellung dazu nehmen, — man muß! Da reißt man dann alle lebendigen Kräfte

zusammen und flucht und betet, — und — und ich werde nicht damit fertig." —

Sie schaut ratlos zu ihm auf; er sieht, daß sie weint.

Erschöpft setzt er sich nieder. „Komm her!" sagt er in verändertem, freundlichem Ton, „setz dich zu mir. Ich habe die ganze vorige Nacht in der Abteilung durchwachen müssen und hatte die Nacht davor Journaldienst, — ich glaube, alles kommt von dieser rasenden Müdigkeit."

Er macht ihr Platz und legt sich weit hinten über, fast ausgestreckt, und nimmt ihre Hand in die seinen. Aber gleich darauf blickt er nicht mehr auf sie, sondern zur Zimmerdecke hinauf, und seine Augen wandern unstet hin und her, ohne einen Ruhepunkt zu finden.

„Wenn du doch ruhen könntest!" sagt sie und blickt mitleidig auf seine gespannten, nervösen Züge nieder.

Es macht ihn ungeduldig, daß sie so beharrlich auf ihn hinsieht. „Wieso: ruhen? was kann denn das helfen, ich bin doch kein Pferd!" versetzt er gereizt.

Sie schweigt verletzt. Wie ganz anders hat sie sich den heutigen Abend vorgestellt! Mit wieviel Sehnsucht und Jubel hat sie ihn erwartet! Und nun wird sie überhaupt nicht beachtet, — es ist fast so, als ob sie noch allein hier säße. Mit ihrem Verstand ist sie wohl seinen erregten Auseinandersetzungen gefolgt, aber ihr Gefühl vermag ihm nicht ganz bis zu diesen unglücklichen Menschen zu folgen, nicht ganz bis in die Schauer des Todes — —.

Ihr Gefühl ist absorbiert von Sehnsucht und getäuschter Hoffnung und gekränkter Liebe, und dies Gefühl ist mächtiger als der blasse, unbegreifliche Tod, der ihr „noch den Rücken zukehrt", wie Berthold sagte —. Aber er hat auch die Nacht an einem Sterbelager verbracht, während sie nur da am Fensterkreuz gesessen hat, hineingeschmiegt in Blütenduft und Wipfelrauschen, träumend.

Die Lampe auf dem Schreibtisch brennt trüb. Von Zeit zu Zeit knistert ihre kleine Flamme, als ob sie nächstens erlöschen wollte. Von der gegenüberliegenden Wand schimmert das schmale Bett im Eisengestell weiß herüber. Eine große, dicke Fliege schwirrt mit Gesurr zwischen Tisch und Lampe und läßt sich begehrlich auf ein Stückchen vergessener Apfelschale nieder.

Wie einsam, wie todeinsam ist es in dem kleinen Zimmerchen! Emmy starrt auf die naschende Fliege und kommt sich so verlassen vor, wie noch nie in ihrem ganzen Leben. Große Tränen drängen sich in ihre Augen und tropfen auf ihr Kleid nieder — andere, schwerere Tränen als zuvor. — —

Mitten aus den trüben Gedanken weckt sie ein seltsamer Ton. Berthold ist der Urheber dieses Tons. Er liegt unbequem ausgestreckt auf dem Rücken und schnarcht. Er hat wirklich die Augen geschlossen und schläft und schnarcht.

Ihre Tränen versiegen in der Verblüffung. Warum hat er denn nun behauptet, er sei kein Pferd? Er verschläft seine seelische Erschöpfung genau wie eine körperliche Ermüdung.

Seine rechte Hand hängt schlaff über den Rand des Diwans herab, die linke, die noch Ellys Finger gefaßt hält, ist kalt und feucht. Sein Gesicht sieht fahl aus; die Stiefel, die über den Diwan hinausragen, starren von Straßenschmutz. In diesem Augenblick entbehrt er jedes ästhetischen Reizes, jedes persönlichen Zaubers, der ihn in Ellys Augen von gesellschaftlich tieferstehenden Männern unterschied. Und zu der seelischen Entfernung, in die seine scheinbare Nichtbeachtung und Benommenheit sie momentan von ihm gerückt hat, gesellt sich jene plötzliche körperliche Entfremdung, die den geringfügigsten Anlässen am liebsten entspringt. In diesem Augenblick ist es, als ob Elly ihn ganz aus ihrem Herzen und aus ihren Sinnen verloren habe. Oder steigen nur aus seinen vorangegangenen düsteren Worten lauter schwarze Schatten auf, die alles verfinstern und auch ihrer Liebe den Glanz nehmen? Friert sie nur aus Übermüdung und Kränkung und Langeweile oder kriechen aus allen Ecken dunkle, unfaßbare Gespenster an sie heran und machen sie schaudern? Was ist es denn auch mit aller Liebe und Freude, wenn sie schon von dem leisesten Hauch aus dem Reiche des Todes verblaßt, — was ist es mit aller Liebe und Freude, wenn doch so bald und so sicher alles zerfallen und vermodern muß? —

Sie denkt den Gedanken zuerst nur mit trotziger Bitterkeit, mit dem verzweifelten Verlangen, in ihm recht herumzuwühlen, in ihm recht unglücklich zu sein, — dann aber denkt sie ihn mit Grausen und sucht vergeblich, von ihm loszukommen. Wieder meint sie

das Gespräch von vorhin zu vernehmen, aber diesmal folgt nicht nur ihr Verstand den Worten, — die ganze Todesstimmung gleitet auf sie über und packt sie. Ihr ist, als ob sie hinausgeschleudert würde aus einem Rosengarten auf ein nacktes Felsenriff in wildbrandendem Meer. Aber nicht nur sie allein, sondern mit ihr alle Menschen, — der Mensch überhaupt, — jeder einzelne, der auch lebt, auch liebt, auch stirbt. Sie fühlt sich im großen Allleid alles Daseins leidvoll mitverschlungen, ihr kleines, vereinzeltes Liebesleid zerrinnt darin und taucht unter. Sie hätte jetzt nicht küssen können und nicht schlafen. Sie sitzt, die Hände um das Knie geschlungen, und starrt mit heißen, offenen Augen in die Nacht.

In der Lampe schwelt der Docht. Leise steht sie auf und löscht ihn aus. Der Himmel über dem Spitalhof beginnt sich ganz zart zu röten. Weiße dunstige Morgenwolken ziehen darunter hin. Aus den Wipfeln der Kastanien, die wie eine schwarze, kompakte Masse gen Himmel ragen, wird ein kleiner verschlafener Vogellaut hörbar. Hie und da wirft ein erhelltes Fenster in den Seitengebäuden seinen Schein in die dunkle Blätterwirrnis, und ein schwerbeladener Blütenzweig hebt sich neigend heraus.

Berthold schläft noch immer. Den Kopf weit zurückgelehnt liegt er da und schläft so fest, so tief, so hingegeben an seine große, traumselige Müdigkeit.

Elly kniet bei ihm nieder, und im unsicher aufdämmernden Morgenlicht beugt sie sich über sein bleiches Gesicht mit den stillen, sanft gewordenen Zügen

und dem tiefen Frieden über der Stirn, die vorhin in nervöser Pein gezuckt und sich gefurcht hat.

Er liegt da wie ein Schlafender, oder wie ein Sterbender. Irgendwann einmal wird auch er im Tode so daliegen, — er wird ihr entrissen werden oder sie ihm. — Und heiß quillt wieder die Liebe für ihn in ihrem Herzen auf, — Liebe ohne Grenzen, ohne Rückhalt, als wäre sie selbst eben erst dem Tode entronnen, nur um ihn zu lieben. Aber neue, neu gewordene Liebe, — nicht zum Liebenden allein, sondern zum Menschen, den Not und Tod, den das unbegreifliche, gewaltige Leben selbst, mit seinem Entstehen und Vergehen, in den geheimnisvollsten Tiefen ihr verband. Und eine neue, neu gewordene Sehnsucht, — nicht nur ihn zu küssen, sondern das Leben mit ihm zu leben bis zur Stunde des Todes.

Bis zur Stunde des Todes. — Würden die Lust und die Freude ihrer zärtlichen Stunden ihnen bis dahin durchhelfen, durch alles hindurch lebendig und wirksam bleiben — bis dahin?

Elly atmet tief auf, und tiefer, mit einem Anflug von Lächeln um ihre Lippen, beugt sie sich über den Schlummernden.

Nein, — die Zärtlichkeit allein vielleicht nicht.

Vielleicht noch oft würde der Lebensernst die Liebeständelei zertreten wie heute, vielleicht noch oft würde in den schmerzlichen, verworrenen Tönen, die ihm durchs Herz gehen, das kleine Liebeslied unbeachtet verklingen, wie heute. — Aber mit glücklichem Gesicht will sie fortan ihre Arme aufheben zu ihm,

zum Dank dafür, daß er so ist, — dafür, daß er sie nicht nur streichelt und den Ernst bei ihr vergißt, sondern mit dem Leben ringt — für sich und sie. Und in ihren Schoß soll er seinen Kopf legen, wenn er leidet. Vielleicht steigt dann ein zärtlicher Traum immer wieder neu herauf, — in einer Nacht wie heute, — und spinnt heimlich, im Dunkeln, immer wieder neue Liebe ums Leben. — — —

Elly erhebt sich geräuschlos und macht sich leise fertig, um fortzugehen. Noch einen fast mütterlich sorgenden Blick wirft sie auf ihn. Gern würde sie ihm die schweren beschmutzten Stiefel ausziehen, damit er besser ruhen könne. Aber davon müßte er gewiß aufwachen. Deshalb zieht sie nur seinen Mantel aus der Diwanecke heraus und breitet ihn über seine Kniee. Dann schleicht sie sich behutsam aus dem Zimmer.

Auf den Gängen und Treppen ist es noch nachtstill. Die Gasflammen brennen noch wie am Abend vorher, als sei es eben erst gewesen, daß sie hier heraufstieg.

Draußen im Hof aber umfängt sie schon die gleichmäßige, farblose Helle des Frühmorgens, in der die lichterhellten Fenster sich ganz wunderlich gespenstisch auf den Steinfliesen abzeichnen, die besäet sind mit welken, zertretenen Kastanienblüten.

Ein Arzt, aus dem zweiten Hof des Krankenhauses kommend, durchquert die Baumanlagen. Wie er eine weibliche Gestalt auf den Hauptausgang zugehen sieht, hält er inne und schaut ihr aufmerksam nach.

Irgendwo wird eine Tür geöffnet. Zwei Wär-

terinnen huschen in leisem, übrigens ganz vergnügtem Gespräch vorüber. Auch sie wenden die Köpfe und stutzen.

Elly bemerkt es nicht. Sie steht vor der Portierloge im großen Torbogen und klingelt, bis endlich der dicke Portier in Hemdsärmeln, völlig bar seiner gewöhnlichen Würde, mit verschlafenem Gebrumm heraussteigt und ihr gähnend das Tor aufschließt.

Sie hat ganz vergessen, daß, um fortzugehen, sie die volle Sonne abwarten wollte und das offene Tor, und das beginnende Leben in den Höfen. Sie denkt auch jetzt nicht daran, daß sie sich vielleicht kompromittiert. —

In diesem Augenblick sind für sie die Menschen nicht gefährliche Späher oder neugierige Verleumder, sondern einfach Brüder und Schwestern, — sie fühlt sich so herzlich geeint mit ihnen, so weitab von allem kleinlichen Getriebe, — mit ihnen gemeinsam umfangen vom gleichen Leben, — und vom gleichen Tode.

So tritt sie arglos hinaus auf die einsam im Morgengrauen träumende Straße und eilt heimwärts mit raschen, elastischen Schritten, die vom Steindamm längs der schlafenden Häuser fast fröhlich widerhallen. Ihr ist hell und jung und gesund zu Mute, ein grundloser Jubel erfüllt sie ganz.

Und glutrot geht hinter ihr, in dampfenden Frühnebeln, die Sonne groß und still auf und umspinnt die hineilende Gestalt mit feierlichem Licht.



Unterwegs

— — — Je höher hinauf es ging, desto kürzer erschien der lange Tag der Maisonne. Oben am düstern Schwarzensee schoben gewaltige Bergkegel sich schon vor den Sonnenball, während in den Tiefstälern alles noch in Glanz und Licht getaucht war. Dort unten blühten die Obstbäume, und der Flieder öffnete sich, und aus Südtirol wurden die ersten kleinen säuerlichen Kirschen bis nach Sankt Wolfgang herangebracht. Statt dessen schaukelten hier oben noch gelbe Kätzchen in den Hängeweiden hinten am Seeufer, junges Birkenlaub duftete herbe und würzig aus halbgesprengten Knospenhülsen, die von ferne bräunlichen Herbstblättern glichen, und an den Berghängen zogen sich die breitschimmernden Schneefelder noch so tief — tief hinab, als befinde man sich am Rande einer Gletscherwelt.

Später pflegte der Hochsommer diesen grandiosen Charakter der Hochgebirgsnatur zu verringern, doch die unendliche Stille zerstörte auch er nicht, die sich fast erhaben darüber ausbreitete. Hier schien nur Vögeln und Grillen Stimme gegeben zu sein, und nur vereinzelt, — verloren, — mischte sich ein leises Glockenläuten der paar weidenden Almkühe dazu, das in diese Naturidylle schön und traumhaft hineinklang, als gehöre es zu ihr. — —

Vom Ufer des Schwarzensees schaute ein schmächtiger Sennbube mit verwundert geöffnetem Munde dem Herrn und der Dame nach, die sich der Sennhütte näherten.

Richtige Bergsteiger waren's nicht — Zufallstouristen, die heut nachmittag vielleicht noch nicht wußten, ob sie lieber eine Spazierfahrt in leichter Mauleselkalesche unternehmen sollten oder eine improvisierte Fußtour bis da herauf wagen. Der Herr verriet es durch seine Kleidung, von der er den Wettermantel abgezogen hatte, und auch die junge Dame im breitrandigen Strohhut trug einen Rock, der weder in Schnitt noch Länge einem stundenlangen Marsch auf Berggeröll angepaßt schien.

In der niedrigen Lattentür der Senne blieben sie stehn und verhandelten hochdeutsch mit der verwunderten Mali um ein Nachtlager. Morgen um Mittag wollten sie weiter, über die Mosau nach Unterach hinunter bis an den Attersee und — und, ja das weitere konnte die Mali gar nicht interessieren.

Die Sennin hatte den ganzen Tag schaffen müssen und war schon im Begriff gewesen, sich zur Ruhe zu legen. Ohne besondere Begeisterung verwies sie daher die Fremden in die schmale Bretterkammer neben dem Herdraum, die nur durch einen mannshohen Verschlag von demselben getrennt war. Dort stand Malis mächtige Bettstelle, wo sich ein Strohsack hoch auftürmte und ein stark nach Käse duftender wollener Kotze als Pfühl diente.

Quer durch die Kammer lief ein Strick, an dem

mehrere bunte Schürzen und Kattunröcke hingen; in der Ecke über einer Truhe war ein in groben Goldperlen gestickter Bibelspruch angebracht und daneben ein kleiner Tellerbort mit bemaltem Geschirr. Von oben her aber schaute das rissige Dach nieder, das sich über der Herdstatt, der Schlafstelle und dem unmittelbar angrenzenden Heuboden als einzige Decke erhob, und bis hinauf in alle Fugen dieses Daches durchdrang der Rauch, der Tags über vom Herdfeuer aufqualmte, alles mit seinem beißenden Kreosotgeruch.

Der Herr und die Dame schauten sich um, legten ihre zwei Gepäckstücke ab und verlangten nur noch nach Waschwasser. Daraufhin holte die Mali ein Holzschaff hervor, das eigentlich zur Melke-der Frühmilch bestimmt war, und bat deshalb, sie möchten es ihr wieder zustellen. Kopfschüttelnd sah sie dann den beiden nach, die mit dem Schaff wahrhaftig noch hinauswanderten, sich kaltes, eiskaltes Seewasser einschöpften und sich erst dann gemeinsam in den Bretterverschlag zurückzogen.

Die Mali hatte sich inzwischen schon auf der langen harten Holzbank neben dem erkalteten Herde ausgestreckt, aber in der zunehmenden Abendkälte begann ihr Husten sie zu quälen, den sie seit dem Winter nicht hatte loswerden können, und fröstelnd überlegte sie, ob sie nicht doch lieber zum alten Knecht und zum Sennbuben auf den Heuboden steigen sollte. Ursprünglich hieß sie wohl die beiden Fremden mit stumpfsinnigem Gleichmut willkommen, so, wie sie gewohnt war, jegliches Ereignis passiv über sich er-

gehen zu lassen, gleich dem Sturm, Regen und Sonnenschein über der Alm. Aber jetzt trat ihr das Unerwartete, Unbequeme der Sachlage näher; neugierige Gedanken durchschwirrten sie, und hinterdrein, als letzter Nachtrab, regte sich in ihr die heimliche Besorgnis, ob die ungebetenen Gäste ihr die geopferte Bettruhe wohl mit einer Kleinigkeit vergüten würden?

Da, — es mochte schon tief in der Nacht sein, — knarrte die Brettertür zur Schlafstelle, und der Herr tastete im Dunkeln mit vorgestreckter Hand herein.

Ja, ob's denen denn immer noch woran fehlt? dachte bei sich die Mali und fragte auch sogleich laut, woran's denn noch fehle?

Nein, durchaus an nichts fehle es, beruhigte der Herr sie, er gehe ja auch nur eben in den Heuboden hinein, um noch ein wenig zu schlafen.

Sie setzte sich erstaunt auf.

Zum Schlafen? meinte sie empfindlich, aber sie dächte doch, ihr schönes Bett, das lange alleweil für zwei?

Er lachte leise auf. Eine junge, wohllautende Stimme hatte er.

„Hast's wohl ausprobiert, gelt?“ meinte er mit gutmütigem Spott, sagte noch einmal gute Nacht und stieg dann an ihr vorbei ins Heu.

Mali antwortete nicht mehr. Sie blickte vor sich hin ins Dunkel mit einem horchenden Ausdruck im Gesicht.

Ob sie's ausprobiert hatte! Die Bettstelle besaß sie, seit die Eltern tot waren, und das schien ihr schon

so lang her zu sein, daß einem beim bloßen Hindenken die Gedanken vergingen. Und dann hatte sie doch auch ihren Burschen gehabt, der ihr lieb war, und ein Kind von ihm —. Auch das ist lang her. Der Bursch war längst fort, irgendwo in der Welt, das Kind war ihr klein gestorben.

Jetzt war sie selbst schon hoch in den Dreißigen und hatte vor der Zeit ihre Zähne verloren und ihr dickes Haar. — —

Mali saß aufrecht auf der harten Bank, es fror sie, und sie mußte husten. So ließ sich's nicht schlafen.

Was das aber auch für sonderbare Leute waren. Abends holten sie sich kaltes Wasser, um noch das letzte bißchen Wärme hinauszutreiben, und Nachts, da gingen sie gar voneinander —.

Die Nachtluft wurde kälter, draußen erhob sich ein Wind. Durch die Luke neben dem Herd schien die Luft blaßgrau herein.

Einsam und kalt waren jetzt doch die Nächte allezeit, — selbst im Sommer.

Aber immer war's doch nicht so gewesen. Nein, nicht immer — — —.

Und Malis Gedanken wanderten, — aufgestört für einen kurzen Augenblick aus ihrem Alltagshalbschlaf, gleich taumelnden Motten, weil ein schwacher Schimmer an ihnen hinglitt, der sie an Sonne erinnerte — —.

— — Einmal war ein Tourist über die Berge gekommen. Nicht gar weit von hier war's, ein paar Stunden hinter dem Schafberg, auf ihrer ersten Senne.

Ein stürmischer Herbstabend, der September ging zur Neige. Der junge Mensch hatte sich auf dem Heuboden schlafen gelegt, aber vielleicht der Sturmwind, der heulend hindurchfuhr, oder die Unrast der geängstigten Kühe im Stall mochten ihn nicht ruhen lassen, denn mitten in der Nacht hörte die Mali ihn heruntersteigen und im Herdraum unten ein Zündholz anstreichen.

Ihre große Holzbettstelle mit den darauf gemalten Blumen stand dort in keinem Bretterverschlag. Wie in den meisten Sennen war sie im Hintergrund hoch über der Herdstatt aufgerichtet, dicht unter dem Dach. Als nun Mali hinabschaute und die Zigarre im Dunkeln glimmen sah, gleich einem glühenden Katzenauge, das sich auf sie richtete, da erhob sie sich von ihrem Bett und begann sich anzukleiden, und fragte ihn, ob er etwas vermisse.

Es sei im Heuboden gar so kalt geworden, meint er, lieber wolle er sich draußen ein wenig vertreten und, sobald der Mond lichter heraus sei, fort.

Da bot sie ihm ihr Lager an.

Vielleicht verstand er, sie überlasse es ihm zur alleinigen Verfügung, — jedenfalls schnürte er sofort wieder die Bergschuhe ab und stieg, in Kniehosen und Lodenjoppe, wie er gerade war, zur Mali hinauf, legte sich aufs Bett und zog den wollenen Kotzen über sich.

Nun erst kam es ihm wohl zum Bewußtsein, daß sie selber halb entkleidet und etwas ratlos am Fußende des Bettes stand, denn nun lud er sie ein, auch Platz darauf zu nehmen.

„Langt's doch für zwei!"

Mit einer so müden und dankbaren Stimme konstatierte er das und mit einem zufriedenen Gähnen.

Sie stieg zaghaft über ihn weg und drückte sich, um ihn nicht zu stören, eng an die Hinterwand der Senne, deren Spalten mit trockenem Moos zugestopft waren. Und während er fast sogleich einschlief, — fest, so fest, als ob keine Lawine ihn je mehr erwecken könnte, lag Mali still und horchte auf die Windstöße, die am Dach rüttelten, und lauschte den tiefen, regelmäßigen Atemzügen neben ihr, bis auch ihr endlich die Augen darüber zufielen.

— Eh aber der Morgen graute, fühlte sie, halb im Traum und halb im Wachen, sich in seinen Armen gebettet, fühlte um sich seine Kraft und Wärme wie eine berauschende Gewalt, und halb im Traum und halb im Wachen versank sie in dieser Gewalt — —.

Erst als die späte Septembersonne heraufkam, ging der fremde Tourist auf und davon. Nicht auf lange, versicherte er, denn er beabsichtige gar nicht, eine bestimmte größere Bergtour zu machen, sondern streife nur zu seiner Erholung von dummen Studien im Gebirg umher, und deshalb wolle er den Abend zum Übernachten gern wiederkehren, — heute abend, — und dann auch noch einmal, — und noch einmal —.

Kein Arg und keine Ahnung hatte die Mali, daß er sich nur scheute, Abschied von ihr zu nehmen, weil sie vor ihm dastand wie eine Taumelnde, und als sein: „Vergelt's Gott!" noch von fernher zu ihr her-

überklang und an den Bergwänden ein Echo weckte, wußte sie nicht, daß es sein letzter Zuruf an sie war. Den ganzen Tag verrichtete sie ihre Arbeit so benommen und zerstreut, als ob ihr armes Gehirn eingestellt worden sei auf eine unaufhörliche Wiederholung stets derselben Worte: „Heute abend, — und dann noch einmal, — und noch einmal," — fast der einzigen Worte, die sie miteinander geredet. Und dabei reinigte sie ihre Sennhütte von vergrauten Spinnweben und den Strohsack schüttelte sie auf, und hing Kleiderröcke und Wollkotzen an die Sonne, und rieb den Fußboden, als gelte es, eine Hochzeitskammer rüsten.

Sowie aber die Sonne hinter den See sank, da setzte sie sich auf die Türschwelle und wartete. Deutlich meinte sie dabei ihn vor sich zu sehen, wie er in der Morgenfrühe auf ihrem Bett dagelegen, an der Hand einen dunkelgrünen Siegelring, und aus dem weichen feinen Flanellhemd — gerade über dem hineingestickten Namenszug — die etwas entblößte Brust hervorschimmernd, — so weiß, so weiß, gleich der eines Knaben. In Joppe und Wadenstrümpfen schlummerte er noch, den Kopf mit dem kleinen dunkeln Schnurrbart zurückgeworfen, Halme aus dem undicht gewordenen Strohsack im zerzausten Haar, ein junger König schien er der Mali, in Gewändern von ihresgleichen, ein verkleideter König.

Der Abend verging, und auch die Nacht brach ein, doch er kam nicht. Jetzt saß sie auf ihrer Bettkante mit gefalteten Händen und mit Augen, die

starr wurden vom regungslosen Schauen und Horchen, — und wartete, — und wartete.

Tief in der Nacht knirschte über das Geröll des Bergabhanges ein Schritt zum Seeufer hinab, — wenigstens klang es Mali wie ein Schritt, — der näher und näher kam, — — und vorüberging.

* * *

Im starken Frühnebel, der über dem Schwarzensee braute und dampfte, standen dicht am Uferrand die beiden Fremden vom Abend vorher. Trotz der eben erst beendeten primitiven Morgentoilette schienen ihre Kleider schon ziemlich mitgenommen von der Tour mit dem improvisierten Nachtlager, — und die beiden jungen Gesichter eigentlich auch. Während sie in wortkargem Gespräch in das Wasser starrten, das durch den Nebelüberzug hie und da hervorschimmerte wie schwerer, grauer Atlas, trugen ihre Mienen den denkbar trostlosesten Ausdruck.

„Du denkst an dasselbe wie ich!" bemerkte nach einer neuen Pause der junge Mann verlegen.

Sie nickte bedeutungsvoll, so, wie man nur nickt, wenn man damit ein ganzes Schicksal besiegelt.

„Man kann an nichts sonst denken, — nachdem einmal der große äußerste Entschluß gefaßt ist," antwortete sie.

Er wandte sich von der geheimnisvoll leuchtenden Wasserfläche ab, mit einem leichten Schauder, als hypnotisiere dieselbe ihn.

„Und doch, — wie wenig genügte, und wir könnten so glücklich sein! Nicht wahr, meine liebe Lisa?“ sagte er schwermütig und schritt neben ihr den Hang zur Senne hinauf, „— ein wenig lumpiges Geld! Das Leben ist doch schön! Unsere Liebe würde es paradiesisch machen.“

„Werde nicht wankelmütig!“ mahnte sie finster entschlossen, „wozu kann denn das führen? Willst du etwa ein Leben wie Gevatter Schuster und Schneider? Nein, laß uns groß und uns selbst treu bleiben, —: wenn du nicht, unbeschwert von niedrigsten Sorgen, streben darfst, einst unsterbliche Werke zu schaffen, und wenn ich an deiner Seite nicht deine Muse werden darf —“

Sie vollendete nicht. Sie standen schon nahe der Senne und durch die weit aufgerissene Türöffnung derselben qualmte ein so beißender Rauch, daß man schlechterdings verstummen mußte.

Die Holzbank, worauf Mali übernachtet hatte, war bis gegen die Tür hinausgerückt worden; der grauhaarige Knecht saß darauf, tief über den großen Butterstampfer gebückt, und butterte schweigend und emsig, den schweren Kolben im Takt auf und nieder stoßend. Dabei richtete sich jedoch sein hageres, aufmerksames Gesicht mit der spitzigen Nase und den klugen lichtbraunen Augen voll unverhohlenem Interesse auf die beiden eintretenden Fremden. Der Qualm vom Herde, wo regellos durcheinandergeworfenes feuchtes Reisig brannte, hüllte sie aber so ein, daß man kaum etwas von ihnen sah. Dicht hinter

ihnen kam der Sennbube, hockte sich auf den Herdrand vor die unruhig zuckende Flamme, die ihn grell von hinten beschien, saugte an einer kurzen, mit zerdrückten Weidenblättern gestopften Pfeife und schaute mit vergnügter Verwunderung zu, wie der Herr und die Dame vor lauter Niesen, Husten und Prusten den Geist aufgeben wollten.

„Warum in aller Welt wird kein Rauchfang angebracht?“ fragte der Herr mit tränenden Augen, „seid ihr denn nicht lang genug auf solcher Senne oben, daß sich's lohnt?“

Mali nickte; sie stand mitten im Raum, den Rock hochgeschürzt, das dampfende Holzschaff voll schäumender Frühmilch in den Händen.

Freilich seien sie lang genug da oben: sie selbst schon an zehn Sommer, und Aloys, der Knecht, noch weit länger, meinte sie und fischte ohne weiteres mit der Hand irgend ein kleines Getier aus der Milch heraus, sie den Fremden zum Morgentrunk einzugießen; aber ein Rauchfang würde sich ja doch nicht lohnen, fügte sie hinzu, denn die ganze Senne mit ihren drei Insassen bestehe doch nur wegen der fünf Kühe, und so viel sei der Ertrag der Kühe dem Bauer längst nicht wert.

„Du lieber Gott!“ bemerkte die Dame mit erstickter Stimme, „— hör doch nur, Martin, es ist kaum zu glauben. Wie ärgern wir uns schon, wenn in unseren Wohnungen etwas an der Wasserleitung oder dem Gasometer fehlt. Daß man so leben kann, — und es aushalten.“

Aloys hatte den Butterkolben sinken lassen, er sagte zum Herrn mit großem Nachdruck etwas, während seine lebhaften braunen Augen aufleuchteten.

Die Dame sah ihren Begleiter fragend an, sie verstand vom Dialekt, der so zungengeläufig aus des Alten Munde kam, kein Sterbenswort.

„Er meint," erklärte ihr der Herr mit einem Lächeln, „daß überhaupt nur in den Städten alle Dinge vollkommen und schön gemacht werden und ihren wahren Zweck erfüllen, während sie hier als armselige Bruchstücke herumlaufen, die sich nicht zu Ende wachsen dürfen, weil's an allem fehlt. Er scheint sich etwas Märchenschönes unter unserer Kulturwelt vorzustellen."

Die Dame seufzte und schaute den alten Knecht fast mitleidig an. Ob er denn die Städte kenne? fragte sie.

Ja, die kannte er. Aloys erhob sich, rückte den Butterstampfer in die Ecke zurück und erzählte mit heimlicher Wonne, wie er als Knabe mit einem Holzschnitzhändler gegangen sei; bis nach Linz und Graz waren sie gekommen, und er selbst habe schön geschnitzt. Aber dann starb der Mann und ihn selbst befiel ein Augenleiden. Seitdem war er nur noch ein grober Knecht. Damit nahm er, resigniert vor sich hinmurmelnd, Hacke und Beil und machte sich nach dem waldigen Abhang oberhalb der Alm auf, um Holz zu fällen.

Inzwischen hatte der Herr sich an den Buben gewandt; er bot ihm eine von seinen Zigarren anstatt

der Weidenkrautpfeife und redete ihm zu, ihm heute nachmittag den schweren Rucksack bis nach Unterach abzunehmen.

Der Bube drehte die Zigarre begehrlich zwischen den Fingern, aber zum Wege nach Unterach hatte er keine Lust. Er war sein Lebtag nicht über den Umkreis der Senne hinausgekommen, bis auf die Schuljahre im nahen Radau.

Mali warf auch ein, daß er vor Dunkelwerden zurück sein müsse, weil sie in diesen Tagen den Bauer erwarteten.

„Er ist bis dahin längst zurück und den Weg kenne ich für ihn," versicherte der Herr, „er braucht sich nur auf dem Hinweg die rot markierten Stellen zu merken, die ich ihm zeigen werde. Jetzt ist die ganze Partie für Fußgänger aufs schönste hergerichtet," fügte er hinzu und suchte das große karierte Reiseplaid hervor, auf dem er sich mit Lisa draußen in der durchbrechenden Morgensonne lagern wollte.

Die Mali schüttelte den Kopf und sah den Fortgehenden nach. Sie füllte noch den riesigen Kupferkessel, der über einer Stange auf dem ruhiger brennenden Feuer hing, und von dessen nie gescheuertem Metallbauch ab und zu der fette Ruß in schwarzen Krusten niederblätterte, mit frischem Wasser und setzte sich dann beschaulich auf die Türschwelle. Mali hatte eigentlich eine gehörige Tagesarbeit vor sich, aber sie war weder besonders fleißig noch besonders reinlich und fürchtete nicht, daß die Arbeit ihr fortlaufen könnte.

Heute war doch beinah ein Festtag, wenigstens ein ereignisvoller Tag; der Aloys hatte ihr unaufhörlich seine Vermutungen über die beiden Städter und seine Hochachtung für die Welt, aus der sie kamen, mitgeteilt. Sie selbst kannte diese Welt kaum, und erinnerte sich keiner starken Eindrücke aus gelegentlichen Ausflügen dorthin: ausgenommen einer Stunde, die sie vor Jahren in Salzburg in einem Karussell verbracht hatte. Das war an einem Sonntagnachmittag gewesen und viele kleine Ladenmädchen und Arbeiterinnen drehten sich mit ihr darin herum, — eine von ihnen saß in richtigem Sattel zu Pferde, eine andere auf erhabenem Königsthron, und sie selber war in eine goldene Gondel eingestiegen. Es kam ihr vor wie eine beinah feierliche Angelegenheit und durchaus nicht wie ein bloßes unterhaltendes Vergnügen, auch bemerkte sie deutlich, daß auch die meisten anderen Mädchen fast andächtig ernsthaft dreinschauten, nicht so, als amüsierten sie sich dabei, sondern als seien sie wie verzückt und benommen von etwas Großem.

Und es war auch etwas Großes: denn in unbegreifliche Traumwelten glitt die goldene Gondel mit der Mali, wennschon sie scheinbar immer im gleichen Rundzelt sitzen blieb. Hier stieg man ein, um auf eine Viertelstunde alles zu besitzen, was man ersehnt, alles zu erreichen, was unerreichbar bleibt, alles zu vergessen, was beschwert und drückt. Die Musik kam mit ihren Klängen daher, wie die gute Fee im Märchen, und forderte dazu auf, sich das

Schönste zu wünschen, was man nur ausdenken konnte, und das tat man denn auch mit aller Anstrengung, und fühlte sich heimlich hoch hinweggehoben und wie allmächtig —.

Der Mali war es wohl bekannt, daß ein Karussell nur ein Karussell ist, ein Ding aus Holz und Eisen, aus Farbenlack und Goldpapier, aber irgend ein Geheimnis mußte noch dabei sein, weswegen es sich ganz ähnlich und eigentlich noch schöner drin saß wie in der Kirche beim wundertätigen Muttergottesbilde.

Die Dame, die wohnte in einer Stadt und hatte gewiß wenig zu tun und fuhr gewiß oft Karussell —.

Vom Waldabhang her scholl Hieb und Hieb, dumpf vom Echo wiedergegeben. Aloys, der dort arbeitete, ließ sich ebenfalls durch die fremden Gäste aus seinen Alltagsbetrachtungen herausreißen. Sie waren ja seltene und wertvolle Sendlinge aus jener lockenden Ferne, in der er zu kurz geweilt hatte, um von ihr enttäuscht zu werden, und die ihm seit Jahren schon wieder traumhaft zu werden begann. Ihnen das gesagt zu haben, was er heute morgen sagte und was er mit inniger Freude den Herrn der Dame wiederholen hörte, tat ihm noch hinterdrein innig wohl. Es näherte ihn ihnen, — sie mußten fühlen: obgleich er als grober Knecht sich hier oben verdingen muß, gehört er zu uns.

Als er weiter hinunter nach der Lichtung schritt, wo der Sennbube angewiesen war, mit Stricken auf ihn zu warten, um das Winterlaub in Bündel zu sammeln und nach dem Kuhstall zu tragen, sah Aloys

die beiden Stadtleute dicht vor sich. Sie lagerten nebeneinander auf der Reisedecke im Waldmoos und nickten ihm zu; der Herr kam gleich wieder ins Gespräch mit ihm, und die Dame richtete sich auf und beobachtete aufmerksam, wie er die welken Blätter zusammenharkte und zu Haufen schichtete.

Aloys ging das Herz auf; er erzählte von seiner Jugend unter den Holzschnitzern von Radau, wie er von allen der Geschickteste gewesen und mit welcher Begeisterung er ihnen von seinen ersten Wanderungen in die Städte gesprochen hatte. Als eine Art von Kulturträger und Prophet hatte er unter ihnen dagesessen und sie angefeuert, durch ihre besten Bemühungen in der Schnitzarbeit wenigstens ihr armseliges Scherflein beizusteuern zur Welt der Schönheit unten, an der sie sonst nicht teil haben konnten.

„Aber wie mögt Ihr nur hier glauben, daß in den Städten alles Gold ist, was glänzt!" bemerkte die Dame erstaunt, die sich alles, was Aloys sagte, genau erläutern ließ.

Doch ihr Begleiter stieß sie an und warf ein paar französische Worte hin, die sie hindern sollten, Aloys in seinem seligen Glauben irre zu machen. Und so redete er sich immer weiter hinein, und sein feines nachdenkliches Gesicht mit den tiefen ausdrucksvollen Fältchen um den Mund erstrahlte in Glück, indes er sich mit der Harke mühte und der Schweiß ihm in großen Tropfen auf der Stirn stand.

Ungern ging er endlich von seiner Arbeit fort, als dem Buben nur noch übrig blieb, die Blätter-

massen zu Bündeln zu verschnüren und hinabzutragen.

Die beiden jungen Leute im Waldmoos schwiegen lange. Die Sonne schien warm auf den Frühling ringsum, gelbe Schmetterlinge gaukelten um den Enzian, der blau aus dem hohen Almgras vor ihnen hervorleuchtete, und über dem Schwarzensee stand in goldenem Morgenlicht das Schneegebirge.

„Sie wissen nicht, wie schön sie es hier haben!" rief Lisa entzückt.

Martin meinte leiser: „Wir wissen vielleicht auch nicht, wie gut wir es da unten haben. Aloys würd' es schon für eine hohe Mission ansehen, dort einen selbst ganz unscheinbaren Posten auszufüllen. Aber vielleicht sind jetzt auch nur unsre Gefühle für alles Schöne so überaus geschärft —"

„— Weil wir Abschied von allem nehmen," fiel sie schnell ein und sank wie niedergemäht aus ihrer aufgerichteten Haltung auf die Reisedecke zurück.

Wieder schwiegen sie. Sie waren beide etwas blaß von der fast ganz durchwachten Nacht, sie sahen, wie sie so dalagen, wie ein paar Rekonvaleszenten aus.

Martin vermied es, Lisa in die Augen zu schauen; zu schwer schien es ihm, dann noch stolze Fassung zu bewahren. Auch so wußten sie voneinander, daß sie beide an den Tod dachten, an den Tod, der ihr junges, blühendes Leben freiwillig enden sollte, — wie es beschlossen war —.

Von Zeit zu Zeit ging geräuschlos auf seinen nackten Sohlen der Sennbub an ihnen vorüber, die

schwere Blättermasse auf dem Rücken, tief unter seiner Last gebückt, während ihm der Mund einfältig halb offen stand. Und im frischen Luftzug, der vorüberstrich, wehten und flogen aus dem Laubbündel unaufhörlich braune dürre Winterblätter heraus, umflatterten ihn und sanken dann langsam, eines nach dem andern, ins Gras zu seinen Füßen nieder. Es sah aus, als schreite der Genius des Todes selbst unter den grünen knospenden Bäumen dahin —.

Martin kam dieser Vergleich, doch als er dem Buben in das einfältige Gesicht blickte, scheute er sich davor, ihn auszusprechen.

Da schien es ihm plötzlich, als ob Lisa neben ihm heimlich mit Tränen kämpfe. Sie hielt den Kopf etwas zur Seite gekehrt, und um ihre Mundwinkel zuckte es seltsam, wie verhaltener Krampf.

Tief erschrocken richtete er sich auf —.

Aber es war nur ein Gähnen, das sie nicht herauslassen wollte.

* * *

Gegen elf Uhr Mittags versammelten sich Knecht, Magd und Bube an der Herdstatt um einen irdenen Topf, auf dem fettduftender Dampf aufstieg. Die schwarze Eisenpfanne, — im Umfang dem ungeheuren Wasserkessel gleich —, in der soeben die Mehlklöße geschmalzt worden waren, wurde von Mali den beiden Stadtleuten überlassen, denn die hatten vor, sich einen Eierkuchen zu backen. Der Eier gab es nur wenige in Malis Besitz und auch die mochten schon ziemlich

lange gelegen haben, doch mußte man es als ein Glück betrachten, daß man überhaupt welche vorfand. Während Lisa mit großer Anstrengung die zischende Pfanne über dem Reisigfeuer balancierte, plünderte ihr Begleiter in Ermangelung anderen Geschirrs den kleinen Tellerbort in der Schlafkammer und entnahm demselben zwei goldumrandete Festmahlsschüsseln, die eine mit „Behüt' dich Gott" in der Mitte, die andere mit „Lebe glücklich".

Ganz nah vor der Senntür, wo unter hochgewachsenen Hängebirken ein roh gezimmerter Holztisch in den Boden gerammt war, setzten die beiden sich zur Mahlzeit nieder, — mit einem beträchtlichen Hunger, der in gar keinem Verhältnis zum bescheidenen Eierkuchen stand. Dabei sahen sie einander bedeutungsvoll in die Augen, als wollte einer dem anderen stumm zu verstehen geben: „Weißt du wohl, was diese Mahlzeit bedeutet? Weißt du, daß es unser letztes irdisches Mittagsmahl ist?"

Lisa senkte den Blick schmerzlich lächelnd auf ihren Teller und, dessen Inschrift lesend, flüsterte sie: „Behüt dich Gott, — es wär' zu schön gewesen!"

Martin wollte gern Gleiches mit Gleichem erwidern, aber als er unerwartet in aufdringlich grellen Goldbuchstaben, die in der Sonne förmlich schadenfroh funkelten, las: „Lebe glücklich!" da schwieg er verdutzt still und begnügte sich damit, das schmerzliche Lächeln zu erwidern.

Von hier draußen besehen nahm sich das Innere der Sennhütte wie ein schwarzes Loch aus, und düster

beinah, wie aus finsterer Tempelhöhlung, tönte die mechanisch hergeleierte Gebetsliturgie heraus, die das Mahl am Herde einzuleiten hatte. Und nachdem das letzte Gebetswort verklungen war, tauchte ein jeder der drei Menschen, die da eng nebeneinander auf der Holzbank saßen, seinen Zinnlöffel so langsam und feierlich in die gemeinsame Schüssel, als beginne nun erst die eigentlich heilige andachtheischende Handlung.

Nur Malis Augen schweiften ab und zu einmal hinüber nach dem leckern Eierkuchen vor der Tür und nach dem verwöhnten schmausenden Pärchen dort, das von goldblitzendem Geschirr aß, als sei Festtag, — umflossen vom heitern Sonnenlicht, umflogen vom warmen Knospenstaub der Frühlingsbäume, — ein Bild sorglosen Glückes, zart hingezeichnet gegen das leuchtende Weiß des Gebirgsschnees und den tiefblauen Himmel.

Der Sennbub sah nichts davon, sondern hielt seinen Blick nur starr auf den Eßtopf gerichtet, bis die Reihe hineinzulangen wieder an ihn kam, und der alte Aloys führte jeden Bissen so schweigsam und so ernst gesammelt zum Munde, wie einer, der sich der ganzen tragischen Schwere eines Lebens bewußt ist, das in unsäglichen Mühen dahingehen muß, um des Bissens Brotes willen, den es gewährt.

Kaum waren die beiden Stadtleute mit ihrer Mahlzeit fertig geworden, als sie auch schon fort wollten. Verdrossen packte der Bube sich Handtasche und Rucksack auf und Mali stand da in angestrengtem Kopfrechnen, um dahinter zu kommen, wie viel sie

zu empfangen hätte. Aloys erhob sich inzwischen wortlos; er entnahm der wurmstichigen Truhe in der Ecke zwei Pokale, einen aus blauem Milchglas und einen anderen mit Rosen bemalten, und schlich damit zu einer kleinen, verborgen fließenden Quelle am Berghang, von alters her für ihr heilkräftiges Wasser die „Wunderquelle" benannt. Vorsichtig, die gefüllten Gläser vor sich her tragend, kehrte er von dort zurück, seine Augen fest auf das kostbare Naß gerichtet, um keinen Tropfen davon zu verlieren, und kredenzte es schweigend den beiden Fremden, die er liebgewonnen hatte. Gar mancher Tourist ging hier oben vorbei, ohne in Aloys' Gedanken die geringste Spur zu hinterlassen, denn er ging auch am alten Knecht vorbei, ohne ihm Herz und Zunge zu lösen. Diese beiden aber hatten in ihm ein Gefühl der Dazugehörigkeit zur Welt unten aufleben lassen, — zu jener besseren Welt, aus der sie hierher heraufgekommen. Er schaute auf sie, als glichen sie mindestens jenen drei Engeln, die bei Abraham einkehrten, und „taten, als ob sie äßen". Und als jeder von ihnen leise einen Gulden in seine Hand gleiten ließ, während sie ihm zum Abschied die Hand schüttelten, da nahm er ehrfurchtsvoll den schadhaften Strohhut vom Kopf.

„Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!"

Wofür er ihnen aber dankte, das war mehr als Geldeswert, obwohl Geldeswert viel für ihn war und er freudezitternd die zwei Gulden in sein einziges Sacktuch hineinknotete.

Während sie langsam aufwärts zur Mosau stiegen

und die kleine Sennhütte bald hinter der Waldung verschwand, bemerkte Lisa leise: „Wie symbolisch war das mit dem Wasser, — als wüßte er, — wie ein symbolischer Todestrunk —"

Martin sagte ablenkend: „Glücklich sind diese einfachen Menschen mit ihren Illusionen. — — Bist du gern dahier oben im Gebirg?" wandte er sich fragend an den Buben.

„No!" versetzte der mürrisch. Er war voll Verdruß darüber, daß er mit mußte, und die Vorstellung, heute seinen Fuß weiter in die Welt zu setzen als sein Lebtag vorher, regte ihn nicht im mindesten an.

„Warum bist du denn nicht gern hier oben?"

„No. Wegen dem Abistürz'n!"

Martin und Lisa lachten ihn aus. Hier gab es ja gar keine steilen Felswände zum Abstürzen, von denen man sich hätte fürchten können. Verächtlich fast blickten sie die Bergwand entlang: so eine würden sie sich nicht gerade aussuchen, wenn sie — aber sie hatten sich ja fürs Wasser entschieden, für eine Kahnfahrt in der Dämmerung, die keinem auffällt — —.

Der Bube ließ sie lachen. Sein Blick streifte voll scheuer Neugier die hier und da aufgerichteten Kreuze mit Abbildungen von schauerlichen Unglücksfällen. Außer den Kirchenbildern waren es fast die einzigen, die er kannte. Alle gruseligen Geschichten, die er je gehört, knüpften sich an solche düsteren Gedenkstellen.

Immer rascher von den geröllbedeckten Bergwiesen der Mosau hinab ging es jetzt.

Von Zeit zu Zeit machte Martin ihn aufmerksam

auf die rotmarkierten Steine, an denen sie vorbeikamen, damit er den Rückweg nicht verfehlen möchte; dann wand sich der schmale Pfad steil durch die zerklüfteten hohen Felswände der Unterach, zwischen denen tief, tief unten in schwindelerregender Schlucht das Gebirgswasser in lautem Sturz vorüberdonnerte, toste und schäumte, eine erkältende Frische emporsendend zu den mühsam Niedersteigenden.

Sie waren alle drei ganz still geworden. Martin und Lisa schauten einander wieder an — und dann nach oben, die enge Bergklamm hinauf —. Da oben zu stehen, ganz oben, — und — ein Sprung —. Ihre Phantasie arbeitete mächtig, unter angenehmen Schaudern, denn in Wirklichkeit standen sie ja nicht mehr oben, ganz oben —.

— Und schon traten sie aus der halben Dämmerung der Bergenge heraus, — und plötzlich, bei einer unerwartet schroffen Biegung des Weges, erschloß sich ihnen sonnenüberstrahlt und in seligem Glanze, einem Gemälde Norditaliens gleich, der blauschimmernde Attersee unter dem Maischnee seines Gebirgskranzes.

Der Sennbub teilte nicht das Entzücken über diesen Anblick; er stand in verdrossener Stumpfsinnigkeit da, die ganze Seele erfüllt vom Wunsche, nicht mehr einen Fuß vor den anderen setzen zu müssen, während das Riemenzeug ihm schmerzhaft in die müden Achseln hineinschnitt.

Unten am Seeufer lag staubig und heiß eine kleine Ortschaft in brütender Mittagssonne. Sie gingen

hinab, an den Obstgärten und blütenumrankten Häuschen vorüber, und als das Wirtshaus am See schon in Sicht war, hielt Martin den Buben an, nahm ihm den Rucksack ab und hing ihn sich selber um.

„Diese milde Handlung wäre in der Mitte des Weges zweckmäßiger gewesen," bemerkte Lisa.

Martin sah etwas verlegen aus.

„Der Sack ist verteufelt schwer," seufzte er, „aber ich mag nicht an der Seite dieses arg bepackten, schmalbrüstigen kleinen Kerls im Wirtshaus einrücken —"

Lisa lächelte, aber diesmal gar nicht verhängnisvoll, und schob müde ihren Arm in den seinen.

„Gut, daß der Aloys nicht dabei ist!" meinte sie, „er würde vielleicht zu seinen ersten Zweifeln an der Vollkommenheit der Menschen aus der unteren Welt gelangen!"

Der kleine Sennbube, der den Motiven menschlicher Handlungen keineswegs nachzusinnen pflegte, fühlte indessen sein Wohlwollen für die beiden Stadtleute merklich gesteigert. Und als er von ihnen nun gar in das kühle, schöne Wirtszimmer geführt und gefragt ward, was er am liebsten essen und trinken möchte, da befiel ihn ein außerordentliches Gefallen an der Situation.

Am liebsten wollte er natürlich Fleisch essen, denn das bekam er nur zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten.

„A Wurscht!" entscheidet er.

Und zu trinken?

„A Bier!"

Beides wird ihm auf dem buntgewürfelten Tischtuch vorgesetzt und beides wird von ihm unglaublich geschwind verschlungen. Doch sogleich ist auch schon die Kellnerin da und fragt von neuem nach seinen Befehlen, als ob er ein Herr wäre.

„Noch a Wurscht!"

Und zu trinken?

„A Bier."

Und immer röter und heißer wird er dabei und immer glückseliger fühlt er sich. Wundervoll gefällt's ihm hier unten in dem prächtigen Saal, wo es so gut nach Bier und Tabak riecht, ganz anders als nach dem beißenden Qualm und säuerlichen Käse der Senne. Zwischen Hirschgeweihen hängen bunte Kaiserbilder und darunter ein anderes Bild, auf dem eine vollkommen schwarze Dame mit ungeheuer weißen Zähnen bei lauter Zigarrenkisten sitzt und selbst eine Zigarre raucht.

Wie die Kellnerin mit einem Lächeln zum dritten Male zum Buben herantritt, kann er sich zu seiner eigenen erschrockenen Betrübnis zu einer neuen Wurst nicht mehr entschließen und beschränkt sich traurig auf ein neues Krügl Bier. Und eine Zigarre möchte er wohl auch haben, fügt er schnell hinzu und blickt starr an die Wand auf die Dame mit den weißen Zähnen. —

Weitab von seinem Tisch, neben den Fenstern, die auf den See hinausschauen, hatten Martin und Lisa sich Kaffee mit einem Kognak servieren lassen.

Sie waren sehr still. Lähmend lag ihnen die Müdigkeit nach dieser ungewohnten Art, zwei Tage hinzubringen, in den Gliedern.

Lisa verbiß ein Gähnen und bemerkte tiefsinnig: „Oben war es romantisch. Ein solcher Kaffeetisch ist gar nicht romantisch.“

Martin sah sie fragend an. „Ich meine,“ erläuterte sie, „wir hätten nicht erst wieder hinunter —, wir hätten oben ebensogut, zum Beispiel durch einen Sturz — — überhaupt: das mit dem Wasser war die reine fixe Idee von uns, — wozu grade im Wasser?“

Martin hatte die ganze Zeit über heimlich die flachen, fast kiellosen Kähne fixiert, die am Ufer unter ihrem Fenster angekettet lagen. Einen solchen Kahn wollten sie ja gegen Abend lösen —.

„Für diese neue Idee ist es nun schon zu spät,“ gab er ganz matt zurück, „— jetzt gleich wenigstens wär' ich nicht im stande, genügend hoch zu steigen. Aber deine Wünsche sind mir immer sehr teuer. — — Wir müßten es eben auf eine zweite Bergpartie — — hinausschieben.“

Sie nickte unsicher.

Und nun malten sie es sich bis in alle Einzelheiten aus. Sie vergaßen ganz die Müdigkeit dabei. Ihre Augen belebten sich, die Wangen röteten sich wieder —. Martin stieß das Fenster auf.

„Da kommt ein Dampfer!“ rief er, „ich glaube, es ist einer, der uns heimbringen könnte. Aber dann gilt's Eile!“

Das Zischen des Dampfes und Klirren der zum Brückensteg übergeworfenen Ketten klang hell herein.

Sie sprangen auf, die Kellnerin griff nach dem Gepäck, — keine Ahnung hatte sie gehabt, daß die Herrschaften mit dem Schiff fort wollten. Was geschah denn mit dem Buben —?

Geschwind zahlen sie für ihn. Martin prägt ihm noch ein, gleich aufzubrechen, damit die Dämmerung ihn nicht unterwegs überfalle. In der Hast, aber auch aus einem weichen, wunderlichen Glücksgefühl heraus gibt er dem Buben viel zu viel Geld. Dann schnell fort, aufs Verdeck. Grade kommen sie noch hin. Mit schrillem Ton stößt der hübsche Dampfer vom Ufer —.

Der Bube schaute abwechselnd auf den Dampfer vor dem offenen Fenster und auf das Geld in seiner Hand, und faßte sich an den Kopf; ihm war etwas schwindelig vom Übermaß des Genossenen und ganz weinerlich vor lauter Freude. So also war die Welt, die man auf der Senne nicht zu sehen bekam, so waren die Menschen unten! Rausch und Jubel erfüllen ihn ganz, und nun grade soll er fort! Fort von hier, wo man sich dermaßen gütlich tut, und wo die Menschen so gut sind und es so gut haben!

Das Gehen wird ihm sauer. Er geht schon, ja er geht, aber mit Beinen, die in keiner Weise zu ihm gehören. Weiß Gott, wessen Beine er mitgenommen hat.

Erst schlendert er, dann kommt das Steigen. Es ist nicht zu glauben, wie steil die Wände bergan

sind. Und hinab ging es so schnell, — unbegreiflich schnell ging es, — man hatte Mühe, seinen eigenen Füßen zu folgen. Die Kniee wollten anders als die Füße. Jetzt aber wollen weder die Kniee noch die Füße.

Die Kälte in der Unterach umfängt ihn mit Frostschauern. Da, wo zwischen struppigem Gebüsch der schmale Pfad bandähnlich sich aufwärts windet, setzt der Bube sich nieder. Von hier sieht man noch den Attersee schimmern. Jetzt hat er plötzlich Augen dafür, jetzt sieht er ihn, — blau, so blauschimmernd und blendend, — ein einziges Zittern und Flimmern von Goldlicht, das Schwindel macht, bis alles beginnt, im Kreise zu zittern und zu schwanken. Und da — da — mitten auf dem See, — ein kleiner Punkt, — das ist das Dampfschiff. Das fährt nun immer weiter in die herrliche Menschenwelt hinein, vermutlich dorthin, wo sie am herrlichsten ist —.

Aus der Bergschlucht tönt ein lang — lang hinhallender Juchzer und verkündet, daß ein Seelenkampf beendet ist — —.

Bergab geht es, — unbegreiflich schnell geht's bergab, als trügen Flügel den strauchelnden Fuß hart an der gähnenden Tiefe vorbei, in der die Gewässer der Unterach tosen —. Und der Juchzer springt mit, von Wand zu Wand, wie wenn er mit dem Buben um die Wette liefe, und verstummt in Poltern und Donnern, mit dem das gleitende Geröll ins Wasser stürzt, die hochauf schäumen und gluckſen — —.

— — — — — — — — — — — —

— — Je höher hinauf es geht, desto kürzer wird der lange Tag der Maisonne. Oben am Schwarzensee ist die Nacht schon in den frühen Abendstunden hereingebrochen. Die Mali steht in ihrem Bretterverschlag, froh, sich diesmal ungestört zur Ruhe zu legen. Jetzt wartet sie nicht mehr auf den Buben. Die Nacht kann er nicht da herauf. Und ist ihm etwas zugestoßen, was Gott verhüte, — helfen kann man ihm auch nicht.

Aber wie sie in ihrer großen bemalten Holzbettstelle liegt, mit dem Rücken kerzengerade auf dem Strohsack ausgestreckt, da steigt in ihr der Unmut auf gegen die, von denen der Bube hinausgelockt worden ist.

Ja, das kommt daher, daß ihnen die Rede zum Verlocken und Betören gegeben ist. Hat sie es denn nicht auch erfahren? War sie nicht auch einmal — eine Nacht lang — wie in fremdem Wunderland und ließ sich's einreden, sie sei noch immer drin, während sie doch schon mit dem ersten Erwachen längst wieder allein war —.

Und aus dem Karussell, da stieg man ja auch wieder aus. Das war gar schon in einer Viertelstunde. Auch das Karussell lockte nur und betrog.

Und die Mali schläft mit einem bösen und mißtrauischen Gefühl gegen die Menschen in den Städten endlich ein.

Nur Aloys steht noch am Rande des Sees und horcht in die Nacht hinaus. Nicht weil er in Unruhe gewesen wäre um den Verbleib des Buben.

Den weiß er wohl geborgen und aufgehoben: verdenken kann er's ihm nicht, wenn er unten bleibt, wenn er nicht wieder heimkommt. Auch neiden will er's ihm nicht.

Eine Ahnung sagt ihm, daß er den wohlbekannten Tritt der schweren Bergschuhe übers knirschende Geröll nicht mehr hören wird. Dennoch steht er noch und lauscht. Doch seine Gedanken weilen fernab. Seine Seele weitet sich und feiert ihre Abendandacht unter dem sternbesäeten Himmel in der stummen Nacht des Gebirges —.



Ein Wiedersehen

Im stets besetzten Hotel am Stephansplatz in Wien ging es lebhaft zu; es war schon stark gegen den Spätherbst, und der Fremdendurchzug nach Rußland oder Italien, in die Schweiz oder die Reichsprovinzen nahm noch immer kein Ende. Die beiden behaglichen Speiseräume im Hochparterre, deren altmodische Halbbogenfenster nach der schmalen Singerstraße hinauslagen, waren um diese Mittagsstunde gedrängt voll, und diensteifrig wand sich der tadellose lange Zahlkellner, gefolgt vom neu eingestellten Piccolo, zwischen den schmausenden und diskret plaudernden Gästen hindurch.

An der breiten Glastür, die von der Vorhalle und dem Treppenraum hineinführte, stand, sichtlich zaudernd, eine schmalschulterige Frau im dunkeln Reisekleid. Sie ließ ihre Blicke mit unruhigem Suchen über das Menschengewimmel drinnen gleiten, ehe sie sich entschloß, die Tür zu öffnen.

Während sie langsam an den besetzten Tischen entlang schritt, neigte sie den Kopf ein wenig, sie schritt immer weiter, nur aus lauter Verlegenheit, obgleich der Zahlkellner schon mit leutseliger Miene hinzugetreten war, um ihr einen leeren Platz zu weisen. Im zweiten Speisesaal, am letzten Tischchen, das

innerhalb der erhöhten Fensternische stand, ließ sie sich endlich nieder und bestellte mit leiser Stimme etwas Rotwein und ein Fleischgericht.

Als jedoch das Bestellte kam, schien sie gar nicht mehr daran zu denken, daß sie hatte essen wollen. Die rechte Hand stützte sie müde auf; die linke nestelte mechanisch am ledernen Geldtäschchen, dessen Riemen ihr über die Schultern zur schmächtigen Hüfte niederhing. Denn nun hatte ihr Blick sein Ziel gefunden. Unter halbgesenkten Augenlidern fixierte sie einen der größern runden Tische, unweit der geöffneten Flügeltüren zum ersten Eßsaal, wo eine Gruppe von fünf Herren in heiter angeregter Unterhaltung beisammen saß. An der Art, wie die Herren mit einer gewissen intimen Beflissenheit bedient wurden, erkannte man unschwer die altvertrauten Stammgäste an fest reservierter Tafel.

Einmal kam die blutjunge, bildhübsche Wirtin an ihnen vorüber, blieb stehen und redete den ihr zunächst Sitzenden, einen beginnenden Vierziger mit bartlosem, intelligentem Gesicht und goldenem Kneifer, französisch an. Sofort begann das Gespräch scherzender, lauter zu werden. Man rückte einen Stuhl heran, und für einige Minuten ließ die Wirtin sich nieder und kostete von den guten Weinmarken, die ihr eifrig kredenzt wurden.

Da schaute der Mann mit dem Kneifer auf der slawisch stumpfen Nase auf und bemerkte hinten am letzten Tischchen in der Fensternische die Dame im dunkeln Reisekleid.

Sobald er ihrer überhaupt ansichtig geworden, mußten ihm diese unaussprechlich beredten grauen Augen auffallen, die so menschenentrückt und weltvergessen, wie hypnotisiert, an ihm hingen.

Er stockte mitten im Wort. Ein wunderlicher Ausdruck von ungläubiger Verblüffung flog über sein Gesicht. Seine Augen weiteten sich, staunten, fragten, — und plötzlich erhob er sich hastig.

„Eine Dame, — ich glaube, eine Bekannte wiederzuerkennen, — bitte, entschuldigen Sie mich," bemerkte er mit einer abschiednehmenden Verbeugung vor der jungen Wirtin.

Diese drehte sich, nicht besonders vornehm in den Gesten, unwillkürlich auf ihrem Stuhl herum und sah ihm nach. Ein tiefes Stillschweigen herrschte auf einmal an der kleinen Tafel. Ein jeder folgte mehr oder minder auffällig der großgewachsenen hageren Gestalt mit den Blicken.

„Eine Russin, — ich möchte wetten!" murmelte einer von ihnen, „man sieht es am ganzen Habitus, nicht wahr? Wer weiß, was für alte Beziehungen der Saitzew da erneut. Er scheint doch so gern in Österreich, in Italien zu leben; indessen ‚on revient toujours etc.'" — —

Die Dame in der Fensternische war dunkel errötet, als Saitzew raschen Schrittes auf sie zukam, — mit ausgestreckter Hand und einer Ungezwungenheit der Haltung, wie wenn die umsitzenden Menschen nur zu einer von ihm bestellten Dekoration gehörten.

„Marfa Matwejewna! Daß es solche Zufälle

überhaupt gibt! wird die Welt nicht schöner dadurch? Und daß wir — wir uns plötzlich, nach so langem, in irgend einem Hotel zusammenfinden müssen!" rief er ihr in russischer Sprache entgegen.

Sie legte ihre beiden Hände in die ihr voll drängender Herzlichkeit hingehaltenen. Das verwirrte Erröten gab ihren zarten blassen Zügen, die nicht mehr ganz jugendlich, aber von großem Liebreiz waren, eine warme, mädchenhafte Schönheit.

„Kein Zufall," unterbrach sie Saitzew mit verhaltener Stimme; „ich wußte, daß Sie hier seien, ich erfuhr es durch Ssasonows Vermittelung, hörte, wo Sie absteigen, — und der Portier wies mich soeben in den Speisesaal, — das sei Ihre Essensstunde," sagte er.

„Wenn es also kein Zufall ist, dann danke ich Ihnen! Ich danke Ihnen, Marfa!" fiel er ernst ein und behielt ihre Hand einen Augenblick in den seinen, ehe er sich ihr gegenüber setzte. „Hätten Sie mir doch vorher schon geschrieben, ich hätte Sie von der Bahn holen, für Sie sorgen können. — Seit wann sind Sie hier?"

„Seit heute morgen. Auch reise ich gleich weiter. Ich bin bei einer Kollegin und früheren Studiengenossin abgestiegen, die jetzt hier als Ärztin tätig ist. — — Ich eile zurück nach Ostrußland."

„Ärztin!" wiederholte er langsam und sah sie voll Interesse und Anteilnahme an, „richtig, Ärztin! Jetzt weiß ich's erst wieder: Sie sind also wahrhaftig Ärztin geworden, und noch dazu dort in diesen an

Ärzten, an Kultur, an Komfort, — ja, mein Gott, an allem und jedem so armen Steppengegenden. — Also wahrhaftig, — und das schon jahrelang!"

Ihr ganzes Gesicht leuchtete auf. Sie nickte ernst.

„Mehr als eine Frau geht jetzt dorthin!" bemerkte sie leise, „wissen Sie, grade die Frauen. O wie recht hatten Sie damals mit Ihren Vorträgen! Ich glaube, von alledem, was Sie Schönes und Herrliches sagten, und was doch auch die Frauen oft mit anhörten, wenn Sie so von Stadt zu Stadt reisten, — von alledem war dies das Schönste! Dieser Aufruf an uns Frauen, uns auch zu beteiligen an der Volkserziehung und den Kulturaufgaben mitten im Volk. Wie Sie uns zuriefen: ‚Auch das ist Frauensache!!' — — Ja, es ist Frauensache!"

Sie hatte ihre anfängliche Verwirrung überwunden, sie sprach lebhaft, begeistert. Ihre Augen schimmerten.

Saitzew lehnte sich ein wenig zurück und umfaßte mit dem Arm seinen Stuhlrücken. Er hörte sehr aufmerksam zu und sah nachdenklich und tief beschäftigt aus, als wenn er eifrig bemüht sei, sich in den Gedankenkreis jener Zeit wieder zurückzuversetzen.

„Jawohl, ja gewiß!" stimmte er bei, „ich kann mir das sehr gut vorstellen. Selten, fast nie gehn die jungen Ärzte dorthin, — die Männer bleiben immer in den paar Städten stecken, so schwierig es auch allmählich wird, sich dort in der Konkurrenz zu behaupten. Natürlich! Denn sich bei uns in die unwirtlichste, tiefste Provinz aufs Steppenland setzen,

das bedeutet ja den Verzicht auf alles, woran den Menschen etwas liegt. Dort heißt es: Arzt, Priester, Lehrer, Mutter, — kurz alles auf einmal sein, und nichts für sich. — Ach, ich weiß!"

„Ja, Sie wissen!" unterbrach sie ihn mit einem Lächeln voll Bewunderung, „wenn Sie ein Arzt wären, würden Sie sich auch nicht grade die bequemeren Städte ausgesucht haben. O wie schwer muß es Ihnen doch damals gewesen sein, Ihr russisches Land zu verlassen! Wo Ihre Worte so zündeten! und wo Sie selbst so voll waren des idealen Glaubens an ein Besserwerden in allen unseren Zuständen. Und manches ist jetzt besser — — Ich muß Ihnen viel erzählen, später. Jetzt könnten Sie noch ganz anders helfen und wirken unter uns anderen."

Saitzew rückte etwas ungeduldig auf seinem Stuhl, als sie sich in ihr Thema so sehr vertiefte. Er bemerkte etwas hastig: „Ins Ausland hätte ich ohnehin bald übersiedeln müssen meiner kranken Tochter wegen. Ihretwegen blieb ich damals ziemlich lange in der Südschweiz und Italien. Hörten Sie noch davon? — Seit jener Zeit ist mir der Süden lieb geblieben. Ich reise fast jährlich nach Italien."

„Ihrer Tochter geht es jetzt gut, nicht wahr?" fragte Marfa zerstreut.

„Ja, ich danke Ihnen. Sie ist gänzlich hergestellt, wenn auch schwächlich. In Rom hat sie sich verheiratet, wie Sie wohl wissen? Meine Frau hat dies gerade noch erleben dürfen. — — Ein paar Jahre habe ich, ehe sie, uns allen so unerwartet, starb, mit

ihr öfters den Wohnort wechseln müssen; zuletzt waren wir in Wiesbaden. — — So wird man zum Kosmopoliten," sagte er abgebrochen.

Eine Pause trat ein. Saitzews Blick, der während des Sprechens auf Marfas schmalem, blassem Gesicht geruht hatte wie eine leise Liebkosung, glitt unwillkürlich auf ihre Gestalt ab und umfaßte dieselbe mit einem einzigen, langen, alles einzelne in sich aufnehmenden Ausdruck.

Als sie das wahrnahm, errötete sie von neuem. Saitzew bemerkte mit einem Lächeln: „Wissen Sie etwas Wunderschönes, Marfa? Sie sagten da soeben, Sie seien jahrelang Ärztin in Ostrußland. Nun ja. Aber wie Sie so dasitzen, sehen Sie durchaus nicht so aus. Ganz und gar nicht. Schüchtern sehen Sie aus. Als ob Sie sich dort in die Ecke geflüchtet hätten, wie ein kleines Mädchen, das absolut nicht seine Ellbogen zu gebrauchen versteht. Ja, ja, wirklich."

Sie nickte zögernd.

„Hier bin ich auch verschüchtert. Dies bunte, heitere, lebhafte Gewimmel! Und das ganze ausländische Stadtleben! Alles hastig und nervös. Man muß sich erst gut auskennen. Ich bin so fremd. Fürchte mich, über die Straße zu gehen, in den Läden was zu kaufen. — — Bei uns, da fürchte ich nichts! Niemanden und nichts! Ich weiß die Menschen zu nehmen, und die Menschen, die glauben an meine Macht. — Wie recht hatten Sie, mich dorthin zu locken. Und Sie selbst —"

„Wissen Sie, Marfa, lassen Sie uns aufbrechen,"

fiel er ein, „ist es denn nicht unerträglich, länger so zu sitzen? Ich habe meine feste Winterwohnung hier im Hotel, — das ist mir nämlich am bequemsten, wenn ich hier bin. Wir wollen zu mir hineingehen, ja?"

„Ja, gewiß, — wenn Sie schon fertig gespeist haben, — störte ich Sie nicht grade dabei?" sagte Marfa und winkte dem Zahlkellner.

„Wir waren alle schon fertig, plauderten nur noch; Sie sehen, am Tisch drüben sitzt bereits nur noch ein letzter Nachzügler, hingegen Sie —" Saitzew beugte sich über die fast unberührten Schüsseln, die noch vor Marfa herumstanden, welche soeben bezahlte, „— ich glaube, Sie dürfen nicht so allein dasitzen beim Essen, sonst werden Sie immer so schmal und blaß bleiben."

Er nahm dem Kellner den kurzen dunkeln Herbstmantel aus der Hand, den sie beim Eintreten abgelegt hatte, und hing ihn ihr um die Schultern. Dann schritten sie langsam die Tischreihe entlang zur Glastür am Ausgang. Marfa trug den Kopf nicht mehr gebückt, ihre Augen blickten offen und strahlend vor sich her, aber sie unterschieden ebensowenig von ihrer Umgebung wie beim Kommen, — sie blickten in irgend eine glückliche Welt, die ihr leise aufgegangen war. Saitzew geleitete sie im Treppenraum wenige Stufen hinauf in seine Gemächer, die in der Ecke eines großen Korridors ganz für sich nach dem „Graben" zu lagen. Kaum konnte sie begreifen, daß diese drei behaglichen, mit einem feinen, individuellen Luxus eingerichteten Räume einem Hotel zugehören sollten.

Ihr schienen sie das Traulichste zu sein, was sie je gesehen. Noch stand sie mitten auf dem breiten alten persischen Teppich — eine Heimaterinnerung —, der die Mitte des Wohnzimmers einnahm, und schaute schweigend um sich, als Saitzew mit seinem raschen, durch den Teppich gedämpften Schritt auf sie zutrat, seinen Arm um ihre Schulter legte und unvermittelt fragte: „Übrigens sag mir: während du da für andere fanatisch sorgst und dich abquälst, — wer sorgt für dich? Warum bist du so bleich und mager geworden? Warum?"

Sie schrak auf.

„Ich — ich sorge schon für mich," stotterte sie außer Fassung gebracht, „— ich komme ja sogar von einer Badereise."

Er beugte sich vor und ergriff sie am Handgelenk.

„Badereise? Also bist du leidend? Du bist leidend —?"

„Ach nein. Doch nicht. Nur ein wenig übermüdet."

„Aufgebraucht!" sagte er halblaut, wie für sich selbst, und dann stampfte er leicht mit dem Fuß auf. „Ein Blödsinn das! Du gehörst ja gar nicht dorthin! Wieso bist du denn ein Arzt? Nein, wenn du schon zu etwas die Anlage hattest, damals, — so war es noch eher zum Dichten, oder so was Ähnliches. Jemand, der sich das Leben so dichtet, wie es seiner lyrischen Meinung nach etwa sein soll. — — Ich glaube, schließlich war es auch dies Lyrische in dir, was dich übertölpelt und ins Menschenbeglücken hinausgetrieben hat."

Sie schaute ihn verständnislos und tief erstaunt an. Wie ein staunendes Kind sah sie jetzt eben aus, mit ihren schmalen Wangen und gläubigen Augen.

„Ach nein, — das haben Sie ja selbst getan!" sagte sie langsam, — „Sie ganz allein. Von der ersten Idee an bis zum letzten Entschluß."

Er murmelte etwas, was sie nicht verstand. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Marsa verhielt sich ganz still. Als er sich ihr wieder zuwandte, hatte sie sich an den Rand eines Sessels gesetzt.

„Trage ich wirklich die Schuld?" fragte er mit gedämpfter Stimme und blieb dicht vor ihr stehen.

„Die Schuld?!" Sie lächelte ihn an. „Sie haben das Verdienst, — das Verdienst an allem, was ich je tat. Denn ich allein wäre später wohl zu schwach gewesen, dabei zu bleiben. Wissen Sie es nicht? Damals, als Sie ins Ausland gingen und es mir so schwer — so entsetzlich schwer fiel, zurückzubleiben. Nur Sie, nur Ihre Überzeugungskraft gab auch mir die Kraft dazu, — um unserer Sache willen."

Saitzew blickte ihr fest in die Augen.

„— Wirklich ‚um der Sache willen'? Aus keinem anderen Grunde?" fragte er.

Sie starrte ihn schweigend an.

Da fügte er langsam, ohne den Blick von ihr abzuwenden, hinzu: „Ich wenigstens, ich redete nicht zu rein um der Sache willen. Ich sprach aus sehr persönlichen Gründen, Marsa. Um meiner Frau und um meiner kranken Tochter willen, — ja, namentlich

wegen dieser Tochter, die so leidend und wachsam und eifersüchtig neben uns hinlebte, wie es nur solche kranken Menschen zu stande bringen. Um dieser beiden willen — durften wir nicht zusammen bleiben. Durftest du nicht mit ins Ausland gehen. Das weißt du so gut wie ich."

Marsa war erblaßt. Sie machte eine unschlüssige, suchende Bewegung mit der rechten Hand und erhob sich unwillkürlich vom Stuhl. Ihr Blick irrte durch das Zimmer, ohne an irgend etwas Bestimmtem haften zu bleiben. Fast machte es den Eindruck, als ob sie fliehen wolle.

Aber Saitzew, der noch dicht vor ihr stand, breitete nur schweigend seine Arme aus. Und ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie es zu, daß seine Arme sich um sie schlossen und sie an seine Brust zogen.

Er hob ihr Gesicht zu sich empor und küßte sie auf den Mund.

„Wie du zitterst!" murmelte er weich, und dann sehr leise: „Ich möchte dich etwas fragen, hörst du? Sage mir: kamst du dazu her? — ja? — Kamst du her, um mich dir zu holen —?"

Es durchfuhr sie förmlich. Bestürzt, fast erschrocken sah sie zu ihm auf.

„Wie — o nein, großer Gott, wie kannst du das wissen? — Ja! ich kam dazu her. — Ich kam nur dazu, um dich zu holen."

Er schloß sie fester an sich.

„Seelchen! Täubchen, mein geliebtes! Sagte ich dir nicht, du bist kein Arzt, — nein, Gott bewahre,

ein Dichter bist du. So alte Liebe nähren und erhalten! So fernem Glück vertrauen! So fest glauben nur Dichter an die zwei, die schließlich doch zusammenkommen."

„Glück! Liebe! Zusammenkommen!" wiederholte Marsa und wie erwachend strich sie sich mit der Hand über die Stirn, als müsse sie sich mühsam besinnen. — „Wie meinst du das? nein, o nein, an so etwas konnte ich ja nicht denken. — Ich kam ja nur, um dich zu uns zu holen, — das heißt einfach: nach Rußland."

Er ließ sie brüsk los.

„Nach Rußland!? Mich? Ja, wieso?"

Sie faßte zaghaft nach seiner Hand.

„Dorthin natürlich, Vitalii. Wohin denn sonst? Ich sagte dir ja schon, jetzt könntest du dort noch viel tausendmal mehr wirken. Und ich — ich weiß jetzt so viel besser Bescheid damit, habe manche Vorarbeit getan, — stehe mitten drin. Und immer tat ich's im Gedanken an dich. — — Daran wollt' ich ja nicht glauben: daß du fortfahren könntest, dich nach mir zu sehnen, — aber: heimlich nach Rußland und deinem Wirken dort mußtest du dich sehnen."

Sie sprach überredend, eindringlich. Auf ihren Wangen erschienen blaßrote Flecken der Erregung. Aber je länger sie seinem auf sie gerichteten Blick begegnete, desto unsicherer wurde ihr Ton, und bei den letzten Worten sank ihr die Stimme.

Er streckte die Hand aus und strich ihr sanft übers Haar. Mit einer nachsichtigen Gebärde.

„Du bist ein törichtes Kind!“ bemerkte er, „in die Welt, von der du da redest, passe ich überhaupt nicht mehr hinein. Ich habe doch nicht diese — bald zehn Jahre hier gesessen und darauf gewartet, daß du mich holst, Marfa! Ich habe sie gelebt und mich in ihnen auf ganz anderem Lebensboden weiter entwickelt. Ich denke und fühle nicht mehr wie damals.“

Marfa stand starr und still. Langsam lösten ihre Hände sich von der seinen, nach der sie beschwörend gegriffen hatten, und glitten an ihr nieder.

„Aber dann — ja dann — haben wir uns ja gar nicht wiedergefunden!“ sagte sie tonlos.

„Wir nicht? wir doch wohl!“ fiel er rasch und bestimmt ein, und indem er sich zu ihr beugte, fügte er lächelnd hinzu: „Bin ich wohl noch der junge Mensch mit dem mageren, bärtigen Apostelgesicht und den langen Haaren im Nacken? Noch so unsäglich bedürfnislos dem Leben gegenüber und andererseits so größenwahnsinnig anspruchsvoll? Ich verlange jetzt viel weniger vom Leben. Aber ich verlange dich. Ich habe dich lieb, Marfa. Du bleibst also hier, bei mir, als meine Frau.“

„Ich kann ja nicht!“ rief sie außer sich, „ich kann ja gar nicht! Sie erwarten mich dort, sie brauchen mich, haben mich mit heiligsten Pflichten gebunden, — du selbst hast mich gebunden —“ sie brach ab, und mit plötzlicher, glühender Hoffnung klammerte sie sich an ihn; „— o, du kommst mit! es kann ja gar nicht anders sein, — du folgst mir!“

Er sah schweigend auf sie nieder.

„— Ich — dir?“ fragte er mit leichter Betonung.

Sie wurde dunkelrot.

„Nicht mir! Aber der Sache!“ sagte sie stockend.

„Diese Sache wies ich dir einst an, — ich wies dir dies Gebiet an, das ist wahr,“ versetzte er ruhig, „aber heute wärst du dort mein Wegweiser und Meister, ich hingegen der Lehrling, der Neuling, du würdest sie mir anweisen.“

Marsa schüttelte heftig den Kopf.

„Nein! o nein! ich würde alles tun, was du willst!“ rief sie leidenschaftlich, „tausendfach segnen würde ich dich jeden einzigen Tag, — nicht weniger, nein tausendmal mehr lieben —“

„Ich jedoch würde aufhören, dich zu lieben!“ bemerkte Saitzew kalt und trat von ihr zurück.

Marsa drückte ihre Hände vor die Augen. Sie wollte die Tränen verbergen, aufhalten, aber ein erstickender Schmerz quoll in ihr auf, und sie begann zu weinen.

Saitzew blieb einige Sekunden lang mit gesenktem Kopf neben ihr stehen. Seine Augen waren leicht gerötet und den Adern an seinen Schläfen hätte man leicht ansehen können, daß er stark erregt war.

Ein paarmal durchschritt er das Zimmer, dann trat er ans breite Fenster und schaute hinaus. Herbstlich grau ruhte das Nachmittagslicht auf dem vornehmen Straßenbild draußen; schon begann es leise in der Stube zu dämmern.

Langsam dröhnend schlug es vom alten Stephansturm fünf.

Die beklommene Stille wurde dadurch unterbrochen,

daß der Zimmerkellner diskret pochte und Besuch anmeldete.

Marsa erwachte wie aus einem schweren, drückenden Traum. „Ja, es ist gewiß am besten, wenn ich jetzt gehe," dachte sie.

Aber Saitzew bemerkte soeben dem auf Bescheid harrenden Kellner, er möge heute keinerlei Besuch annehmen. Und dann bestellte er den Tee und das Nachtmahl für zwei Personen um acht Uhr, doch möchte er es im Nebenzimmer auftragen und erst melden, wenn serviert sei.

Als der Kellner gegangen war, wandte Saitzew sich zu Marsa, die schweigend dasaß und verwundert zugehört hatte.

„Ist es dir auch recht so? möchtest du auch nicht lieber früher speisen? oder möchtest du den Tee lieber vorher nehmen?"

Sie schüttelte den Kopf. Er sprach so harmlos. War denn nichts geschehen? Waren sie sich nicht fremd im Innersten? Er widerlegte das auch gar nicht, er schien es einfach zu ignorieren.

Inzwischen trug Saitzew ein paar schöne Ledermappen mit großen Photographien herbei und breitete sie vor ihr aus.

„Willst du nicht etwas von all den Gegenden sehen, in denen ich seither war? Von all den Kunstwerken, die ich seither sah?" fragte er aufmunternd. „Was für törichte Menschen sind wir, daß wir da zu diskutieren anfangen, während wir so viel miteinander zu teilen haben."

Und während er die Bilder vorsichtig in die beste Beleuchtung schob und Marfa sich zerstreut zu ihnen beugte, fügte er hinzu: „Ich habe dir ja doch eine ganze Welt zu zeigen, die du noch nicht kennst, also noch nicht richtig abschätzen kannst. Dich in eine ganz neue Welt einzuführen. Wie herrlich wird es sein, sie so um dich herum aufzustellen, bis du heimisch in ihr bist. Dich von Genuß zu Genuß, von Verständnis zu Verständnis zu leiten."

Marfa dachte im stillen: „Bis ich mich selbst in diesem Luxusleben verachte! In dergleichen also würde er untätig aufgehen."

Aber dabei folgte sie mechanisch seinen Worten und Schilderungen, sie sah die lebhafte Energie seiner Gebärden dabei, und unwillkürlich umfing sie das mit dem Zauber der alten Zeit. Die Stimme sprach andere Worte als damals, aber sprach sie sie nicht mit demselben Klang —?

Als Marfa einen Augenblick lang ihre Hand an eine der Photographien hielt, um dieselbe besser festzuhalten, griff Saitzew nach ihrer Hand und betrachtete dieselbe aufmerksam.

Marfa suchte sie ihm zu entziehen, ihr wurde heiß und befangen.

„Daran ist nichts zu sehen!" wehrte sie stockend.

„Nichts? alles ist daran zu sehen! alles, was du mir nur irgend von dir erzählen könntest. An dieser Hand, die von Natur so schmal und fein war, — und der man jetzt ansieht, wie sie gelernt hat, überall mit anzufassen, keinerlei Arbeit zu scheuen. Das war

sehr tapfer von der armen kleinen Hand! Aber sie soll wieder schmal und fein werden, meinst du nicht? Sie soll schön werden, nicht wahr?"

Marsa wollte aufschreien: „Nein! nein, das soll sie nicht! Fremd bleiben sie sich immer und ewig, deine gepflegte Hand und meine grob gewordene."

Aber sie schwieg, ihr Herz klopfte schmerzhaft gegen die Brust und in ihren Augen blinkten Tränen. Von seiner Hand, die sie zurückstoßen wollte, ging ein warmer, lähmender Strom in ihre Glieder über, als würden sie gefesselt — —

Da umfaßte Saitzew sie mit beiden Armen und drückte sie an sich.

„Ich hätte ja das selbst nicht gedacht, — ich traute mir's gar nicht zu!" murmelte er, „daß ich noch so lieben könnte, — stolz bin ich darauf. Wer von meinen Freunden allen würde es mir wohl zutrauen! Als ob gar keine Zeit läge zwischen damals und jetzt, — ist es nicht so?"

Sie suchte sich unter seinen Armen aufzurichten, eine fremde Bangigkeit und Unsicherheit überfiel sie. Worauf er so stolz war, — das war ja nichts, um stolz zu sein, — das Allzumenschliche war es, — über das sie beide einst gesiegt hatten mit Hilfe großer Ideale.

„— Fremd — o wie fremd!" dachte sie wieder und wieder, aber immer dunkler und nebelhafter glitt es durch ihr Bewußtsein, als flüstere es nur noch aus ferner Tiefe, — fern von ihr selbst.

Saitzew hatte sie aus den Armen gelassen. Seine Züge waren gespannt und erregt.

Sie starrte in sein Gesicht.

„— Wer weiß — wie oft er schon so —“ versuchte sie noch zu denken, aber sie dachte nicht weiter. Alles versank in der nebelverschleierten Tiefe.

Saitzew näherte sich der Tür nach dem Gang und verschloß sie geräuschlos. — —

* * *

Der gestrige Nachmittag war nicht klar und nicht bedeckt, nicht warm und nicht kalt gewesen, so indifferent und unbestimmt in der Witterung, daß er fast jeder Jahreszeit hätte angehören können. Heute merkte man den Spätherbst. Die schweren Nachtnebel lichteten sich nur, um schlüpfrige Nässe auf den Straßen zu hinterlassen, durch die ein feuchter Westwind fegte, und kompakte Wolkenmassen hingen tief über der Stadt.

Saitzew schritt die Singerstraße hinunter, die Hände in den Taschen seines Überziehers, und kehrte langsamen Schrittes ein paarmal wieder um.

Er hatte Marsa versprochen, ihren Besuch heute morgen abzuwarten, anstatt sie bei der fremden Ärztin, bei der sie logierte, aufzusuchen. Aber elf Uhr rückte heran, und Marsa war nicht erschienen. Eine starke Unruhe trieb Saitzew früh aus dem Haus; er wollte ihr entgegengehn.

Sie konnte ganz gut leidend geworden sein. Widerstandslos, geschwächt war sie ohnehin. Pflegen mußte er sie zunächst.

Ja, pflegen, aufblühen lassen —.

Sein Blick fixierte ein allerliebstes Mädchen, das eben quer über den Damm schritt, wobei unter dem sorgsam hochgenommenen Rocksaum ein paar graziöse Stiefeletten sichtbar wurden. Er mußte über seine fast kindische Ungeduld lächeln, Marsa mit all diesem anzutun, — bis auch sie ganz allerliebst sei, — sie aus ihrer herben Schale herauszutun.

Aber Marsa kam nicht.

Nein, länger wollte er in dieser trostlosen Herbstkühle nicht warten. Es drückte ihn nieder, machte ihn völlig nervös.

Und wieder lenkte er seine Schritte die stille Singerstraße hinunter und ging, ohne sich aufzuhalten, bis an das unweit gelegene vielstöckige Mietshaus, wo sie wohnen sollte. Ein kleiner weißer Terrier lief eine Strecke weit mit ihm, als suche er in ihm seinen Herrn. Dann fing feiner Regen an niederzurieseln.

Aus dem Torbogen des Hauses scholl ihm ein betäubender Lärm entgegen. Im Hof befand sich eine Schlosserwerkstatt; lange Eisenschienen wurden eben abgeladen und stürzten dröhnend übereinander. Saitzew stieg eine Treppe hoch, dann fand er an der Wohnungstür auf blankem Schild den Namen, den er suchte.

Ein Diener öffnete auf sein Läuten.

Auf seine Frage nach Marsa erfuhr er, daß sie vor einer Stunde abgereist sei. Wohin? Das wußte der Diener nicht. Er vermutete, nach Rußland. Sie habe einen Brief hinterlassen, der nach ihrer Abreise sofort durch den Dienstmann an der Ecke in das Hotel am Stephansplatz getragen worden sei.

Dort also lag der Brief.

Ja, dort lag er wohl, aber Saitzew hatte keine Eile, ihn zu lesen.

Als die Tür sich vor ihm geschlossen hatte, stieg er ein paar Stufen hinunter und blieb dann stehn.

Ja, wozu ihn lesen? In diese letzten, wirren Zeilen hatte Marsa wohl keine besonders klare Erklärung hineingebracht. Sie war geflohen. Damit wußte er genug.

Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf: „Wie dumm, wie lächerlich ist im Grunde das alles! Ihr Dasein, ihr ganzes Dasein führte sie doch nur auf meine Suggestion hin, weil ich es so wollte. Weil wir uns nicht angehören konnten. Und nun steht mir nichts im Wege als meine eigene Suggestion."

Saitzew beugte sich über die Treppenbrüstung. Der Lärm vom Hof scholl dumpf gellend herauf, und es tat ihm förmlich wohl, diesem brutalen Lärm zuzuhören. Seine Hand ballte sich ihm unwillkürlich zur Faust. Alles, was in ihm selbst brutale Kraft war, litt ohnmächtig.

An die Brüstung gelehnt stand er lange und horchte, ohne es selbst zu wissen, mit Wollust auf die harten schrillen Hammerschläge, unter denen das Eisen vibrierte und sich bog, — sich zitternd und glühend gehorsam bog, — er horchte, als redeten die Schläge für ihn.

Er selbst schwieg still.



Das Paradies

Sie entfaltete ihre feinen, lichtgrauen Flügel und flog —.

Eigentlich hätte sie noch lieber ganz weiße Flügel gehabt, schneeweiße, aber die wären wiederum jedem sichtbar geworden, selbst wenn sie ganz harmlos mit ihnen spazieren ging, — und schon beim bloßen Gedanken an das Staunen, Tadeln und Gaffen der Leute wurden alle ihre Bewegungen schwer und schüchtern, so daß sie nur langsam durch die Luft kam.

Da waren doch diese unscheinbareren Flügelchen viel besser, die sich den Falten ihres Kleides wunderlich zart anschmiegten. Niemand hatte sie noch je an ihr bemerkt. Und die Hauptsache blieb ja doch, daß sie überhaupt fliegen konnte.

— — Unter ihr Gärten, — immer, immer blühende Gärten, weite Frühlingsgärten, in deren Rasen Anemonen und Veilchen wuchsen und aus deren dichtem Buschwerk blau und weiß der junge Flieder schimmerte. Ungezählte Singvögel bauten dort ihr Nest, und ihrem sorglosen Jubel und dreisten Wesen ließ sich leicht entnehmen, wie selten jemand sie dabei störte. Alles aber, was da unter den rauschenden, breitästigen Wipfeln der Bäume blühte oder sang, sandte Duft und Klang empor zu ihr, die in seligem

Flug darüber schwebte, ohne mehr zu wissen: blühte es, duftete es, tönte es, leuchtete es so berauschend um sie her, oder verflossen Ton und Licht und Farbe nicht in ein und dasselbe schwingende Schweben, das sich in lauter Sonne auflöste und sie höher und höher emportrug —?

Von dort oben sah sie auch, daß die Gärten hie und da umfriedet waren und geschlossene Gitter hatten: deshalb wandelten keine Menschen darin. Denn die meisten Menschen konnten doch nur durch Gitter und Pforten irgendwo hineingelangen und ahnten gar nicht, wie ein Frühling von oben aussah. Sie ergötzten sich nur schrittweise, von Ding zu Ding, am Gezwitscher der kleinen Vögel, am Wohlgeruch der bunten Blumen und an den Strahlen der hellen, heißen Sonne: sonst wären sie wohl auch mitten in solchem Frühling in hilfloser Wonne in die Kniee gesunken, — da sie nicht fliegen konnten.

Hildegard senkte die Flügel und ließ sich langsam, widerstrebend, auf den Weg herab, der voll windverwehten Blütenblättern lag. An einem der Gartengitter stand ein fremder Herr, hielt, nachdenklich hineinschauend, seinen Stock mit silbernem Knauf ans Kinn, öffnete dann und trat ein, indem er sich erwartungsvoll räusperte und suchend um sich sah. Fremd war er nur im Garten, — Hildegard selbst kannte ihn bereits. Kürzlich erst hatte die Mutter ihn ihr vorgestellt als einen durchreisenden Freund des verstorbenen Vaters und ihr bedeutet, zuvorkommend gegen ihn zu sein.

Er schaute ja auch ganz lieb aus mit seinem blassen, etwas faltigen Gesicht, sie hatte durchaus nichts gegen ihn, außer daß es sie langweilte, manierliche Konversation machen zu müssen, anstatt zu fliegen.

Eine ganze Zeit schritt sie korrekt neben ihm her und plauderte so, wie sie von ihrer Mutter wußte, daß junge Mädchen tun sollen, aber dann — wirklich aus reiner unbegreiflicher Zerstreutheit — flatterte sie plötzlich ein klein wenig in die Höhe.

Nur ein wenig, aber es war doch immerhin so, daß sie auf einen Holunderbusch zu sitzen kam. Dort kam ihr das Unpassende dieser Bewegung jäh zum Bewußtsein und sie erstarrte förmlich vor Schreck.

Indessen der Herr unten am Wege war natürlich noch viel erschrockener als sie, geradezu versteinert war er. Seine Hand zitterte, als er sie hob, um an der Brille zu rücken, — offenbar hoffte er noch, sich getäuscht zu haben, aber doch wagte er nicht, so recht aufmerksam nach dem Holunderbusch hinzusehen, denn er konnte es sich ja nicht verhehlen: vor seinen leibhaftigen Augen war Hildegard aufgeflattert.

Tief beschämt flatterte sie wieder hinunter und ging gedrückt, mit rotem Gesicht neben ihm weiter. Beide taten wie auf Verabredung, als ob nichts geschehen sei, sie ignorierten das Unfaßliche, das sich soeben zugetragen hatte, und versuchten ganz harmlos von da aus weiter zu sprechen, wo sie vorhin im Gespräch stehengeblieben war.

Da biß Hildegard der Übermut und mit einemmale lachte sie hell heraus, so daß ihr die Flügel

zu wippen anfingen. Und den guten alten Herrn verließ alle Fassung. Sie konnte sehen, wie auf seiner Stirn der Schweiß ausbrach. Seine Augen wurden geisterhaft groß.

„Bitte —" sagte er heiser und erblaßte, „bitte, was war das — —"

Das war ein kritischer Augenblick, allein er weckte Hildegard.

Sie erwachte noch in innerem Lachen, den feinen Kopf ein wenig gegen das Kissen zurückgeworfen, und streckte den Arm gedehnt von sich mit träger, glücklicher Gebärde.

Doch schon während sie die Augen aufschlug und über sich die unschön bemalte Zimmerdecke eines billigen Mietshauses erblickte, anstatt der breit leuchtenden Sonnenwellen, die sie unwillkürlich erwartet hatte, erloschen Glück und Lachen in ihren Zügen.

Hastig richtete sie sich auf, schüttelte ihr wirres, blondes Haar aus der Stirn und horchte hinaus, ob die Mutter nebenan nicht komme, sie zu wecken. Die Kniee hochgezogen, die Hände um das Knie gefaltet, saß sie im Bett und fror bitterlich, hilflos, ohne sich dagegen zu wehren.

O der alte Herr! Wie oft sie doch von ihm träumte. Bald so, bald anders. Immer war er im Traume alt — in Wirklichkeit war er es ja gar nicht, nur ihr — ach, ihr kam er so vor. Irgend ein allererster Eindruck hatte in ihren Augen das Alter auf immer an ihn geheftet.

Im Traume trieb sie also sogar noch Scherze,

trotz alledem. Im Wachen konnte sie das nicht mehr. Aber im Traum flog sie ja auch! Und im Wachen, da kroch sie am Boden.

Hildegard richtete ihre noch schlafmüden Augen mit einem Ausdruck von tiefer Unlust und Traurigkeit gegen das halboffene Fenster, ob nicht von dorther irgend ein kleiner Lichtstrahl sie aufmuntere.

Draußen gab's jedoch nur einen nebelgrauen, feuchten Märzmorgen. Ganz Anfang März. Er konnte sich sichtlich noch nicht recht entscheiden, ob er heute Frühling oder Winter markieren sollte. Einstweilen nahm er sich wie Herbst aus.

Nah am einstöckigen Hause stieg die riesig hohe, schwarz geteerte Brandmauer einer richtigen Mietskaserne auf und deutete an, daß man sich hier in einem jener Ausläufer einer Großstadt befinde, wo die winkeligen Höfe plötzlich in Brachfeld münden, die Hinterhäuser mit allen ihren Intimitäten um abschließende, bergende Nachbarwände zu bitten scheinen und wo man den Eindruck gewinnt, als blicke man einer Stadtdekoration von hinten in ihre Kulissen.

Schmale Lindenbäumchen liefen am Hause in schnurgerader Linie vorüber und kreuzten sich mit einer ebenso kümmerlich jugendlichen Allee von Birkenbäumchen, die den hohen Namen Kaiserstraße führte. Ein ganzes Zukunftsviertel war hier mitten im flachen Feld mit großen Wegweisern und kleinen Bäumchen abgesteckt.

Der Geistliche des Vororts ging mit einer starken alten Dame am einstöckigen Hause vorbei und zog

grüßend seinen Hut, als er Hildegards Mutter am Wohnzimmerfenster erblickte. Die alte Dame hielt sich ihre langstielige Lorgnette vor und sah hin.

„Frau Malten hat ja ihre Tochter zu Besuch, — und die letzten Wochen waren sie zusammen fort, — ist es nicht ungeheuer seltsam?" fragte sie. „Eben erst hatte ja das junge Mädchen den reichen Alfred Neugebauer, mit den Gütereien in Tirol, geheiratet. Gleich darauf reiste die Mutter ab, — aber schon der Tochter entgegen, — Sie wissen doch, was los ist?"

Der Geistliche zuckte die Achseln.

„Bin nicht eingeweiht. Frau Malten ist nicht mein Gemeindekind. Katholikin. Außerdem als Elsässerin ja halbwegs Französin. Die Tochter ist zwar nach dem verstorbenen Vater protestanisch, aber die Trauung wurde ja nicht von mir vollzogen," bemerkte er in einem Ton, als wären sonst ja auch derartige Seltsamkeiten nicht passiert.

„Die ärmste Mutter, sag' ich! Sie plagt sich redlich mit ihren französischen Lehrstunden an Instituten, und nun, — aber Sie wissen wirklich nicht —?"

„Ich glaube, niemand weiß so recht, man hört munkeln von —"

„Von: Scheidung!" fiel die alte Dame hastig ein, wie wenn sie fürchte, er könne das interessante Wort noch vor ihr auf die Lippen nehmen.

„Scheidung in den Flitterwochen! Man sagt ja —"

„Man sagt, sie soll ja einfach vor ihm davongelaufen sein —"

Sie dämpften die Stimmen und nickten einander

verständnisinnig zu. Und nun mit einemmal schienen sie alle beide zum Verwundern gut informiert. —

Hildegards Mutter war nach dem Gruß des Geistlichen rasch vom Fenster fortgetreten. Ein feines Rot stieg in ihr schönes Gesicht mit den sprechenden, dunkeln Augen. Wohl wußte sie nicht, was zwei zufällig Vorübergehende sich gerade zuraunen mochten, aber das wußte sie: hier im Vorortsverkehr, wo stets dieselben Leute einander begegneten, übertraf der Klatsch die kleinste Kleinstadt, — und jedenfalls das elsässische Mittelstädtchen, in dem sie bis zu ihrer Witwenschaft gelebt. Sie ging seit einigen Tagen hier herum wie ein Mensch, dem man die Haut abgezogen hat.

Als Hildegard leise, mit gesenktem Gesicht die Teemaschine hereintrug und auf den Tisch setzte, richteten sich die braunen Augen der Mutter mit sanftem Ausdruck auf sie. Und in diesem Moment sahen sie sich ähnlich wie eine jüngere und ältere Schwester, — so stark auch sonst ihre Züge und ihr Wuchs in Formen und Farben verschieden geartet waren, denn die blonde Hilde glich im Äußeren ziemlich stark dem Vater. Aber beiden sah man es so deutlich an, daß die gedrückte Stille des Wesens dem ursprünglichen Temperament gewaltsam aufgezwungen wurde.

Hildegard küßte der Mutter Hand und Mund und nahm stumm ihren Platz am Tische ein. Beide hätten gar zu gern von dem gesprochen, was ihnen das Herz beschwerte, und bei beiden war es dasselbe. Weil sie das verhielten und die Worte mit dem Tee hinunterschluckten, fand sich kein Gesprächsthema.

Dann sagte die Mutter unvermittelt: „In diesen Tagen, — heute oder spätestens morgen, wird Dietrich uns aufsuchen."

Hildegard fiel vor lauter Schreck der Löffel mit Geklirr auf die Untertasse.

„Dietrich? Ach, Mama, das ist ja schrecklich. Warum denn?"

„Sprich doch nicht so töricht. Was soll denn schrecklich daran sein? Du hast doch diesen Vetter früher sehr gern gehabt. In ein Mauseloch verkriechen kannst du dich doch nicht. — — — Und — mit jemandem mußte ich die Sache doch ordnen. — — Er war ja sogar auf meine Bitte jetzt bei — — — Alfred Neugebauer in Tirol."

Die letzten Worte sprach die Mutter, als säße ihr etwas in der Kehle. Es peinigte sie selber und sie verstummte schnell wieder.

Hildegard rührte längst ihre Tasse nicht mehr an. Sie knüpfte mit zitternden Fingern an einer neben ihr liegenden dunkeln Ledermappe, die ihre Mutter zu den Lehrstunden in die Stadt mitnahm.

„O Mama!" sagte sie leise, „dann weiß Dietrich also auch — alles. Er wird gewiß davon sprechen. Er muß wohl sogar. O Mama, warum — ach, warum hast du mir — damals auch noch zugeredet. Wäre ich doch nie von dir fortgegangen."

„Das ist Unsinn, Hilde. Alle jungen Mädchen heiraten. Aber nicht jede findet einen so edlen, vortrefflichen Mann, den schon dein Vater seinerzeit nicht genug rühmen konnte. Du weißt es auch selbst.

Du hingst an ihm. Du hattest ihn lieb. Keine Menschenseele konnte ahnen, daß du im stande sein würdest, so ungeheuerlich, so pflichtvergessen —"

Hildegard sah sie flehentlich an.

„Schilt nicht! schilt nicht!" bat sie ganz leise, „was heißt denn lieb haben —? Dich hab' ich noch tausendmal viel mehr lieb — — Etwas ganz anderes muß es wohl sein."

In Frau Maltens Gesicht kam ein gezwungen kühler, etwas gemessener Zug.

„Nichts anderes. Das andere ist Sünde, Hilde. Ich bin vom Kloster aus verheiratet worden, kannte deinen lieben Vater kaum. Aber mehr ehren und hochhalten kann man keinen —"

Sie erhob sich in leichter Erregung vom Stuhl, setzte vor dem Spiegel, der zwischen den Fenstern hing, ihren kleinen schwarzen Kapottehut auf und griff nach der Ledermappe.

Hildegard folgte allen ihren Bewegungen mit einem Blick, der hungrig und durstig war nach Zärtlichkeit. Endlich hielt sie es nicht länger aus und umhalste die Mutter.

„Bist du mir böse —?"

Frau Malten schüttelte leise verneinend den Kopf.

Der lange Kuß, mit dem sie ihr Kind in die Arme schloß, fiel wesentlich inniger aus, als man nach ihren Worten hätte entnehmen können. Dann seufzte sie und wandte sich schneller, als notwendig war, zur Tür, um zu verbergen, daß ihr Tränen in die Augen traten.

„Wenn nur der Tumult in den Straßen nicht so arg in der Stadt wäre," bemerkte sie dabei.

Damit ging sie fort, und Hildegard, das Gesicht an die Scheibe des einen Vorderfensters gedrückt, sah sie gleich darauf am Gartenzaun entlang kommen, — still, gesammelt, ihren täglichen, mühseligen Pflichten nachgehend, die Züge wieder etwas kühl und gemessen. Aber in Hildegard blühte noch die Freude über die von der Mutter selten bewiesene Zärtlichkeit, und fast hätte sie hell aufgesungen. Da fiel ihr ein, daß so gar kein geringster Grund dazu sei, sich zu freuen. Auch der Mutter lag es ja zentnerschwer auf dem Herzen.

Draußen wehte es heftig; der Wind zerteilte den Nebel, und gegenüber sah man an langer Wäscheleine Hemden und Beinkleider flattern. Der Garten vor dem Haus wies im grauen Tageslicht seine vier oder fünf Lauben wie ebenso viele hölzerne Käfige auf und doch hatte er nur von ihnen seinen Namen, denn viel mehr Gartenartiges als diese Lauben, in denen jede Mietspartei ganz für sich allein Kaffee kochen oder den Mond anschwärmen konnte, besaß er nicht.

Hildegard dachte mit Schrecken daran, wie das wohl sein würde, wenn sie im Sommer so Laube an Laube mit den Hausgenossen sitzen würden. Wenn es doch lieber gar nicht Sommer würde! Oder wenn sie noch im Elsaß wären, wie zu Lebzeiten des Vaters.

In den Nebenzimmern und der Küche hörte man die Aufwartefrau herumwirtschaften, und jetzt ging auch oben in den kleinen Mansardenwohnungen, die

arme Leute inne hatten, ein großer Rumor los. Unmittelbar über der Stube, in der Hildegard am Fenster stand, schrie ein Kind. Das war das quälende, anhaltende, zeternde Schreien, welches ihre Mutter so sehr angriff: sie konnte es gar nicht mehr ruhig anhören. Hildegard wollte schon einmal hinaufsteigen zur jungen Frau oben, die vor einem Monat geboren hatte, aber sie wußte nicht, was sie einem solchen schreienden Kind gegenüber vorbringen sollte.

Sie trat an den Teetisch, räumte ihn langsam ab, legte sich in der Küche zurecht, was sie zum Kochen haben mußte, schickte die Aufwartefrau nach Einkäufen zum Mittagstisch fort, und dann, müde der kleinen häuslichen Besorgungen, bei denen ihre Seele nicht war, holte sie eine große kunstvolle Seidenstickerei im Rahmen heraus und setzte sich damit ins Wohnzimmer ans Fenster.

Hildegard vertiefte sich in die feinen bizarren Blatt- und Linienmuster, die sie sich zum großen Teil selbst ausdachte und die ihr manchmal teuer bezahlt wurden, wie man sich in eine interessante Lektüre vertieft, während der die Phantasie angenehm spazieren geht. Gern wäre sie eine noch viel vollendetere Meisterin im Sticken gewesen, um alles in die Seide hineinsticken zu können, was Formen und Farben ihr Seltsames sagten. Ihr schien das am Tage eine ebenso liebste und schönste Beschäftigung, wie Nachts das Fliegen, — und dunkel empfand sie etwas Verwandtes zwischen beiden. Aber leider konnte man beidem nur mit Unterbrechungen frönen.

Nach einer Weile sank ihr die fliederfarbene Seide, auf der sie blattlose Birkenzweige mit hängenden Kätzchen und steifen winzigen Knospen vernähte, matt in den Schoß, sie lehnte den Kopf an die Stuhllehne zurück und ihre Augen gewannen den ängstlichen, unsicheren Ausdruck wieder, mit dem sie heute erwacht war.

Der Herr vor dem Gitter am Garten ihrer Träume stand wieder vor ihren Gedanken, und sie schaute bange und reuevoll in die jüngste Vergangenheit zurück. Ja, auch reuevoll, denn gegen ihn kam sie sich wie eine Verbrecherin vor. Eine Verbrecherin an dem, was das Gesetz nun einmal von der Frau verlangte. Und dies Gefühl war das schlimmste —

Zu wem konnte sie wohl darüber sprechen, — ganz so, wie ihr ums Herz war? Wer erlöste sie von alle dem Schrecklichen: von der Neugier der Leute und von den eigenen marternden Zweifeln? Auch vor der Mutter scheute sie sich ja im Grunde.

Hildegard schloß die Augen. Vom Neugebauerschen Gut war sie heimlich auf und davon gegangen, obgleich er sie ja gewiß nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Nein, mit Gewalt nicht, er war ja gut. Darum hatte sie anfänglich auch so viel Vertrauen gehabt — — Wie sie nun leise aufstand, noch vor Morgengrauen, um zu Fuß die nahe kleine Bahnstation zu erreichen, die ein Frühzug passieren mußte, da sah sie vom Garten aus Licht in seinem im Erdgeschoß gelegenen Zimmer.

Er schlief nicht. Er saß im langen, faltigen

Schlafrock auf seinem Ecksofa, den Kopf mit dem dichten, leicht ergrauten Haar gebückt, die Hände lässig gefaltet. In sein Gesicht vermochte sie nicht zu sehen. Aber sie wußte, wie bitter und müde es aussah. Sie wußte es, und es schnitt ihr ins Herz, und während sie von ihm hinweglief, eilig und heimlich, wie wünschte sie da so brennend, auch diesem letzten Anblick entlaufen zu können für immer, — für immer. Ja, wie eine Verbrecherin kam sie an bei der enttäuschten und erschrockenen Mutter —

Hinter Hildegards geschlossenen Lidern drängten sich Tränen hervor, erst eine, dann noch eine und netzten ihr die Wange, ohne daß sie die Hand hob, um sie fortzuwischen.

Da klopfte es hell an das Fenster, neben dem sie saß. „Guten Morgen, Cousinchen!" sagte eine Stimme hinter der Scheibe.

Hildegard fuhr in die Höhe. Unten in dem laubenreichen Garten stand ein Mann in englischem, karierten Anzug, den leichten Frühjahrsmantel halb offen, einen kleinen schwarzen Filz auf dem Kopf und einen Zwicker auf der Nase. Er nickte ihr zu. Sie ging verwirrt zur Flurtür, um ihm zu öffnen. Es war der Vetter Dietrich, den ihre Mutter erwartete.

„Mama ist aus!" sagte sie ungeschickt als erste Begrüßung, überließ ihm aber verlegen ihre Hände, die er beide ergriffen hatte und schüttelte. Ein starker Tabaksgeruch ging von ihm aus und traf sie, die denselben nicht gewöhnt war, fremd und empfindlich.

„Aus? Na, das macht ja nichts, Kleine. Sie

wird schon einmal heimkommen, nicht wahr? Kann ich es mir nicht inzwischen bei euch ein bißchen gemütlich machen? Siehst du, den feuchten Mantel da, den hängen wir fort. So. Und nun laß dich nicht stören," bemerkte er, hinter ihr drein ins Wohnzimmer tretend, „ich sah doch vorhin solche seidene Herrlichkeit auf deinen Knieen liegen. Aha!"

Er beugte sich bewundernd über ihre Stickerei. „Ist das nicht ganz furchtbar mühsam?"

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als sie ihn so ganz unbefangen von harmlosen Dingen reden hörte, wie wenn sich nichts Besonderes ereignet hätte. Sie schaute ihn dankbar an.

„Es ist eine große Freude, solche Stickerei. Ich denke sie mir selbst aus," sagte sie.

„Hm. Aber doch entsetzlich zeitraubend und augenangreifend. Wäre es nicht viel schöner, sich etwas Nutzbringenderes auszudenken?"

„Es bringt uns auch Nutzen, — Geld. Aber ich täte es ohnehin. Ich liebe es," entgegnete sie mit einem warmen Stimmklang, als hätte sie von einem Menschen gesagt: ich liebe ihn.

„Den Nutzen meinte ich nicht gerade. Ich meinte, das Ding selbst hat etwas so Überflüssiges, — höchstens gut für die überflüssige Muße der Reichen, die es kaufen," entgegnete er, betrachtete aber, während er zerstreut sprach, Hildegard mit großem, ernsthaften Interesse. „Ich setz' mich also zu dir, Hilde. Hab' dich ja zwei ganze Jahre nicht mehr gesehen."

„Ja." Sie blickte, auf dem Rande eines Stuhles

sitzend, befangen auf ihre eigenen schmalen Hände nieder; „du warst ja viel auf Reisen? Wo warst du denn das letzte Jahr?"

„In England. Ich habe mir dort allerlei ansehen wollen, unter anderem Erziehungsanstalten für Knaben, von denen ein paar dort nach ganz neuem System eingerichtet worden sind. So halb auf dem Lande. Wechsel zwischen theoretischer und praktischer Arbeit. Landwirtschaft zwischendurch, — nicht nur das öde Turnen und Sportstum, — mit einem Wort, etwas Vorzügliches. Es kommt jetzt darauf an, vom Kultusministerium die Konzession für einen solchen Versuch auf heimischem Boden zu erhalten."

„Das willst du tun?" Hildegard sah ihn lebhaft an — „ich hatte gar keine Ahnung davon, daß du unterrichten wolltest. Dir schien es doch immer so öde, wenn Vater davon sprach."

„Jawohl, so auf dem gewohnten, untertänigen Wege, — wie auch dein Vater sich mühselig bis an die Titelprofessur heranplagen mußte — Dies da wäre ja etwas ganz anderes: ein Leben für meine innersten Überzeugungen. Und das ist das einzige, das lebenswerteste Leben, Hildegard," sagte er mit unwillkürlicher Wärme.

„Das muß schön sein! — — Aber kostet so was nicht ungeheuer viel Geld?"

„Etwas Geld — freilich wenig — kann ich selbst hineinstecken, und mit dem Geld zusammen meine ganze Kraft. Das übrige aber glaube ich mir auch schon ziemlich gesichert zu haben. Je mehr Geld,

desto besser natürlich. Denn mein Lieblingsgedanke ist, daß diese Anstalt auch armen Knaben offen stände."

Seine rasche, sichere Art zu sprechen und Urteile abzugeben, wirkte auf Hildegard befreiend und erfrischend; ehemals war er ihr immer etwas burschikos und rüde erschienen. Aber jetzt zog er sie in ein Stück Welt, ein Stück Leben hinein, über dem sie sich selbst momentan vergaß. Sie hätte ihm gern gesagt: „Erzähle mir noch mehr, viel mehr!"

Dietrich war aufgestanden und mit einem Erlaubnis einholenden Blick auf Hildegard zog er ein Feuerzeug heran, um sich seine Zigarre anzuzünden. Dabei musterte er mit aufmerksamen Augen das längliche, niedrige Wohnzimmer, wandte sich dann Hildegard zu und bemerkte: „Ich werde eine kleine Weile hier bleiben. Ich meine, hier draußen bei euch, solange ich mit deiner Mutter und dir allerlei zu besprechen habe. Später nehme ich in der Stadt drinnen Quartier. Hier wird es wohl mehr als genügend leere Zimmer im Vorort geben."

Hildegard sah verwirrt aus und wurde dunkelrot. Sie hatte an den nächsten Zweck seines Hierseins gar nicht mehr gedacht. Nun drängte der sich ihr auf. Und er, der so schön und harmlos geplaudert, rührte ganz ohne weiteres daran.

„Nun? Ist es dir denn nicht recht, wenn ich ein wenig bleibe?" Er beugte sich mit forschenden Augen zu ihr nieder, und als sie nicht gleich antwortete, faßte er sie leise am Handgelenk. Seine Hand entsprach nicht ganz der männlichen, etwas hageren Gestalt,

sie besaß einen Ansatz zur Fülle und hatte gewölbte Nägel, die an gut beschnittene Tierklauen erinnerten. Hildegards feine Finger zuckten, sie schaute in plötzlicher Zerstreutheit auf die seinen nieder. Ginge er doch fort! Was half es, daß er zu plaudern wußte? Viel lieber säße sie ganz allein in einem kleinen dunkeln Mauseloch versteckt.

Dietrich blieb sekundenlang in der gebeugten Haltung vor ihr stehen, er wartete nicht mehr auf eine Antwort, sondern studierte förmlich ihr Gesicht. Seine Hand wurde heiß um ihr schmales Gelenk. „Ich glaube, es war Zeit, daß ich kam," sagte er.

* * *

Hildegards Mutter saß bei Dietrich in der Stube, die er für Monatsfrist ganz nah von ihnen gemietet hatte. Während ihr Neffe noch im Zimmer herumging und die letzten Sachen aus seinem Koffer nahm, besichtigte Frau Malten einige Briefe und Papiere, die vor ihr auf dem Tisch lagen.

Dann legte sie Blatt für Blatt wieder zurück und bückte den Kopf tiefer.

„Also ist es erledigt!" sagte sie leise; „und daß es in dieser Form geschah, — über dieses Eingehen, — du mußt selbst zugeben, es ist ein Beweis, wie edeldenkend er ist, wie selten gut —"

Dietrich murmelte etwas gereizt, in seinen Sachen kramend: „Die Hilde lieb zu gewinnen, ist doch am Ende kein Kunststück. Weiter ist doch keine besondere

Güte dabei. Auf die Sache eingehen mußte er doch schließlich. — —"

Frau Malten schüttelte den Kopf.

„Ein anderer würde sich rächen. Sie war doch nun einmal vor Gott und Menschen verpflichtet —"

„Das allein tut's doch mal nicht!" rief er übermäßig lebhaft und vergaß, weiter auszupacken. „Und daß die Hilde trotz all dem konventionellen Wust, den ihr den Mädchen anerzieht, so urwüchsig natürlich handeln konnte, — verzeih, wenn's dich kränkt, aber mich freut's. Da ist mal die verschrobene Erziehung zu schanden geworden."

„Ich habe sie so erzogen, wie ich es allein verantworten kann," entgegnete Frau Malten still und ernst, „— wir Frauen leiden mehr oder weniger alle, glaube mir's. Ob eine kurze Leidenschaft vorangeht: das macht es nicht besser. Schließlich entscheidet die Pflicht und gibt den Frieden."

„Brr! Na ja. Ich kenne diese Auffassung ja," bemerkte Dietrich und unterdrückte, was ihm auf der Zunge saß. Er dachte an Hildegards Vater, den kränklichen, mit Sorgen kämpfenden Gelehrten, der sicher auch „edel und gut" gewesen, aber bis zum Tode wahrscheinlich nicht geahnt hatte, wie viel Temperament und Jugendblut in der anmutigen Frau neben ihm verkümmern mußte, bis: „— die Pflicht ihr den Frieden gab".

Frau Malten dachte vielleicht an dasselbe, nur auf sehr andere Weise. In ihrem still gewordenen Gesicht erschien der etwas gemessene, gezwungen kühle

Zug um die Mundwinkel, der Hilde schüchtern machte. Sie stand müde auf und sagte: „Du denkst so frei und rücksichtslos über alle Dinge der Pietät und Sitte. Aber du bist auch noch jung. In meinem Alter und wenn das Leben schon hinter einem liegt, fühlt man doch mit brennender Unruhe, daß man dem eigenen Kind nur eine Kostbarkeit überliefern, vermachen kann: das ist der Ertrag unserer schwersten und persönlichsten Erfahrungen. Aber den Kindern scheint das dann Strenge und entzogene Freiheit."

Dietrich blieb vor ihr stehen und sah ihr mit seinen scharfen, guten Augen aufrichtig ins Gesicht.

„Ich denke, über diesen Fall streiten wir nicht mehr lange," antwortete er, „ich helf' dir ihn ordnen, — und dann, — ja, eins wüßt' ich dann freilich gern: ob du trotz diesen Vorwürfen mich gern genug hast, und — — kurz, ob du mich für einen durch und durch anständigen Kerl hältst, dem du vertrauensvoll Einfluß auf die Hilde läßt."

Sie gab ihm die Hand.

„Mach sie mir wieder froh!" sagte sie leise und ging hinaus.

Sie ging mit zögernden, langsamen Schritten. Vielleicht lag doch wirklich an ihr die Schuld, daß alles so gekommen war. Sie hatte es nicht besser gewußt.

Es schien ihr ein so großes Glück, Hilde rechtzeitig vor allen Jugendgefahren zu bergen, vor Sünde und Leidenschaft. War denn beides nicht im Grunde ein und dasselbe? Wenn in ihrer eigenen mustergültigen Ehe einmal ihr heißes Blut, ihre Phantasie

stürmisch aufbegehrten, so spiegelten sie ihr allerlei geheimnisvolle Seligkeiten vor, hinter denen doch nur Sünde lauerte. Wenn sie ihnen nun ledig hätte folgen können —?! Und Hilde, die war wie sie —

Das fühlte sie, aber sie konnte zu Hilde nicht davon reden. Wenn sie ihrem Kind in die Augen sah, konnte sie das Wort „Sünde" so schwer auf die Lippen nehmen. Denn in diesen Augen lag etwas, das erinnerte an so ferne — ferne Jugendzeit. Und es weckte dunkel etwas in ihrem eigenen vergangenen Leben, — irgend einen Traum, einen lang vergessenen und verfemten, — einen Traum, in welchem volle, flammende Jugendkraft und Leidenschaft sich so triumphierend erhob, wie ein Bild nackter Unschuld, das von Himmeln Zeugnis gibt. —

Dietrich blieb einige Augenblicke nachdenklich vor dem Tisch stehen, auf dem noch ein unordentliches Kunterbunt von Dingen herumlag, und pfiff kaum hörbar vor sich hin.

Mechanisch faßte er nach diesem und jenem, es gleich darauf zerstreut wieder hinstellend. Ihm geriet ein Briefbeschwerer in die Hand, den er gar nicht mitgenommen zu haben glaubte, — ein drolliges Ding aus imitierter Bronze: drei Schweinchen in Reih' und Glied, eines immer kleiner als das andere und alle drei mit ausgenommenen Hinterteilen, an deren Stelle, aus der gleichen Bronze gefertigt, Federhalter, Bleistift und Radiergummi saßen.

Dietrich drehte es in den Händen. Vor Jahresfrist etwa, zu Weihnachten oder Neujahr, hatte es

ihm eine lustige Witwe geschickt, damit er in der Ferne einer sehr intim mit ihr verlebten, ob auch leider kurzen Freudenzeit gedenke. —

Solche Dinge trieben sich gelegentlich zwischen seinen praktischen, vernünftigen Reisesachen herum und verschwanden dann wieder. Im allgemeinen ging es ihm mit seinen Frauenerlebnissen ganz ähnlich. Gelegentlich gerieten sie unter seine ernstgemeinten Pläne, Gedanken, Studien wie durch einen schalkhaften Zufall, und ihr geringer Wert ließ ihn kaum darauf achtgeben, wann und wodurch er sie ebenso zufällig wieder verlor.

Dietrich versetzte den drei Schweinchen einen kleinen übermütigen Stoß, so daß sie hinpurzelten; eine plötzliche Ungeduld hatte ihn ergriffen. Draußen fing es leise zu dämmern an: jetzt würde Hilde ihre ewige Stickerei lassen müssen und mit ihm wie gestern spazieren gehen.

Schon in der nächsten Minute befand er sich unterwegs und stand nach wenigen Schritten an ihrem Wohnzimmerfenster, bereit, an die Scheibe zu klopfen, wie vor ein paar Tagen.

Aber dazu kam es nicht mehr: Hilde hatte ihn kommen sehen und beeilte sich, ihm, zum Ausgang fertig angekleidet, von der Haustür her entgegenzutreten. Als er ihr in seiner etwas zu kräftigen Manier die Hand schüttelte, lächelte ihr Gesicht ihn heute froh und erwartungsvoll an.

„Du bist ja ein kleines, gehorsames Mädchen!" bemerkte er, durch ihr promptes Kommen erfreut.

„Sieh, das gefällt mir. Wirst du mir immer so schön folgsam sein, wenn ich dich drum bitte?"

„Ja," sagte sie sanft, „wenn du es immer so schön machst wie gestern. Ich mußte noch lange darüber nachdenken. Lauter neue und interessante Dinge hast du mir erzählt, — oder eigentlich wie du alles beurteilst und ansiehst, das ist für mich neu und interessant. — Laß uns gegen das Wäldchen zugehen," fügte sie hinzu, „dort ist die Sonne am längsten."

Die Mutter stand am Fenster und sah ihnen in Sinnen verloren nach. Aber sie merkten es nicht. Schon waren sie, während sie zwischen den kleinen, kahlen Alleebäumchen die Straße hinunterschritten, so tief im Gespräch, als schlösse die gestrige Nachmittagsunterhaltung lückenlos an die heutige an.

„— Nach langer Dürre, im Mairegen, da kommt es vor, daß das Laub in Stunden, — greifbar, sichtbar — wächst und an Glanz und Saft zunimmt," äußerte Dietrich mit einem Beschützerblick von oben her auf die zierliche Gestalt neben ihm, „— so kommst du mir auch vor. Ein reines Vergnügen, mit ein paar erfrischenden Wassertropfen von dir all das Trockene, Staubige abzuspülen, das nun einmal in eurer Erziehung steckt. Warum solltest du mit deinem empfänglichen Sinn das Leben in seinen hundertfältigen Beziehungen nicht so ansehen lernen, wie es wirklich ist?"

Sie blickte dankbar und eifrig zu ihm auf.

„Du, — hilf mir dazu!" sagte sie in kindlichem Ton, „wenn ich dich so reden höre, dann möchte ich

auch noch etwas recht Tüchtiges tun und werden. Nicht so vor mich hinsitzen wie bisher —"

„— Mit der ewigen Stickerei," ergänzte er spottend.

„Ach nein, du, die Stickerei laß ich mir nicht schelten, die erzählt mir auch genug Schönes und Interessantes, — aber davon magst du wohl nichts verstehen als Mann" — Hildegard blieb stehen und sah sich nach der anderen Seite um.

„Was ist denn?" fragte er ungeduldig, „gehst du nicht weiter?"

„Nein, es ist nur, — laß uns den anderen Weg gehen," bat sie, „man kommt auch dort herum ans Wäldchen, und — hier werden wir auf Bekannte stoßen."

„Doch höchstens auf vorübergehende Menschen, was schadet denn das?" bemerkte er, durch den ängstlichen Klang ihrer Stimme aufmerksam werdend; „darf man uns hier etwa nicht zusammen spazieren gehen sehen?"

„O doch — was das betrifft. Aber — ich möchte so ungern, daß sie mich grüßen oder vielleicht — vielleicht gar ansprechen."

„Hilde! bist du etwa menschenscheu? oder was ist mit dir? Bist du auch so, wenn du allein gehst?"

„Allein?" Ihre Augen vergrößerten sich unwillkürlich, als flöße diese Vorstellung ihr Furcht ein, „— wenn ich es vermeiden kann, so gehe ich allein jetzt niemals durch die Straße dort, in der Haus an Haus lauter Bekannte oder wenigstens lauter nicht ganz Fremde wohnen. Ich geh' immer hinten herum

und verschwinde im Wäldchen. Da kommen sie nicht hin. Und am liebsten — am liebsten geh' ich gar nicht aus der Stube."

Dietrich schwieg einen Moment lang. Dann faßte er sie mit leichtem Druck bei der Hand und sagte bestimmt: „Komm, laß uns weitergehen. Gerade durch die Straße dort. Gerade an den Leuten da vorüber. Krankhafter Scheu darf man nicht nachgeben. Das mußt du ganz schnell überwinden."

Hildegard sah ihn erschrocken an. Sie machte eine halbe Wendung mit dem Körper, wie wenn sie entfliehen wollte, und dann irrten ihre Augen an den Fenstern der nächsten Häuserfassaden entlang, die nur in den wenigsten Straßen des Vorortes schon so dicht aneinandergereiht dastanden, wie hier. Aber anstatt davonzulaufen, was ihr erster Impuls gewesen, gehorchte sie fast mechanisch dem leisen Druck der Hand, welche die ihre festhielt, ihr ohne weiteres die Richtung gab und sie dann erst los ließ. Sie gehorchte wider Willen, weil sie sich schämte, es nicht zu tun, und als jetzt eben aus dem offenstehenden Fenster eines zweiten Stockwerks ein junges Mädchen herauswinkte und ihr ein paar Worte zurief, die man nicht verstand, die aber von pathetischem Händezusammenschlagen illustriert wurden, da grüßte Hildegard hinauf, während fliegende Röte über ihr Gesicht ging.

Nur einige Arbeiter begegneten ihnen, erst ganz am Ende der Straße kam langsam eine alte Dame auf Hilde zu und erkundigte sich mit vielen Worten nach dem Ergehen ihrer lieben Mutter.

Dietrich blieb einen Schritt zurück stehen und beobachtete Hildegard, die mit halber Stimme antwortete.

„Für Ihre liebe Mutter ist es gewiß eine große Freude, Sie schon bei sich zu haben, — hatte gewiß schon Sehnsucht, — bleiben Sie denn — lange?" fragte die alte Dame noch mit einem Mütterlichkeit markierenden Blick, der zwischen und hinter den Worten ihr teilnehmendes Verständnis bekunden sollte.

„Ich — ich weiß noch nicht," entgegnete Hildegard hilflos und wurde blaß. Ihr schlug das Herz zum Zerspringen, als sie sich verabschiedete und wieder zu Dietrich herantrat.

Obgleich sie die Augen gesenkt hielt, empfand sie, daß er ihr Gesicht scharf fixierte, und litt heftig darunter, denn sie fühlte es wie ein schweigendes Abschätzen ihrer Kraft. „Sie versuchte daher gewaltsam, sich zusammenzunehmen, aber unter diesem Blick vermochte sie es nicht. Noch einen Moment Kampf und dann, am Rande der Fichtenwaldung, auf die sie zugingen, brach sie plötzlich in Tränen aus.

Seine Brauen rückten zusammen.

„Also doch!" sagte er ruhig. „Aber es macht nichts, morgen wird es schon besser gehen. Denn morgen gehen wir den Leuten ebensowenig aus dem Wege wie heute, und ich schicke dich auch allein solche gefürchteten Wege, — bis du dich vor ihnen nicht mehr fürchtest."

„Nein!" bat sie außer sich, „— nie mehr — tu' ich's. Warum hast du, — das ist grausam von dir. Denn du weißt ja warum — ach, du weißt ja alles."

„Ja, Hilde. Und gleich vom ersten Augenblick meiner Ankunft hier wußte ich auch, daß es für mich hier mehr und Wichtigeres zu tun geben würde als all das, was ich in deiner Angelegenheit mit deiner Mutter besprechen sollte. Nämlich all die törichte Scheu und Beschämung dir aus dem Herzen wegzureden. Wie kann man sich nur durch die blöden Menschen das Leben verbittern lassen! Du bist doch nicht feige, Hilde? Weißt du nicht, was das Allerhöchste sein kann? Den Kopf hoch tragen, wenn die Leute schmähen."

Sie ging ganz langsam am Waldrande hin, den die Sonne mit ihrer letzten Glut warm überstrahlte. Es war sehr still um sie. Nur ein Specht klopfte eifrig hoch oben auf einem Fichtenast in festem Takt.

„Ich bin nicht feige!" sagte Hildegard stockend und schüttelte den Kopf, „den Kopf hoch tragen — das könnte ich auch. Wenn die Leute mit Unrecht schmähen. Die Menschen würden mich nicht bedrücken, — wenn ich nur nicht selbst —"

„Kindskopf du!" Dietrich blieb stehen und maß sie mit einem großen, lächelnden Blick. „Du verurteilst dich selbst, — weil es dir zufällig so eingeredet worden ist: du sollst das und das, nein, Hilde, erschrick doch nicht gleich, ich rühre an nichts, solange du selbst nicht davon sprichst. Nur sagen wollte ich dir bei dieser Gelegenheit, daß dasjenige, wofür du dich verurteilen zu müssen glaubst, dasselbe ist, was meine Meinung über dich und meine Achtung für dich sehr, sehr hoch gesteigert hat."

Hilde starrte ihn an. Er sprach die letzten Worte nachdrücklich und ernst. Seine Augen logen nicht. Gelogen hatte er überhaupt nie, seit sie ihn kannte.

„So wie du urteilst aber niemand,“ sagte sie zaghaft, „das kann ja auch gar nicht, — nein, wirklich niemand —“

„Niemand?“ Er trat näher an sie heran und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wirklich niemand? Ich glaube doch, noch jemand: du selbst, Hilde. Du selbst urteiltest mit deinem unmittelbaren Gefühl, in einer unwiderleglichen Initiative so, — in der entscheidenden Stunde deines Handelns. Alles andere ist dir nachträglich gekommen, — deinem Verstand, der noch kein selbständiger Verstand ist, sondern sich von traditionellem Klimbim gängeln läßt. O, wie viel größer seid ihr Frauen im ersten Gefühl als im zweiten, für euch zurechtgedrechselten Urteil. Da bleibt ihr hinterdrein kläglich stecken — eurer eigenen Tat nicht gewachsen; — siehst du, ich muß dir sogar beispringen, damit du nur wieder richtig auf die Füße kommst! Aber es schadet nichts, denn du warst doch kühn und herrlich, Mädchen, — durch deine Natur und ihre heiligen Befehle warst du es, und hoch über hunderten, ja hunderten anderen, die jetzt an deiner Stelle im Behagen und in der ‚Pflicht‘ — und im Reichtum säßen.“

Hildegard hatte die Lippen halb geöffnet. Er konnte deutlich sehen, wie alles an ihr ihm lauschte, — staunend erst, aber auch durstig, verlangend, — und

je länger er in sie einsprach, desto größer und gläubiger hingen ihre Augen an ihm.

Die Tränen an ihren Wangen hatte die laue Frühlingsluft längst getrocknet. Noch war sie blaß, — aber diesmal blaß vor innerer Bewegung, die mit Furcht und Demütigung nichts mehr gemein hatte. Als Dietrich schwieg, atmete sie tief auf. Sie senkte den Kopf im schlichten, schwarzen, breitrandigen Strohhut und schien nachzudenken. So ernst, so fast feierlich ernst sah sie dabei aus, daß er sie nicht zu unterbrechen wagte.

Der Specht auf dem Fichtenast pochte mit seinem harten langen Schnabel emsig weiter, aus einiger Entfernung gab ein zweiter ihm dumpfe Antwort. Das Sonnenlicht tauchte im Scheiden die Ebene um den Wald herum in weiche, goldrötliche Töne, und obgleich noch kaum eine Blattknospe am Buschwerk sich zaghaft öffnen wollte und der sandige Boden mit Winterlaub und trockenen Fichtennadeln bedeckt war, erglänzte alles in vertiefter, warmer Färbung wie mit einem Lächeln dem Frühling entgegen. Das Moos am schmalen Waldsaum hatte einen förmlichen Smaragdschimmer, und sanft legte sich derselbe grünliche Reflex über die Rinde der alten Baumstämme und über das Reisig am Wege.

Hildegard schritt langsam weiter; sie schaute, ohne zu sprechen, weit hinaus in die leuchtende Landschaft.

Aber obwohl sie nicht zu ihm sprach, begriff Dietrich, daß sie ihm in dieser Stunde nah' gekommen war, — daß sie sich innerlich gleichsam an ihn lehnte

— dankbar vertrauend. Ihr Gesichtsausdruck war fast selig friedvoll.

Unvermittelt sagte sie: „Der Frühling ist noch kaum da, nicht wahr? Aber man spürt ihn. — — Weißt du, der Frühling und ich, wir sind auf eine geheimnisvolle Weise verbunden, wir haben ein Geheimnis miteinander. — — Und ohne den Frühling — den frühen Frühling da unten in Südtirol — wäre ich jetzt nicht hier."

„Du wärst nicht hier? Du meinst, du wärst auf dem Neugebauerschen Gut dort unten? Das glaub' ich dir nicht."

Hildegard wandte sich nach ihm um, der dicht hinter ihr auf dem moosigen Wegrand zwischen Wald und bestellter Wintersaat ging.

„Du denkst dir eben etwas ganz Verkehrtes von mir, — was weiß ich," sagte sie sanft, „ich aber weiß: es war der Frühling. Nichts anderes. Es ist freilich schwer zu erklären. Der Frühling war da. Er empfing uns, als wir kamen. Er blühte um unser Zimmer. Das lag zu ebener Erde mit weiten — weiten Flügeltüren, die direkt hinausführten, — in den Garten hinaus. So etwas Schönes hatte ich nie noch gesehen, — wenigstens im Wachen nicht. Ich ging wie berauscht dazwischen herum, mir war fast weh vor Freude. Es dämmerte schon etwas, wie wir ankamen, — so wie jetzt. Dann wurde es dunkler; im Sternenschein ahnte man diesen Frühling mehr, als man ihn sah, — nur die Nachtigallen verkündeten ihn die ganze Nacht, und der süße Duft, — ach, der Duft —"

Sie brach ab. Dann fuhr sie sehr leise fort: „Da geschah mir etwas so Wundersames. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Es war wie ein Glaube an ein Paradies. Ja, das war es. An mein Paradies. Ungefähr so, wie wenn dich jemand in deiner tiefsten Seele in etwas hineinschauen läßt, so daß du nur gerade weißt: es wartet auf dich. Noch ist es nicht da, aber es wartet auf dich. Und während du das erlebst, während der Frühling um dich dir das sagt, — so süß und laut und sehnsüchtig und selig wie noch nie, — sollst du plötzlich im selben Augenblick dich selbst aus dem Paradies stoßen. Jemandem folgen, der dir's nehmen will! Der dich glauben machen will: jeder andere Garten tut's auch! — Sieh, da packt es dich mit einer solch unsinnigen Bangigkeit, — solcher Angst es zu verlieren, es zu entweihen, — — als hinge es von dir — von dir allein noch ab, ob überhaupt ein Frühling wiederkehren darf, — ob überhaupt die Sonne noch Sonne ist —"

Hildegards Worte wurden immer abgerissener, leidenschaftlicher, aber der vibrierende Klang ihrer Stimme verlieh ihnen eine eigentümliche Beredsamkeit; in ihrer Erregung war sie unwillkürlich stehen geblieben, und die Macht dessen, was ihre Seele bewegte, durchbrach für den Augenblick ganz ihre sanfte Zurückhaltung, — ihre Augen leuchteten und blitzten im tiefen Feuer und alle ihre Bewegungen erhielten etwas fast andachtsvoll Hingegebenes, ja Hingerissenes, als wüchse sie —

Dietrich lehnte an einem Stamm vor ihr und

hüllte sie förmlich ein mit seinen Blicken, die unverwandt und entzückt an ihr hingen. Auch seine Augen blitzten dabei in einem besonderen Feuer, während er ihr Bild in sich aufnahm, wie sie so dastand im Abendrot zwischen den dunklen Fichten und den Schleier von den Geheimnissen ihrer Seele riß.

Dennoch hörte er kaum, was sie sagte, doch wie sie es sagte, — das Temperament, mit dem sie es tat, und das mit einem Zauberschlage ihre sanfte Mädchenhaftigkeit zu leidenschaftlicher und seltsamer Schönheit umwandelte, — das berauschte ihn und riß auch ihn hin.

„Der Tropf! der Tropf! Dieses Weib nicht zu besiegen! Diese Verwandlung nicht zu bewirken!" fuhr es ihm voll Hohn und Aufregung durchs Herz, und plötzlich schmeichelte es seinem Selbstgefühl bis zur Ergriffenheit, daß Hildegard sich von seinen Worten und Unterweisungen beeinflussen ließ.

Etwas frohlockte laut auf in ihm. Auf dem Punkt, in dem er ihr eine überlegene Macht war, hatte er sie schon besiegt: sie folgte ihm. Das taten die Mädchen, die er kannte, meistens. Aber was waren das für Mädchen! Diejenigen seines Standes floh er — er floh sogar die Frauen seines Standes, weil sie ihm als ein Inbegriff anspruchsvoller und konventioneller Langweiligkeit erschienen.

„Aber du, — Hilde! Du Holde!" dachte er tief erregt.

Hildegard schien ihn vergessen zu haben. Sie schaute wieder in die Landschaft hinaus, und mit

weiten, offenen Augen, in deren weltverlorenem Blick noch die Leidenschaft ihrer Worte nachzitterte, schien sie von irgend etwas zu träumen, was gar keinen Bezug auf ihn und ihre momentane wirkliche Umgebung hatte.

Dietrich machte es ungeduldig und unruhig. Ihm kam es vor, als dürfe diese märchenhafte Stunde hier im Abendrot nicht zu Ende gehen, ohne ihm etwas zu schenken.

Sein ganzes Wesen drängte zu Hildegard hin, — ungestüm, verlangend.

Er sagte halblaut: „Du hast mich verzaubert, Hilde; machst du es wieder gut?"

Da sah Hildegard erwachend, zur Gegenwart zurückkehrend, auf und ohne daß sie noch auf seine Worte recht hingehört hatte, lief über ihr Gesicht Glanz und Lächeln und Freude wie lauter Wonne hin. Sie errötete und streckte ihm zugleich ihre beiden Hände entgegen.

„Ach, du!" sagte sie mit einem tiefen Atemzuge, „wie viel Glück und Wunder für mich, daß du kamst! Ich weiß selbst nicht, was du mit mir gemacht hast. Frei hast du mich gemacht. Du hast etwas Schreckliches von mir abgeschüttelt, unter dem ich mich zusammenkrümmte, Tag für Tag. Vielleicht kommt's wieder, — aber so schwer doch wohl nie. Und wenn — dann hilfst du mir wieder, nicht wahr?" fügte sie kindlich hinzu.

Er hielt ihre Hände fest und suchte mit seinem Blick den ihren zu ergründen und festzuhalten.

„— Hörtest du, was ich sagte, Hilde? — — Hilfst du mir?"

Sie sah ihn in ehrlicher Bewunderung an.

„Ich — dir? Ach, wie sollte ich das wohl, — du bist so viel klüger, stärker, mutiger als ich. Ich will dir immer folgen, wenn du mir etwas rätst. Das tut gut. Man ist so gut geborgen."

„— Immer folgen?" fragte er mit verhaltener Stimme.

Hildegard nickte.

„— Und alles tun, was ich sage, was es auch sei?"

„Was es auch sei!" rief sie froh und sah glücklich aus; „— wenn's dir lieb ist, dann gewiß. Ich bin dir ja so dankbar!"

* * *

Sie saßen zu dreien um die schon halb abgeräumte Mittagstafel und freuten sich am ersten wahrhaftigen Frühlingstag. So heiß flutete durch das geöffnete Fenster die Märzsonne herein, daß man auf den Einfall hätte kommen können, anstatt im Zimmer draußen in einer der Lauben des Gartens zu speisen.

Hildegard hatte in der Tat diesen Vorschlag gemacht, war aber damit abgewiesen worden, schon in Rücksicht auf die Vorübergehenden, die gewiß über den Zaun gucken und das verfrühte Idyll belächeln würden.

„Das wäre wohl möglich!" gab Hildegard zu, „da müßten wir eben mitlachen, Mütterchen."

Die Küchenhitze Vormittags oder aber die Sonnen-

wärme hatte ihre Wangen rot gefärbt, sie sah blühend aus, und ihrer Mutter ging in heimlicher Freude darüber das Herz auf, daß die fünf oder sechs Tage des Verkehrs mit Dietrich in Hildegard den ganzen früheren Jugendmut zu wecken schienen.

Dietrich selbst war sehr einsilbig. Er rauchte schweigend und sah zu, wie Hilde den Kaffee in die kleinen Mokkatassen schenkte. In dem Lächeln, mit dem sie ihm die Tasse reichte, in ihrem ganzen froh gewordenen Wesen und Gesichtsausdruck lag etwas, was ihn verstimmte, — was ihm nicht galt. Während sie gegen ihn sich gleich blieb, fühlte er den Drang, ihr näher als früher zu kommen, und dieses unsichere an sie Herantasten erregte ihn bis zur Wallung.

Während sie wortkarg beisammensaßen, ertönte von oben her klägliches Kindergewimmer. So leise es war, zuckte Frau Malten dennoch zusammen. Die Furcht vor dem Lauterwerden des Geschreis peinigte schon alle Nerven ihres müden Kopfes.

„Ich wollte mich nebenan gerade ein wenig zur Ruhe legen; Nachmittags muß ich heute ja nochmals ins Institut zur Stadt," bemerkte sie betrübt.

Dietrich schob seine Tasse zurück und horchte eine Weile.

„Habt ihr euch denn nie erkundigt, was mit dem Kinde los ist?" fragte er, „es klingt ja jämmerlich leise und leidend."

Hildegard hatte auf seine Frage den Kopf geschüttelt.

„Die Leute wohnen erst seit kurzem dort," ent-

gegnete sie, „und sollen sehr arm sein, — die Frau sieht man fast nie, — der Mann kommt erst spät heim, — nur ein kleiner blasser Bub spielt manchmal hinten auf dem Sandhaufen im Hof."

„Geh doch hinauf zu ihnen und sieh zu, ob sich nicht etwas tun läßt; als Hausgenossin hättest du doch längst Rat schaffen können," sagte Dietrich.

Frau Malten erhob sich, um sich für eine Stunde zurückzuziehen.

„Vielleicht wäre das gut," meinte sie zögernd, „bisher hielt ich eigentlich Hilde davon ab. Man wird leicht zu bekannt mit Hausgenossen. Wer kann wissen, wie sie sind und wie sie sich betragen?"

Dietrich machte ein etwas spöttisches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Hilde ist doch keine Porzellanfigur, daß sie von jeder Berührung irgendwo verletzt werden könnte," warf er ein, „laß sie doch nur um Himmels willen nicht zimperlich werden. Das Leben ist dazu da, um sich drin umzuschauen."

Hildegard sandte ihm einen zustimmenden Blick über den Tisch zu. Ihr schien jegliches, was er sagte, aus einer so klaren, gefesteten Weltanschauung zu fließen, für die er mit seinem kräftigen Willen eintrat und die wirklich vorwärts half. Und wenn er ihr nur überhaupt erst den Weg mitten ins Leben zeigte, sie ein Stückchen weiter brachte, — dann wollte sie sich schon voll Glauben und Vertrauen bis dorthin durchfinden, wo ihr Paradies lag.

Sie stand auf und ging ins Nebenzimmer, um

es der Mutter auf dem alten Diwan bequem zu machen. Dann kehrte sie in die Wohnstube zurück und blieb am Fenster stehen.

Ihr zustimmender Blick bei Tisch hatte Dietrich mit geheimer Genugtuung erfüllt: eine warme Freude stieg plötzlich in ihm auf. Im Grunde gehörte Hilde ja doch schon innerlich zu ihm! Alles andere würde sich ganz von selbst ergeben. Überhaupt: sie befand sich im Alter, wo die Mädchen sich verlieben, und wenn es das eine Mal mißlungen war — vielleicht bloß, weil der betreffende Mann in seiner Eigenschaft als Freund des Vaters sie von vornherein dafür zu onkelhaft anmutete! — nun, um so sicherer gelang es das zweite Mal, — dieses Mal.

Oder es war auch schon gelungen.

Der gute Tischwein, den Dietrich selbst mitgebracht hatte, und der duftende Kaffee nach dem Essen schienen seine Lebensgeister so wohlig anzuregen, daß ihm die fatale Empfindung von Hildegards unbefangener Unnahbarkeit gar nicht mehr kam.

Durch den blauen Rauchschleier, der ihn umhüllte, sah er fast unverwandt zu ihr hinüber, bis sie sich langsam umwandte. Mit dem Rücken gegen das Fenster, die Hände hinter sich leicht auf das Gesims des Fensters gestützt, wechselte Hildegard nur ab und zu ein flüchtiges Wort mit ihm, — halblaut, um die Mutter nicht dadurch zu stören.

Zuletzt verstummten sie ganz. Nur Dietrichs Augen, immer auf denselben Punkt gerichtet, sprachen, — ein wenig blinzelnd, angesichts der blendenden

Sonne, die ihm grell entgegenschien, — aber doch voll schlecht verhehlter Erregung, der man es anmerken konnte, wie sie ihm, in diesem stumm verträumten Behagen der trägen Mittagsruhe, Bild auf Bild vor seine Seele zauberte —.

Und während die Mittagsmüdigkeit auch ihn selber leicht lähmte, überschlich ihn zugleich das Verlangen, — heiß, unwiderstehlich, — seine Arme hochzuheben, aufzuspringen, und Hildegard an sich zu ziehen —.

Nur mal so die beiden Hände um ihren weißen, zarten Hals schließen, — aber fest — fest, — — bis sein Mund endlich ihre Lippen — —.

Heiraten! Wie lang konnte es immerhin noch währen! So unmittelbar nach diesen Scheidungsformalitäten —

Fast hätte er voll Ungeduld mit dem Fuß aufgestampft.

Hildegard sah nicht hin. Sie blickte, noch immer mit dem Rücken ins Fenster gelehnt, mit friedlichem Gesicht vor sich nieder. In Wirklichkeit beschäftigten sie auch die allerfriedlichsten Gedanken; eben kombinierte sie eine zarte Nuance von verblichenem Rosa mit Lichtgrau und suchte nach einem tiefen Hintergrund dafür, ohne noch zu wissen, an welche Formen in der Natur diese Phantasie für eine neue Stickerei sich heften wollte. Die Linienwirkungen kamen ihr meistens getrennt davon: und aus ihnen ergab sich oft erst der realistische Vorwurf.

Da schaute sie auf und begegnete unerwartet Dietrichs blinzelnd auf sie gerichtetem Blick.

Erst prägte sich in ihren Mienen durchaus nur stumpfe Verständnislosigkeit aus, als gelte dieser Blick gar nicht ihr, sondern einem ganz anderen ihr unbekannten Gegenstand. Dietrichs Kopf ruhte fast auf der Lehne, weil er unmerklich vom Stuhl tiefer geglitten war; seine linke Hand steckte in der Hosentasche, wo sie das Feuerzeug umklammert hielt und sich scharf am karierten Stoff abzeichnete, — gerade hatte Dietrich sich seine längst erloschene Zigarre frisch anzünden wollen. Über Hildegards Anblick schien er es wieder vergessen zu haben; unbeachtet fiel ihm die kalte Asche auf den Rock und sein Vorhemd.

Hildegard starrte ihm lange in die Augen —. Er lächelte.

Sie war erblaßt.

Keines von beiden sprach ein Wort.

— — — — — — — — — — — —

Dann ging Hildegard langsam zum großen Stehkorb in der Ecke, wo ihre Seidenfäden lagen. Sie rückte ihn heran, setzte sich dicht ans Fenster und begann die feinen, farbigen Strähnen auf ihrem Schoß auszubreiten, indem sie den Kopf tief darüber bückte.

Ein paar Minuten vergingen so.

Endlich bemerkte Dietrich gezwungen: „Ist es dir vielleicht störend, daß ich noch hier geblieben bin? In dem Fall würde ich wirklich gleich wieder fortgehen.“

Hildegard versetzte freundlich: „O nein! Wo denkst du hin? Bleibe gern, so lang du eben magst.“

Er fuhr sich nervös über die Stirn. Der freund-

liche Ton klang eisig. So etwa wie: „Bleibe nur, ich habe dich ohnehin schon vor die Tür gesetzt." Zu seiner Beruhigung sprach er sich selbst vor: „Sie ist nun einmal scheu." Aber leider besaß Hildegard im Augenblick durchaus nichts, was sich als Scheu deuten ließ. Im Gegenteil, so recht sicher ihrer Haltung erschien sie ihm. In ihrem Ton so hell und kalt. Wie hellklingendes hartes Glas, an das man rührt.

Ein plötzlicher Zorn wallte in ihm auf; er konnte es gar nicht ertragen, sie länger bei diesem Getue mit den blöden Seidensträhnen zu sehen, — und noch dazu mit solchem triumphierenden Behagen, als gehe ihr rein nichts darüber.

Ja, voll Behagen und unschuldig genießender Frauengrausamkeit saß sie da. Das wollte er nicht dulden.

Dietrich erhob sich und kam zu Hildegard hin ans Fenster.

Sie rührte sich nicht.

Da faßte er in die zarten, bunten Seiden hinein, um sie ihr unter den Händen fortzuziehen. Doch sie hielt an ihnen fest.

„Laß jetzt dies Zeug," sagte Dietrich unwillig, während es ihn seltsam angenehm reizte, zu empfinden, wie die knisternde Seide sich zwischen seinen und ihren Fingern, die sich dabei fast berührten, hin und her verschob.

„Aber warum denn?" fragte Hildegard und wider ihren Willen mußte sie über ihn lächeln.

Dietrich sah den Schelm um ihre Lippen, und erregt fuhr es ihm durch den Kopf: „Lache du nicht!

Hüte dich! Sei du gut zu mir! Ich ertrag's nicht länger: ich mache dich leiden."

Laut erwiderte er: „Weil ich dir am liebsten alles aus dem Fenster werfen möchte, woran du deine Gedanken so blind vergeudest."

Hildegard schüttelte den Kopf.

„Das würdest du wohl nicht fertig bringen," meinte sie gelassen, „denn dabei träumt es sich so schön. Und das ist nun einmal meine Lieblingsbeschäftigung."

Dietrich ließ die Seide los und bemerkte kalt: „Ach ja. Das ist eine Neigung zur Hysterie bei euch Frauen."

„Eine Neigung zu was?!" Hildegard sah ihn verdutzt an.

„Zu hysterischem Wesen. Offenbar gehörst du auch dazu. Davon kommt all dein Traumgerede und alle die Ahnungen und Gefühle, — die geben sich erst, wenn ihr in ein geregeltes und nutzbringendes weibliches Dasein eingeführt worden seid."

Hildegard war zu verblüfft, um gleich zu antworten. Aber ihr Schelm war fort aus den Augen. Staunend und ungläubig schauten die aus, und jetzt richteten sie sich mit vorwurfsvollem Ernst auf Dietrich, der scheinbar gleichgültig aus dem Fenster blickte.

„Schäme dich!" sagte sie leise, „— so etwas hättest du nicht äußern dürfen, — gerade du nicht. Du — dem ich erst vor ein paar Tagen dort am Waldrand so rückhaltlos vertraut habe, — dem ich anvertraut habe —"

„Gerade deshalb!" beharrte er, „du gabst mir

eine Art Recht, dir ein Wegweiser zu sein — Darum ist es an mir, dich auf Verirrungen aufmerksam zu machen. — — Du sitzest da und verträumst dich in unmögliche Dinge und verlierst darüber jedes Augenmaß für die Dinge, wie sie tatsächlich sind."

„— Wenn sie aber häßlich sind!" wollte es Hildegard über die Lippen, doch sie schwieg, und nur in ihren beweglichen Zügen malte sich Unruhe, Widerspruch und heftige Abwehr.

Aber wenigstens keine Gleichgültigkeit mehr! dachte Dietrich befriedigt. Lauter Mädchenschrullen, übrig gebliebene! mit denen wollte er wohl fertig werden. Seinen Einfluß auf Hilde mißbrauchen würde er ja nie! Vielmehr zu einer vernünftigen glücklichen Frau wollte er sie machen.

„Du selbst redest von unserem Gang am Wald, aber weißt du denn nicht mehr, wie das zuging?" fragte er eindringlich, „wie du kurz zuvor auch alle mögliche Scheu, alle möglichen ergrübelten Ängstlichkeiten vor den Leuten hattest? Daß ich dich zwang, sie abzuschütteln, wolltest du anfangs auch nicht — Später war dir's recht, weil es dir das Leben beschwert hatte. Nun meinst du, allerhand andere Einbildungen, die darfst du behalten, weil sie das Leben vielleicht schön überfärben, — aber sie sind ebenso täuschend und unberechtigt."

Er beugte sich ein wenig zu ihr hin und bot ihr die Hand.

„Und nun, sei gut, — schlag ein: du folgst mir nach."

In Hildegards Wangen schoß eine heiße Röte. Sie schüttelte den Kopf. Die Hand beachtete sie nicht.

„Du reichst mir nicht die Hand?! — Dein Ernst, Hilde —?"

Hildegard sah aus, als ob sie aufspringen wollte. Da kam die Mutter aus dem Nebenzimmer heraus. Sie war schon in Mäntelchen und Hut, fertig zum Stadtgang, und suchte nach ihrem Sonnenschirm. „Es ist draußen so köstlich, ihr solltet mich ein Stück begleiten, — eine Dampfbahnstation weit," meinte sie beim Eintreten.

Hildegard lief fast auf sie zu.

„Das wird Dietrich jedenfalls gern tun, — er war überdies schon vorhin am Aufbrechen," sagte sie etwas hastig, „da geht ihr also zusammen, nicht wahr? Ich möchte lieber bleiben, ich möchte nämlich so sehr — sehr mit meinen neuen Seidenmustern arbeiten."

„Wie du willst, mein Herz." Die Mutter küßte sie, und Dietrich nahm zögernd seinen Hut. Er machte ein finsteres Gesicht und seine Brauen rückten so zusammen, daß sie über der Nasenwurzel einen Strich bildeten.

Aber Hildegard sah an ihm vorbei. Sie fand den Schirm, brachte ihn der Mutter und nickte dieser noch mehrmals hell und zärtlich zu, während sie hinausgingen.

Dietrich hatte gehen müssen.

Tief aufatmend blieb Hildegard einen Augenblick mitten im Zimmer stehen. Ja, das war gut. Aber

lieber noch wäre es ihr gewesen, er hätte allein gehen müssen. Sie sehnte sich nach der Mutter.

Auf dem Stuhl am Fenster und auf dem Fußboden daneben lagen die seidenen Strähnen verstreut. Hildegards Blick flog darüber hin. Ihre Augen und ihre Wangen brannten.

Er hatte doch unrecht, — er verstand vom innerlichsten Leben gewiß ebensowenig wie von den bunten Seiden da — Man mußte ja das Recht haben, sich sein eigenes Leben in so zarten Farben zusammenzufügen, wie man wollte. —

Hildegard ging langsam in die Nebenstube und ordnete zerstreut die von der Mutter benutzten Kissen auf dem Diwan. Dann streckte sie sich dort aus, wo die Mutter geruht hatte. Wäre sie doch jetzt bei ihr.

Sie blickte starr empor zur Zimmerdecke. Gewaltsam suchte sie ihre Gedanken auf gleichgültige Dinge abzulenken.

Da oben an der Decke war eine Art von Himmel aufgemalt. Vier dickbeinige Putten auf blauem, wolkigem Grunde, in jeder Ecke einer, hielten zwischen sich ein gestirntes Band, und aus einem sonderbaren Füllhorn in der Mitte, das leider vom Eisenhaken für die Ampel durchbohrt war, fielen nach allen vier Windrichtungen phantastische Blumen über das Band.

Das sollte auch so etwas wie ein Paradies darstellen — Hildegard sah es an voll Trotz und Zorn und Hohn.

Da knarrte oben, — gerade darüber, — eine Tür. Schwerfällige Schritte gingen über die Diele

oben. Sonst kein Lärm. Kein Kinderlärm. So seltsam still blieb es heute da —

Dann polterten unbeholfene kleine Füße die Treppe hinunter. Das war der Bube, der im Hof zu spielen pflegte.

Hildegard fiel ein, daß sie hatte hinaufgehen wollen. Warum nicht jetzt? Wenigstens würde es sie auf andere Gedanken bringen. Und wenigstens erfuhr sie, wie sich die häufige Störung für ihre Mutter beseitigen ließ.

Entschlossen stand sie auf, trat auf den Flur, horchte noch einmal und stieg die schmale Holztreppe zu den Mansardenwohnungen hinauf.

Neben dem niedrigen Hängeboden befanden sich zwei kleine Türen ohne Namensschild. Hildegard pochte an derjenigen, die über ihrem Wohnzimmer lag.

Eine gleichgültige Stimme rief etwas.

Hildegard öffnete und blieb zögernd auf der Schwelle stehen.

Das kahle Zimmer mit den abgeschrägten Wänden war trotz der Morgenhelle draußen dämmerig, die braunen Kattunvorhänge vor dem Fenster waren zugezogen. Nicht weit von dem Fenster saß eine junge Frau mit verwirrtem Haar, die Hände über der mageren Brust verschränkt. An der Hinterwand stand eine eiserne Bettstelle mit einem Strohsack darauf, und davor die Wiege, — ein verblichener, eleganter Korbwagen mit zerbrochenem Räderwerk, der aussah wie ein Almosen.

Die Frau bewegte sich nicht und blickte nicht auf.

Hildegard lehnte die Tür hinter sich zu, machte

einige Schritte vorwärts und sagte sehr zaghaft: „Guten Morgen. Ich wollte mich erkundigen, wie es Eurem Kindchen geht. Gestern schrie es so sehr."

Die junge Frau nickte.

„Das stimmt. Der Johann schrie sehr," bestätigte sie phlegmatisch.

„Kann man dabei nicht irgend etwas tun?"

„Nein. Man kann nichts tun."

„Der kleine Johann ist wohl krank?"

„Ach wo! Krank ist er nicht."

Hildegard stand ratlos und dachte nach, was sie noch vorbringen könnte. So war ihrer Mutter mit ihren empfindlichen Kopfschmerzen ja nicht geholfen.

„Schläft der Kleine jetzt dort? Darf ich ihn ansehen?" fragte sie leise.

„O ja. Aber schlafen tut er nicht," bemerkte die Frau in einem seltsamen Ton.

Hildegard näherte sich dem Korbwagen. Die roten, schon sehr schadhaften Wiegenvorhänge mit rotgelben langen Troddeln daran waren weit zurückgeschoben. Wer neben die Wiege trat, sah das Köpfchen des Kindes auf den ersten Blick.

Es lag blau und gedunsen da. Der Unterkiefer fiel schlaff herunter, die Augen, stark aufgerissen, sahen Hildegard in ihrer gläsernen Glanzlosigkeit fast drohend entgegen.

Sie erstickte mit Mühe den Schrei, der ihr entschlüpfen wollte.

„O Gott — das Kind — der kleine Johann!" rief sie entsetzt, „sehen Sie doch, er ist tot!"

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Nein. Noch im Sterben,“ sagte sie.

Hildegard blickte sie mit Grauen an. Mit welcher Apathie sie dasaß und solche Worte vor sich hinsprach.

„Aber man kann doch vielleicht helfen!“ meinte sie ganz außer sich, „man kann — ich will gleich einen Arzt —“

„Ihm hilft kein Arzt mehr. Lassen Sie nur. Krankheit ist es nicht.“

„Aber woran, um Gottes willen, stirbt er denn —?“

Hildegard kam ganz nahe zur Frau, die Tränen schossen ihr in die Augen. So bitter bereute sie, nicht früher hinaufgekommen zu sein. Da schaute die Frau zum ersten Male auf. Mit harten, müden Augen entgegnete sie kurz: „Woran er stirbt? Daran, daß sein Vater kein Brot hat und ich keine Milch.“

Hildegard schwieg. Eine tiefe Röte stieg ihr langsam in das Gesicht und bedeckte ihre Wangen. Kein Mensch im Hause, — nein, kein einziger Mensch hatte gewußt, wie es um diese armen Leute stand. Und solche Armut gab es hundertfältig. Sie wußte es, aber wie wenig hatte es sich bis jetzt ihrer Phantasie, ihrem Mitleid, ihrer Helfelust aufgedrängt.

Jetzt empfand sie ihr Hiersein als eine bloße Aufdringlichkeit, für die sie hätte um Verzeihung bitten mögen. Denn jetzt konnte sie, die Fremde, Ungebetene, nichts tun —

Da trampelten kleine, unbeholfene Schrittchen die Treppe herauf. Es drückte und kratzte gegen die angelehnte Tür und dann schob sich ein Bübchen von

etwa drei Jahren hindurch; es hatte den geflickten kleinen Kittel voll Sand und kam schweigend auf die Mutter zugetrabt, mit hochgehobenem Gesicht, damit sie ihm dasselbe mit ihrer Schürze abwischen und ihn schneuzen möchte.

Hildegard stand daneben und betrachtete stumm den kleinen, krummbeinigen Kerl mit seinen resoluten Bewegungen. Ihr war das Herz randvoll. Am liebsten hätte sie ihn emporgehoben und an sich gedrückt und geküßt. Aber das wagte sie nicht. Sie strich ihm nur ganz zaghaft mit der Hand durch das blonde Haar.

„Wenn es Ihnen nicht störend ist, — wenn Sie es erlauben wollten, — ich würde den Kleinen so gern mit hinunternehmen. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich mit ihm spielen ließen. — Aber vielleicht wäre Ihnen das nicht recht?" meinte sie stockend.

Die Frau sah sie etwas verwundert an. Sie konnte sichtlich nicht begreifen, warum Hilde für eine so einfache Sache so viele unnütze Worte machte. Sie zuckte die Achseln.

„Wenn's Ihnen Spaß macht, — mir gilt's gleich," versetzte sie mit ihrer tief gleichgültigen Stimme, und dann wischte sie dem Kleinen nochmals über sein Stumpfnäschen; — „geh mit der Dame hinunter, Rupert."

Hildegard nahm ihn an die Hand, während er mit offenem Munde interessiert zu ihr aufsah.

„Ich danke Ihnen. Er soll's so gut haben, daß er gern wiederkommt. Und ich — darf ich auch wieder-

kommen?“ bat Hildegard und reichte der Frau die Hand.

Diese berührte ihre Hand flüchtig und stand jetzt auf.

„Wenn Sie's mögen!“ bemerkte sie noch ebenso verwundert.

Aber dabei arbeitete es in ihrem Gesicht. Sie starrte nach der Wiege hinüber, dann ging sie vor Hildegard her und öffnete ihr die Tür zur Treppe.

Im Moment, wo Hildegard schweigend hinausging, trafen sich beider Blicke. Sie hingen einen Augenblick lang ineinander, und es war, als liebkosten sie schüchtern einander. Hildegards große, warme Augen sagten so beredt: „Ich hab's nicht gewußt! Verzeih es mir! Ich werde dich nie wieder vergessen. Weder dich — noch auch das Elend des Lebens.“

Und die geröteten, müden, leidstumpfen Augen der anderen erwiderten mit stillem Gruß: „Dank dir!“

Ganz langsam ging Hildegard die Holztreppe hinunter, Stufe für Stufe, den Buben an der Hand. Als sie unten im Vorflur an ihrer Wohnung standen, fühlte sie seine kleine, warme Hand in der ihren zucken, — unwillkürlich wollte er den gewohnten Weg in den Hof hinaus nehmen, wo der schöne Sandhaufen lag. Mit einem ernsthaften Blick vergleichender kritischer Musterung schaute er durch die geöffnete Wohnungstür in die sonnbeschienene Stube herein. Aber wie Hildegard einen Augenblick lang in der blanken Küche verschwand und dann mit einem Näpfchen übriggebliebener Bouillon und einem Weißbrot

wiederkam, da folgte er ihr, so rasch er nur konnte, ins Wohnzimmer. Daß das gut schmecken mußte, konnte er dem Näpfchen anmerken; seine kleinen Nasenflügel blähten sich.

Hildegard plauderte mit ihm, setzte ihn an den Eßtisch und hatte herzliches Vergnügen daran, ihn zu füttern. Ihr ging es durch den Kopf, wie sie ihn am öftesten hier unten haben und wie sie der armen Frau am ehesten nützen konnte.

Sie kam sich so unermeßlich, so unstatthaft reich und glücklich gegen sie vor. — Und wie ein Kind, das ungefähr ebensowenig vom wirklichen Leben ahnte, wie der kleine Bube da. — Was Elend hieß, das wußte seine Mutter. Auch was Glück hieß, — — — ein Glück vielleicht, das Hildegard auch kaum ahnte: selbst Leben in die Welt zu setzen. —

Als der Kleine sich gesättigt hatte, schüttelte Hildegard einen alten Kasten mit gläsernen Knöpfen vor ihm aus. Sie zeigte ihm, wie man damit Figuren legen konnte. Von Zeit zu Zeit lauschte sie hinauf, ob es still blieb. —

Da kam ein Schritt. Aber das war unten, jemand öffnete die Flurtür.

Dietrich kam herein. Als sie erschrocken aufsprang, blieb er auf der Schwelle stehen. Er sah, wie plötzlich die Freude in ihren Augen erlosch, wie ihre Bewegungen Bangigkeit ausdrückten. Eine leise Scham stieg in ihm auf. Hildegard konnte so hinreißend sein, wenn sie sich rückhaltlos gehen ließ. Dort am Waldrand hatte es ihn ganz berauscht.

Seine Nähe lähmte diesen vollen Aufschwung ihrer Seele. „Du hast ja ganz neuen Besuch!" bemerkte er etwas befangen.

Sie nickte.

„Von oben. Ich erzähl' dir später —"

„Ich kann mir's denken!" sagte er, ohne sie anzublicken, und setzte sich zum Kinde auf den Stuhlrand. — „Liebst du wie ich solche kleine Rangen —?"

Sie stand ihm gegenüber und antwortete nicht. Er schaute flüchtig auf. Wie blaß sie war! Aber das ging vorüber. Er würde sie ja so sehr lieben, — so sehr, wie er es selbst nie früher für möglich gehalten hatte.

Und mit einer bittenden Bewegung streckte er ihr über den Tisch weg seine Hand hin.

Hildegard kam es dunkel in den Sinn, als ob sie jetzt gleich zwei große, lichtgraue Flügel aufschlagen müßte und sich mit ihnen erheben, — hoch, hoch wie im Traum.

Aber sie fühlte auch dunkel, wie es manchmal im Fiebertraum ist: als ob etwas in ihr hilflos, machtlos mit den Flügeln schlüge, — und man plötzlich nicht mehr weiß, ob man fliegt, — oder fällt —.

Da zog Dietrich das spielende Kind an sich. Er schaute auf Hildegard, fast etwas schüchtern, — und küßte zugleich leise das Kind auf sein blondes Haar.

Und Hildegard legte langsam ihre Hand in die seine.

Über ein Paradies hinweg.



Inkognito

Sie stand fast andächtig still angesichts der hohen Berge, die in das dämmerdunkle Gebirgsörtchen niederschauten, und merkte gar nicht, wie sehr sie im dünnen Sommerumhang fror.

Ihr kleiner Handkoffer lag noch auf dem Rücksitz des Gefährtes; einer hübschen, rundlichen Frau, die eben eilends daherkam, setzte der Kutscher, ohne sich vom Bock zu rühren, weitläufig auseinander, daß man ihm ganz allein diesen Gast verdanke, denn unten in Innsbruck habe die junge Dame nur gesagt: „irgendwohin auf die Berge!" und da habe er sie ins Stubaital zur Schöneberger Wirtin dirigiert.

Die Wirtsfrau nickte ihm nur zu und wies nach der Bierstube, dann bemächtigte sie sich des wenigen Gepäcks und fing an, der Fremden ihre Zimmer anzupreisen. Die allerschönsten ständen leer, — so tief im September käme fast nie mehr jemand hier herauf, sie solle nur nach Belieben wählen, und was die Betten anlangt, so fände man in der Welt keine besseren.

„Und was ist das hier? gehört das auch mit dazu?" unterbrach die Fremde diesen Erguß und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf ein ganz kleines Haus hin, das gerade da, wo sie standen, abseits vom

Hauptgebäude und halb zwischen Bäumen versteckt, hart am Abhang lag.

Was das sei? Nun, das sei das Salettl. Freilich gehöre es mit dazu und zur Sommerszeit sei es stets vergriffen, jetzt koste es nur noch ein paar Gulden den Tag, — ob sie etwa im Salettl wohnen wolle?

Die junge Dame schritt bereits darauf zu und betrachtete es ganz entzückt. Ja, gewiß wolle sie darin wohnen! Wie ein zierliches Spielzeug schaute es mit seiner geschnitzten Holzverkleidung aus einem Gespinst von rotem wildem Wein hervor, — so anheimelnd und apart, als könne es keinerlei Beziehung zu einer gewöhnlichen Gastwirtschaft haben.

Gleich darauf wurde die Resi, eine ganz junge Kellnerin in Tiroler Tracht, mit gefüllten Wasserkrügen und frischer Bettwäsche ins Salettl entsandt. Resi riß die Fensterläden auf und begann die beiden winzigen Gemächer wohnlich herzurichten. Dann brachte sie der Dame das Fremdenbuch und bat sie, an diesem ersten Abend noch drüben auf der allgemeinen Veranda das Nachtmahl einzunehmen, bis hier alles seine rechte Ordnung bekommen hätte.

Die junge Dame öffnete das Fremdenbuch, trug ihren Namen und Heimatsort ein: Anjuta Ssapogina aus St. Petersburg, und machte sich sehr schnell und etwas achtlos zum Speisen fertig. Als sie in ihrer Reisetasche nach dem Etui für Kamm und Bürste suchte, fielen ein paar Bücher, zerlesene Exemplare in broschierten Umschlägen, heraus; sie schob sie ungeduldig beiseite.

„Wenn man nur einmal eine Zeitlang nichts davon zu hören brauchte, — nichts von Büchern und Beruf," dachte sie und unterdrückte einen Seufzer, während sie sich mit dem Kamm durch ihr hinten geknotetes, natürlich gelocktes Haar vom köstlichsten Goldblond fuhr. Sie hatte jetzt für den Augenblick genug davon. Eigentlich war das ja auch keine Erholungsreise, herumzureisen und überall daran denken zu müssen, wo man Gesinnungsgenossen, wo man Mitarbeiterinnen werben könnte. — Nun, hier in diesen prachtvollen Bergen gab's das nicht, — es würde sie keiner darauf anreden. Und da konnte sie sich doch einmal wirklich und wahrhaftig ausruhen, — von all der Hast und Hetze und Arbeit der Wintermonate, in denen sie kaum zu Atem kam.

Langsam ging sie über die dunklen Wiesen der ihr bezeichneten Veranda zu, einem schmalen gedeckten Holzbau gegenüber dem Wirtsgebäude. Die Resi stand gerade hoch oben auf einem Stuhl, um die Hängelampen über den Tischen anzuzünden; und nun goß sie gar aus einer Blechkanne Petroleum nach, in den Behälter der einen bereits brennenden Lampe.

„Sie! Resi! tun Sie's noch einmal, und ich dreh' Ihnen den Hals um! Sie sind ja rein gottverlassen!" rief aus der schon hellerleuchteten Ecke der Veranda ein blonder junger Mann, der ganz allein vor einer Flasche Tiroler Weines dasaß.

Die Resi lachte, stieg flink vom Stuhl und kehrte der eintretenden Anjuta Ssapogina ihr frisches Kindergesicht mit einem schelmischen Augenzwinkern zu, als

wolle sie sagen: „er meint's nicht bös!" Worauf sie begann, ihr diensteifrig die Speiseverhältnisse auseinanderzusetzen, indem nämlich das, was auf der schönverzierten Speisekarte stände, keineswegs vorhanden sei, hingegen gäbe es diverses andre, das sich warm empfehlen lasse. Anjuta hörte sie gern an, denn ihre zutrauliche Art war wie die eines lebhaften Kindes und gefiel ihr, jedoch verständigen konnte sie sich mit Resi nicht, von deren geschwind gesprochenem Dialekt ihr das meiste entging.

Da erhob sich hinter dem Tisch in der Ecke der blonde junge Mann und bot seine Hilfe an; er riet zu einem Stück kalten Gamsbratens und stellte sich Anjuta vor als Erwin von Stein aus Graz.

Resi flog davon, um den Gamsbraten zu holen, und überließ die beiden einzigen Spätherbstgäste der Schöneberger Wirtschaft sich selbst, die Tisch an Tisch dasaßen und die ersten konventionellen Redensarten miteinander austauschten. Anjuta musterte Herrn von Stein genau und fand, daß er noch sehr jung sei, fein und schlank gewachsen, mit festen Schultern, die breiter werden wollten, und daß er in Stirn und Augen einen überraschend schönen, freien Ausdruck besitze. Auf seine Frage, ob sie von Innsbruck heraufkomme, erzählte sie ihm, daß sie eigentlich von dort nach Wien habe weiterfahren sollen, die Berge hätten sie indessen verlockt.

„So gefällt es Ihnen in den Bergen?" fragte er sichtlich erfreut.

„O, die Berge!" sagte sie mit ihrer weichen

Stimme, und die unbestimmte Farbe ihrer Augen schien sich zu verdunkeln, „bisher liebte ich die Ebene, ich komme aus der Ebene. Und sie ist auch schön, da, wo sie grenzenlos ist, oder doch so aussieht. Aber wo Menschen sie betreten, wird sie gleich selbst menschlich, dient ihnen, ist nicht mehr unberührt, unnahbar. Mir kommt es jetzt vor, daß die Berge daher so wirken. Als ob man die Natur selber sieht, die sich so heraushebt aus allem Menschlichen und darauf niederschaut. Wie viele kleine Ansiedlungen auch dazwischen entstehen mögen, sie behält etwas so Uranfängliches.“ Sie brach ab und blickte ihn kopfschüttelnd an. „Ich kann nur auf russisch genau das sagen, was ich meine, das Deutsche ist mir nur angelernt,“ bemerkte sie einfach.

Er schaute mit einem Interesse auf sie, das ihn selber wunderte. Etwas Fremdes und Weibliches an ihr reizte seine Sympathie.

„Ich kann sehr gut verstehen, was Sie meinen,“ versetzte er, und als Resi, welche die Speisen brachte, sich wieder entfernt hatte, fügte er hinzu: „aber in Ihrer Landessprache möchte ich es noch lieber hören und verstehen, es ist so viel Musik darin. Ich kenne sie nicht, doch kannte ich auf der technischen Hochschule einen Studiengenossen, der Russe war und manchmal russisch sprach. Übrigens war das ein seltsamer Mensch, — immer bereit, Unerhörtes zu vollbringen, zur Zeit, wo andere tändeln, und immer im Grübeln über ideale Ziele.“

Anjuta nickte.

„Das machen die Zustände aus vielen von uns. Sie machen Märtyrer und Fanatiker. Die Männer leben nicht für sich, — sie leben über sich hinaus, — wenn sie überhaupt im stande sind, sich zu begeistern," sagte sie, schwieg dann aber unwillig still, indem sie dachte: „man ist doch wirklich wie eine Maschine, die für etwas Bestimmtes aufgezogen wird! Muß ich jetzt selbst von diesen Dingen wieder zu reden anfangen."

„Wie männliche Männer muß das geben. Und solche Männer — wie weibliche Frauen müssen sie ergeben," bemerkte er mit einem Blick der Ehrerbietung auf sie.

„Nein, wahrlich nicht!" dachte Anjuta bei sich, „aus Ekstasen allein entsteht keine Männlichkeit, solche Männer verlernen zu handeln, sie explodieren nur manchmal," aber sie entgegnete nichts.

„Wir kamen später auseinander," nahm Erwin von Stein das Gespräch wieder auf, „ich kam auf die Bauakademie, er ging zur Universität über. Er war wissenschaftlich stark veranlagt — ich gar nicht. Ich habe eigentlich das Baufach gewählt, um doch ein wenig auf dem Boden der Kunst mit meinem Studium zu bleiben — wenn's doch schon ein Erwerbsstudium sein soll."

„Was würden Sie vorziehen?" fragte sie.

„Ich würde vorziehen, frei vom bürgerlichen Beruf der Kunst zu dienen, und zwar der brotlosesten aller Künste: der Lyrik," entgegnete er mit einem Lächeln, das trotzdem gar nicht selbstverspottend, sondern ernst

und treuherzig ausfiel, „und das nannte Ihr Landsmann eine reine Weibersache. Aber ich kann nicht finden, daß viele Frauen dichten können oder dichten sollten: sie sollen vielmehr den Mann zum Dichter machen.“

Auch Anjuta lächelte, sie sah ihn verwundert und aufmerksam an.

„Also dazu meinen Sie, daß die Frauen sich eignen,“ warf sie hin, um ihn ungestört betrachten zu können.

„Ja, natürlich nur die, die Frauen geblieben sind,“ bemerkte er. „Nicht die sogenannten emanzipierten Frauen, Studentinnen und Kämpferinnen für alle möglichen Rechte. Von denen brauchen wir lieber erst gar nicht zu reden, nicht wahr?“

„Ach nein, um Gottes willen lieber nicht!“ fiel sie hastig und mit einem fast erschrockenen Gesicht ein, so daß er lachen mußte. Er sah nur, daß sie dies Gesprächsthema meiden wollte.

„Ich bin wirklich froh, daß wir darin einig sind,“ sagte er voll Sympathie, „denn Sie müssen wissen, in diesem Punkt bin ich geradezu ungerecht. Ich streite nicht aus Prinzip gegen solche Frauen — aus irgend welchen Theorien. Ich habe gar keine Theorien. Über derlei Dinge habe ich wenig nachgedacht — mögen das die Philosophen unter sich ausmachen, nicht wahr? — Aber es ist mein ganz subjektiver Geschmack dawider — so wie es Idiosynkrasien in Bezug auf Katzen oder Spinnen gibt. Lieber noch die indolenteste, unbehilflichste Frau, als

eine solche, die ein Gehirnleben oder ein Berufsleben führt."

Als Anjuta wieder nichts weiter dazu entgegnete, konnte er den Gedanken nicht unterdrücken: „Vielleicht ist sie weniger intelligent, als sie aussieht. Jedenfalls eine von den stillen. Sie gibt ein Wohlgefühl durch ihre Nähe."

Inzwischen hatte sie ihren Teller zurückgeschoben und sich erhoben. „Ich will nun in mein kleines Schloß hinübergehen," sagte sie, „wo es wirklich ganz allerliebst ist. Ach, hätte ich doch schon früher den Weg in die Berge gefunden — mein ältester Bruder wäre mitgekommen. Er würde sich hier immer erholt und ausgeruht haben."

Er war aufgestanden und geleitete sie an den Rand der Veranda.

„War er leidend?" fragte er teilnehmend und blickte in ihr ganz ernst und blaß gewordenes Gesicht.

„Er war lange leidend, ehe er starb," entgegnete sie leise und gab ihm die Hand; „gute Nacht! Ich finde schon über die dunklen Wiesen."

„Gute Nacht!" rief er ihr nach, „die Wiesen sind taunaß und hochhalmig! Ich kann sehen, daß der Tau Sie durchnäßt und Ihr Rocksaum auf ihm nachschleift."

Sie blieb in der Wiese stehen und hob ihren Saum hoch. Und dann eilte sie nach der hellblinkenden kleinen Türöffnung, in die Resi vorsorglich ein Licht gestellt hatte. Innen im Wohnstübchen brannte eine Lampe auf dem Tisch, und in ihrem Schein sah Anjuta

die geschnitzte Holzverkleidung der Wände mit all den Geweihen und ausgestopften Vögeln, die dieselben ringsum schmückten. Das Schlafgemach daneben war nicht viel mehr als ein Alkoven. Aber prachtvoll schimmerte durch dessen einziges breites Fenster das Schneegebirge herüber.

Anjuta packte ihren Handkoffer aus, warf den größten Teil seines Inhaltes in die Schubfächer einer niedrigen Kommode neben ihrem Bett und entkleidete sich. Dabei bemerkte sie, daß ihr Rocksaum nur deshalb auf der Wiese nachgeschleift war, weil er zerrissen niederhing. Zu Hause besorgte die alte Natascha, die ehemals als Wärterin bei ihren Eltern diente, ihr die Näharbeit.

Eine kleine Photographie des verstorbenen Bruders hatte sie auf die Kommode gestellt. Jetzt griff sie noch einmal nach dem schwarzen Lederrähmchen und betrachtete es nachdenklich beim Schein der Kerze.

Ach, wenn er noch lebte, wie viel schöner wäre es dann in der Welt für sie, dachte sie ein wenig traurig. Von klein auf hatte sie ihn so sehr geliebt. Und als sie nach dem Tode der Eltern ganz zu ihm zog, wie gut vertrugen sie sich da stets miteinander! Ihn erfüllte damals schon so ganz seine politisch-literarische Wochenschrift — und er, er erfüllte die kleine Schwester. Damals konnte sie ihm freilich nur in Geringfügigkeiten helfen, bei Druckkorrekturen und Ausgängen. Aber gab sie nicht schließlich voll Freude und Bereitwilligkeit ihre eigenen Pläne auf, wendete sie sich nicht ab vom schon begonnenen Studium der

Naturwissenschaften, um nur für ihn und mit ihm zu arbeiten? Mit welchem Ehrgeiz ließ sie sich von ihm in alles einweihen, vertiefte sie ihre Studien, schrieb sie in sein Blatt die trockensten Berichte und Artikel. Ja, das war eine schöne Zeit gewesen.

Anjuta hatte die Photographie wieder auf ihren Platz gestellt, ging zu Bett und löschte ihr Licht aus. Aber sie konnte nicht einschlafen. Wenn sie doch nur einmal aufhören könnte, mit ihren Gedanken immer um diese Wochenschrift zu kreisen. Natürlich wurde das jetzt immer unmöglicher, seitdem ihr Bruder tot war und sie mit seinem Freund und Genossen, Sergei Wiranoff, als Mitredakteurin fungierte. Seitdem hatte das Journal auch mehr als eine weibliche Mitarbeiterin gewonnen und stand in Wechselbeziehung mit den Frauenbewegungen des Auslandes.

Während ihrer jetzigen Reise lernte Anjuta viele solcher Frauen kennen; sie hatte ihre Vereine besucht und Reden unter ihnen gehalten, die meist über das hinausschossen, was die deutsche Frauenemanzipation sich gestattet. Dabei fand sie aber, daß man gerade den deutschen Frauen am ehesten jede kleinste ihrer Emanzipationen in ihrem äußeren Gebaren ansah. Hätte sonst wohl auch der junge Erwin von Stein mit solcher Ablehnung von ihnen gesprochen? Er ahnte wohl gar nicht, wie äußerlich er urteilte. Aber er war wohl auch einer von denen, die da Angst haben, daß das Weib von heute ihnen über den Kopf wächst — —.

Von Zeit zu Zeit richtete Anjuta sich auf und

lauschte. Wie seltsam war es doch hier des Nachts! In der Wandtäfelung knarrte und huschte es unaufhörlich; zwischen der Holzwand und dem Mauerwerk mochten Wiesel oder Ratten hausen. Draußen sang der Wind ein leises Lied in den Bäumen, die Weinranken flüsterten miteinander, und ein schmaler, flacher Bach, der am kleinen Haus vorüberfloß, mischte sein dumpfes Murmeln dazu.

Man konnte sich recht gut fürchten, hier im Dunkeln allein zu liegen, wenn man nämlich eine von den zarten Prinzessinnen war, die Herr von Stein vorzog, weil sie sich besser andichten ließen, setzte Anjuta in Gedanken hinzu und lachte hinter ihrer Bettdecke. Aber ihr war dennoch nicht froh. Sie lauschte dem Winde und ihre müden abgearbeiteten Gedanken sehnten den Schlaf herbei, einen festen Kleinkinderschlaf, und am liebsten auch einen Traum: dann wollte sie träumen, wie sie beim Schreibtisch ihres Bruders so gern auf der Stuhllehne gehockt und wie er weiterzuschreiben vergessen, weil er ihr über das Haar streichelte —.

* * *

Am nächsten Nachmittag kam Anjuta von einem langen, wundervollen Spaziergang, als sie, eine halbe Stunde vor Schöneberg, dem Herrn von Stein begegnete. Von weitem schon erkannte sie ihn an seiner Tracht, die sie kleidsam fand: wenigstens stand seiner jünglingshaften Gestalt dieses olivenfarbene Lodenwams gut, das ein gleicher Gürtel über den Lenden

schloß und das oben am Hals nur einen feinen weißen Kragenstreifen bloß ließ.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen begegne," sagte er und zog den Hut, „Sie haben sich also ganz allein schon so weit hinausgewagt. Gefällt es Ihnen noch ebenso gut wie gestern in den Bergen?"

„Stündlich mehr," versetzte sie, „ich bin schon seit Stunden herumgestreift. Ich wollte Alpenrosen finden."

„Die Zeit der Alpenrosen ist mit dem Hochsommer vorbei; hier oben ist jetzt überhaupt alles verblüht," bemerkte er, „aber wenn Sie Herbstschmuck für Ihre Stuben wollen, so gestatten Sie mir, Ihnen welchen zu bringen; das ist Buschwerk und stachlicht zu pflücken."

„Gut, bringen Sie es mir," sagte sie freundlich, „ich habe ohnedies mehr um mich und über mich geschaut, als zu meinen Füßen. Bis ins Tal hinein sind die Berge so weiß, so weiß! Der Schnee ist uns ganz nah, nicht wahr?"

„Jetzt um diese Jahreszeit, ja. Jetzt kann er jeden Augenblick auch uns selbst mit einem großen Flockenschneien überfallen, sobald ein paar Wolken die Sonne für uns verfinstern. — Sie sind eigentlich viel zu leicht gekleidet für unsre Berge," fügte er mit einem Blick auf ihren Anzug hinzu.

Anjuta zuckte sorglos die Achseln.

„Ich bleibe ja gar nicht lange. Meine Freunde, mit denen ich reise, können jeden Tag in München oder Wien eintreffen und mir nach Innsbruck Nachricht geben, und dann schließe ich mich ihnen an. In

Innsbruck habe ich mein Hauptgepäck liegen lassen, darunter auch eine lederne Plaidtasche mit meinen warmen Sachen," sagte Anjuta und setzte sich auf ein rasenbewachsenes Felsstück nieder, von dem sich die schönste Aussicht bot, „ich möchte hier ein wenig Rast machen und mich sattsehen."

Der junge Mann nannte ihr die einzelnen Ortschaften und Gebirgszüge, die sich vor ihr ausbreiteten, und zwischendurch fing er an, ihr von diesem Lande zu erzählen, das sie so schnell liebgewonnen hatte. Er schilderte ihr die Schönheit der Berge und Täler weit, weit ringsum, zu Jahreszeiten, in denen jeder Fremdenverkehr fehlt und sie in einsamer Herrlichkeit daliegen. Zu solchen Zeiten hatte er oft Tirol und Kärnten und das Salzkammergut durchstreift. Die Bauernhöfe, in denen er übernachtet, und das Gebirgsleben ihrer Bewohner schilderte er ihr, und den Glanz der schweigenden Bergseen, über die dann kein Dampfboot fährt, sondern man sich mit kleinem Boot hinüberrudern müsse, um weiterzugehen, und den sonderbaren Zauber der Landschaft, wenn im ersten Frühling die Obstblüte aufspringt oder spät im Jahr das letzte Laub fällt.

Anjuta lauschte, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen; sie fand, daß er eigenartig gut zu erzählen wisse, mit einem warmen Stimmenklang, der den Dingen leise beikam und ihnen mehr zu entnehmen schien als nur ihre flachen Umrisse in Worten.

Als er schwieg, hob sie den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht, ob es Ihre Stimme ist oder das,

was Sie sagen, aber ich kann mir jetzt gut vorstellen, daß sich Ihnen die Dinge zu Gedichten formen. Und auch, daß es sehr glücklich machen muß, zu dichten."

„Kommt Ihnen das jetzt erst so vor? Haben Sie es nicht immer empfunden, wenn Sie Dichtungen in sich aufnahmen?" fragte er mit Erstaunen und schien einen Zusatz, der sich ihm auf die Lippen drängte, zu unterdrücken.

Anjuta schüttelte den Kopf.

„Ich habe mich mit Dichtungen wenig abgegeben. Ich weiß von Kunst und Dichtung weniger, als Sie wohl glauben," gestand sie mit dem Freimut der Menschen, die sich einer starken, einseitigen Bildung teilhaftig wissen, und fügte schnell hinzu: „Aber das ist ja ganz uninteressant. Lieber erzählen Sie mir noch mehr in dieser schönen Weise — noch viel."

Er ließ sich in geringer Entfernung von ihr nieder und sagte halblaut, während er seine stahlblauen Augen bittend auf sie heftete: „Wie Sie es wünschen. Aber ich habe die ganze Zeit geredet und Sie gar nicht. Sie haben etwas so Stilles an sich, daß man viel lieber schweigen möchte, um nicht einen Laut, der von Ihnen kommt, unversehens zu verlieren. Sagen Sie mir etwas, erzählen Sie mir, was es auch sei. Gestern abend fingen Sie ein wenig an."

„O wie schade, warum bringen Sie das Gespräch nur darauf!" bemerkte sie bedauernd, „wollen Sie hier, in dieser Gegend, von russischen Männern und russischen Zuständen hören —? Ich bin keine Deutsche,

und es fällt mir schwer, mich in Ihrer Sprache über abstrakte Dinge zu unterhalten. Daher scheine ich Ihnen still. Weil ich nur das Einfachste und Gewöhnlichste bequem erzählen könnte."

„Tun Sie das. Ich möchte so gern wissen, was für Sie etwa das Einfachste und Gewöhnlichste wäre?" meinte er lächelnd, „was fällt Ihnen gerade jetzt zufällig ein? Machen Sie eine Geschichte für mich daraus."

Anjuta blickte in die Landschaft hinaus, die sich unter den Strahlen der tiefer sinkenden Sonne purpurn färbte und einen lichten Abglanz auf sie beide warf. Ihr war leicht und froh zu Mute, auch sie mußte lächeln.

„Was mir jetzt gerade einfällt? Mir fällt ein sonderbares kleines Hüttchen ein, das ich als Kind bewohnte. Mein ‚Salettl' hier in Schöneberg bringt mich darauf. Es stand im Garten, nicht weit vom Gutshaus — meine Eltern waren Gutsbesitzer und besaßen außer mir noch vier Söhne, von denen die drei jüngeren längst im Innern von Rußland ansässig sind. Als meine Brüder größer wurden und das Haus immer voll von allerlei halbwüchsigen Jungens steckte, da hatte mein Vater mir für meine Spiele und Beschäftigungen dies Hüttchen zimmern lassen. Da sah ich nun dem lauten Treiben unserer Jungens nur von ferne zu, und jetzt wünsche ich oft, ich dürfte immer allem Treiben nur so zuschauen. — — Das kleine Häuschen lag hinter lauter hellen Birkenstämmen und war selbst ganz weiß angestrichen, mit grobgemalten Blumen um die Fensterpfosten — —

aber ich verstehe Ihnen das nicht so zu schildern, daß es Ihnen einen lebhaften Begriff von meinem Häuschen und meinem Kinderglück geben könnte," ergänzte Anjuta und sah ihren Begleiter fast schüchtern an. Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, dies zu erzählen.

Der Blick, der den ihren traf, war so ernst und ergeben, daß sie noch verwirrter wurde und sich erhob, um heimzugehen.

Er hatte sie angeschaut, während sie sprach, und bei sich gedacht, diese kleine zierliche Gestalt mit dem Kopf voll blonder Locken gehöre ja auch gar nicht in die laute Welt, sondern in ein ganz leises Glück — in ein solches Glück, wie er es in seine Gedichte zu fassen versuchte.

Er sagte aber nichts und so legten sie den Heimweg einsilbig zurück. Anjuta schaute so ruhig vor sich hin, daß man meinen konnte, sie habe ihren Begleiter neben sich ganz vergessen. Aber doch dachte sie an ihn und hörte ihn sprechen, wie er vorhin zu ihr gesprochen. Und sie sah, als hätte er es ihr erschlossen, hinter die Felsmassen des Gebirges und hinaus in die unendliche Ferne, sie sah die weiten Täler sich dehnen und die einsamen Seen in den grünen Schluchten träumen, und alles unbetreten, unangetastet wie das Paradies. Und in einer inneren Vision sah sie durch diese schweigende Landschaft zwei Menschen dahinschreiten, wie die Menschen des Paradieses, wie die zwei ersten Menschen — einen Mann und ein Weib. So fernab von allem Treiben und

Jagen, von allem Müssen und Mühen, in seliger Zusammengehörigkeit mit sich selbst, allein mit sich selbst — ein Mann und sein Weib — —.

Die Berge, die so hoch waren, nahmen früh die Sonne gefangen. In Schöneberg sank schon die Dämmerung. Anjuta reichte ihrem schweigsamen Begleiter die Hand und ging in ihr Salettl.

Auf dem Tisch der kleinen Wohnstube warteten mehrere Briefe auf sie. Unwillkürlich seufzte sie auf; Zeitungen und Zeitschriften ließ sie sich von Innsbruck nicht nachsenden, aber mit Briefen konnte sie es nicht ebenso halten.

So zündete sie die Lampe an, schloß beide Fenster, um die Abendkälte im Zimmer etwas zu mildern, und dann las sie langsam ihre Briefe durch, einen nach dem andern. Der eine kam von Wiranoff, dem guten, der jetzt allein in Petersburg auf der Redaktion saß und ihre Arbeit mit erledigte. Er schrieb traurig, aber das kam nicht von der Arbeit, sondern weil er ihre Gegenwart entbehrte, das wußte sie wohl. Es gab keinen treuern Freund als Wiranoff, auch das wußte sie. Einen Freund, der sie seit Jahren liebte und darauf wartete, daß sie ihn einmal erhören sollte. Sie hatten ja an der Wochenschrift schon eine gemeinsame Sache, ein gemeinsames Kind: sie gehörten zusammen.

Wie er wohl frieren würde, wenn er hier bei ihr säße, dachte Anjuta und wickelte sich fester in ihr einziges Wolltuch. Wiranoff hatte eine Vorliebe dafür, seinen Paletot anzubehalten, selbst im Hause; manch-

mal hatte er vielleicht keinen Rock darunter angezogen — er war mehr als nachlässig. Man vergaß und verzieh das, wenn man sein begeistertes ehrliches Asketengesicht mit den mageren Backenknochen ansah.

Ihm mußte sie gleich antworten. Der zweite Brief eilte nicht, er war von Ludin, dem Redakteur des literarischen, ziemlich kümmerlichen Teiles der Wochenschrift; auch er befand sich diesen Herbst im Auslande, um neue Beziehungen anzuknüpfen, und sollte sich für die Heimreise mit Anjuta treffen. Aber er brannte offenbar schon jetzt darauf, ihr mündlich alles Neueste mitzuteilen, denn Ludin konnte nicht genug schwatzen. Übrigens eignete er sich gut für seinen Reisezweck, er war eine Art von geselligem Talent.

Anjuta rückte Tintenfaß und Papier heran, stand wieder auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Alle ihre Gedanken waren schon wieder im gewohnten Geleise; Wiranoffs journalistische Fragen und Berichte beschäftigten sie, die verschiedenen wohlbekannten Gesichter sah sie vor sich auftauchen, die Tags über im großen, staubigen Redaktionssaal sie umgaben und Abends im dahinter gelegenen Wohngemach sich um ihren Teetisch drängten. Zum ersten Male jedoch frappierte es sie, warum sie unter so vielen Männern sich niemals so recht in ihrem weiblichen Geschlecht gefühlt habe. Gar mancher unter ihnen hatte ihr geschmeichelt, andere umwarben sie, und alle diese hatten sie in einer guten, ernsten, ehrfürchtigen Weise geliebt, im besten Teil ihrer selbst, in alledem, worin sie selbst sich achten durfte. Aber

dennoch fühlte sie sich nur unter Kameraden und hatte auch eine Heiratsmöglichkeit stets nur unter diesem Gesichtspunkt erwogen.

Plötzlich hielt Anjuta still, wie von ihren eigenen Schritten erschreckt, mit denen sie hart auftretend auf und ab lief. Sie ward sich bewußt, daß sie mit auf dem Rücken verschränkten Armen und tief gerunzelter Stirn umhergegangen war, wie ein grübelnder Feldherr.

Sie ergriff die Lampe und trat vor den ovalen Holzspiegel, der über dem Tisch hing. „Ich werde gewiß früh alt und runzlig werden," dachte sie unwillkürlich, „solche Berufsarbeit macht häßlich, und dann das viele Sitzen. Wenn meine kleine Gestalt nicht schlank bleibt, so ist sie hin. — — Es ist ja aber ein kleines und bescheidenes Opfer, ein bißchen Frauenschönheit für eine große und gute Sache dranzugeben," dachte sie weiter und fühlte eine feine schmerzende Traurigkeit.

Und dann setzte sie still die Lampe nieder und fing an zu schreiben. Doch blieb sie zerstreut, verschrieb sich einigemal und hielt endlich inne.

Wenn es so kalt blieb, was in aller Welt sollte sie dann morgen anziehen? sie hatte noch eine weiße Flanellbluse mit russischer Stickerei auf den Achseln mit, die schön war. Aber der Gürtel war nicht mehr schön, sondern seit längerem durchgerieben. Wenn sie etwas Zeit daran wandte, konnte sie aus einem Stück Flanell einen neuen Gürtel nähen.

Anjuta stand auf und holte ihr Nähzeug herein. Dabei fiel ihr auch der zerrissene Rocksaum ein. Sollte

sie nun, anstatt ihren Brief zu schreiben, über diesen Dingen sitzen? Wollte sie sich etwa zum ersten Male in ihrem Leben mit vollem Bewußtsein für jemanden schmücken?

Nein, das wollte sie damit dennoch nicht tun. Nicht sich schmücken. Sie schaute starr ins Licht und fühlte ein Brennen in den Augen, wie wenn sie weinen wollten.

Nicht sich schmücken. Eher etwas verdecken — etwas verhüllen. Und vielleicht am meisten gerade das, worauf sie bisher am stolzesten war.

Und Anjuta saß und fror und nähte bis tief in die Nacht.

* * *

Einige herumziehende Sänger und Zitherspieler, die von einem Volksfest in Mieders kamen, rasteten am folgenden Mittag in Schöneberg. Als die Resi das Essen ins Salettl herüberbrachte, erzählte sie Wunderdinge von ihnen und suchte ihre russische Dame zu bereden, sich die Sache einmal anzusehen. Aber Anjuta hatte keine Lust dazu; draußen wehte ein starker Wind und der Himmel verfinsterte sich immer mehr, sie mußte den Tisch, an dem sie heute gewissenhaft Briefe schrieb, ganz nahe ans Fenster rücken, um etwas Tageslicht zu haben.

Noch war sie mit dem Schreiben nicht zu Ende gekommen, als ein dunkler großer Schatten über ihre Papiere fiel und sie vor dem Fensterrahmen Erwin von Steins Lodenwams auftauchen sah. Er grüßte

und hob erklärend die Hand empor, in der er einen Strauß von großen Farnen, roten Berberitzen, Hagebutten und Ebereschen trug.

Anjuta stand auf und öffnete ihm die Tür. „Das ist ja freundlich von Ihnen!“ sagte sie und nahm ihm die frischen Herbstzweige und Farnblätter ab.

„Ich komme nicht nur deswegen,“ entgegnete er eintretend und etwas befangen, „ich wollte Ihnen zugleich mitteilen, daß ich noch heute abend oder auch morgen ganz früh nach Innsbruck hinuntergehe, um Ihnen Ihre lederne Plaidtasche mit Ihren warmen Sachen heraufzuholen.“

„Aber das ist ja gar nicht nötig!“ rief sie erfreut, „auch könnte ich mir das alles schicken lassen, wenn es sein muß. Denken Sie nur den langen, langen Weg mit dem Wagen, der hier heraufführt.“

Er schüttelte den Kopf.

„Es gibt einen viel kürzeren, den Sie nur nicht kannten, als Sie herkamen. Kaum eine Viertelstunde weit liegt unter uns die kleine Eisenbahnstation Patsch, von da aus erreicht man Innsbruck aufs schnellste mit der Bahn. Wer sollte Ihnen wohl herschicken, was im Bahnhofdepot liegt? Und — — ich möchte so gern irgend etwas tun dürfen, was Ihnen nützt oder dient.“

Sie antwortete nicht gleich und hantierte mit den Zweigen. Er sah sich inzwischen aufmerksam in der kleinen holzgetäfelten Wohnstube um, als suche er etwas.

„Wie töricht kann man doch sein,“ bemerkte er nach kurzer Pause, „ich bin vor Ihrer Ankunft mehrere-

male hier gewesen und habe das kleine Salettl durchs Fenster betrachtet und mir vorgestellt, wie behaglich es sich einrichten ließe. Und nun war mir, als müsse es gerade so eingerichtet sein, nur weil Sie darin wohnen. Das ist doch töricht, nicht wahr? Dazu vergesse ich auch noch ganz, daß Sie fast ohne Gepäck hier angekommen sind."

Unwillkürlich ließ Anjuta ihrerseits einen Blick durch das Gemach mit den vielen Geweihen, ausgestopften Vögeln und Schnitzereien an der Wand gleiten, worin nichts ihre Anwesenheit bekundete als der mit Papieren bedeckte Tisch und ein Paar Handschuhe, die vergessen auf einem Stuhl herumlagen. Es gab schon dies oder das in ihrem Koffer, womit sie es ein wenig wohnlicher hätte machen können, aber es hatte sie gar nicht danach verlangt.

„Vielleicht liegt es weniger am mangelnden Gepäck als daran, daß ich kein besonderes Talent zum Einrichten von Zimmern habe," sagte sie aufrichtig.

„Das glauben Sie selbst nicht!" meinte er, „wo eine Frau wohnt, da schmiegen und fügen sich die Dinge nach ihrem Wesen, als ob sie Leben erhielten, um die Melodie ihres Wesens wiederzutönen. Ich würde Ihnen das wohl beweisen können, ganz ohne Worte, durch einen einfachen Hinweis, wenn ich Sie zu Hause, in Ihrem Heim sehen dürfte. — — Ich werde es Ihnen aber sogar jetzt gleich an einer geringeren Sache beweisen."

Anjuta hatte eine verstaubte grüngläserne Vase, mit goldenen und roten Blumen darauf, aus der

Ecke der andern Fensterbank hervorgeholt und füllte sie mit Wasser.

„Nun?" fragte sie neugierig, und dachte bei sich mit einem drückenden Gefühl: „wie gut, daß er mich nicht bei mir zu Hause sieht!"

Er war dicht zu ihr getreten und hob ein paar der lose durcheinander geworfenen Farne und Zweige vom Tisch.

„Nichts weiter!" sagte er lächelnd, „ich will nur zusehen, wenn Sie das hier aneinander fügen und ordnen, und welche Sie herauslassen und wo im Zimmer Sie sie verwenden. Manche davon brauchen nicht notwendig Wasser. — — Jeder aber wird von seinem Platz, von Ihrer Hand berührt, auch von Ihnen und Ihrem Wesen und Walten etwas verraten."

Anjuta errötete über das ganze Gesicht. Sie hatte sich nie mit Ordnen von Blumen abgegeben und den ganzen Strauß zusammengeballt ins Wasser stecken wollen.

„Warum legen Sie gerade mir alle diese Eigenschaften unter, die manchen Frauen besonders zukommen mögen?" äußerte sie verlegen. „Sie wissen ja nicht —"

„Weil Sie für mich der Inbegriff einer Frau — der Frau in ihrer feinsten Stille und Einfachheit sind," unterbrach er sie halblaut und leidenschaftlich.

Die Zweige zitterten in Anjutas Hand. Sie sah nur undeutlich die roten Berberitzen zwischen den grünen Farnen glühen, ihr Herz schlug weh und heftig, und ein sonderbares, angstvolles Gefühl kam

über sie, als handle es sich nicht um solche geringfügige Handleistung, sondern als stehe sie da mit den Händen voll schwerer, duftender Rosen und verstehe nicht, sie zum Kranze für sich zu flechten.

Sie wußte nicht, wie schön diese scheue Beklommenheit sie in den Augen dessen erscheinen ließ, der neben ihr am Tische stand und sie zaghaft anblickte. Sie wußte nicht, daß sie in diesem Augenblick so jung und lieb aussah, wie sie ja in Wirklichkeit noch war, trotz Berufsernst und Lebensarbeit — ein junges, errötendes Mädchen neben einem jungen Mann.

Im Zimmer wurde es noch dunkler als vorher. Ein Windstoß sauste an den Fenstern vorbei und gleichzeitig fielen große, weiße Schneeflocken vor den Scheiben nieder und lösten sich noch im Fall in sprühende Tropfen auf.

Vom Wirtshaus her erscholl der Klang der Zither; bald laut, bald leiser trug der Wind verlorene Töne zu den beiden hinüber in das stille Gemach.

Anjuta hatte die Zweige auf den Tisch zurückfallen lassen und die Augen geschlossen wie vor einem Licht, in das sie nicht zu sehen wagte. Sie fühlte nur noch, wie zwei leise Hände ihr Antlitz ganz sanft umfaßten und emporhoben — — und dann — dann wollte sie nichts mehr wissen, nichts mehr empfinden, als nur, daß er sie küßte — daß er sie wachküßte.

— — — — — — — — — — —

Schnee und Sturm trieben ihr Wesen ums Häuschen den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch und Resi war überzeugt, daß ihre russische Dame

sich diesmal doch da draußen allein gefürchtet hatte, denn als sie ihr das zweite Frühstück zutrug, stand das erste noch unberührt auf dem Tisch neben der grünen Vase mit Berberitzenzweigen, und Anjuta selbst war erst im Begriff aufzustehen.

Sie sah blaß aus, aber das käme nicht von Sturm und Furcht, sagte sie lächelnd zu Resi, und schaute voll jubelndem Entzücken hinaus in die zart überschneite Landschaft, die im Glanz der vereinzelten zaghaften Sonnenstrahlen vor ihren Fenstern dalag. „Mein Paradies!" dachte sie wieder, und nie noch in ihrem Leben schien ihr eine so unendliche Schönheit über die Dinge ausgegossen wie heute — als sei ein ganz neuer Lebensmorgen hereingebrochen für alle Dinge und als seien sie alle in geheimem Bunde mit ihrer eigenen Stimmung. Was sie ansah, schien ihr schön zu werden, und das geringste Geschehen schmiegte sich ihr zu Füßen, wie im Paradiese sich Pflanzen und Tiere voll Frieden um den Menschen geschart und bei ihm geruht haben.

Die Sonne zerriß mit goldenen Pfeilen die letzten Wolken und leuchtete hoch über den äußersten Bergspitzen und dann wurde ihr Schein wieder bleicher und der erste Nebel wob sich leise und silberblau um das ferne Gebirge. Anjuta harrte und träumte immer noch vor ihrem Fenster, denn jetzt war die Stunde schon ganz, ganz nah, wo in der kleinen Eisenbahnstation Patsch der Zug einlaufen mußte und sie nicht länger allein sein mußte. Allein konnte sie nichts tun noch unternehmen, allein war ihr ganzes

Wesen nur ein lauschendes Erwarten und Aufnehmen. Es kam ihr vor, als sei sie nicht mehr hier im fremden Salettl, sondern zurückversetzt in das kleine Gartenhaus auf dem elterlichen Gute und noch ein Kind, durch dessen Tür das Leben erst eintreten soll — das junge, anfängliche, unbeschwerte Leben, mit Liedern auf den Lippen und Blumen im Haar.

War es denn nicht eigentlich so? Was hatte sie denn seither erlebt, das tief an ihr Inneres gerührt hätte? Es fiel ihr mit einem Lächeln ein, was sie jahrelang für ihren schwersten Kampf und für eine Art von Opfer gehalten hatte: daß sie damals ihrem selbstgewählten Studium der Naturwissenschaften entsagte, um ihrem Bruder zu helfen. Ein Studium für das andere — weiter doch nichts! War es nicht ganz gleichgültig, welches es schließlich wurde? Wie konnte sie sich nur einbilden, daß daran das Geringste lag?

Nein, nichts lag daran, und nichts anderes wurde daraus, als wieder nur Bücher, und Büchermenschen, und Papiere, und Gedanken über Papiere — —.

Die Spannung in Anjuta steigerte sich bis zum Schmerz. Die Schatten der Bäume vor dem Haus wurden länger, die Sonne stand tief in einem Ausschnitt der gegenüberliegenden Berge. Warum kam er noch immer nicht? Er mußte den Zug versäumt haben — aber warum tat er das? Warum tat er ihr das an?

Es konnte auch irgend etwas anderes sein, Bekannte mochten ihn in Innsbruck zurückhalten, oder eine unvorhergesehene Besorgung. Jedenfalls kam er

bald — was sollte ihm auch wohl zwischen Innsbruck und Patsch besonderes zustoßen?

Ihre Unruhe war töricht, sie redete sie sich selber aus, aber der inneren Unruhe vermochte sie nicht länger zu gebieten, die nur allerlei äußere Auswege suchte. Nicht daß ihm etwas zustieß, fürchtete sie im Grunde, und nicht die Entfernung von Innsbruck bis hierher.

Nein, nur daß sie von ihm losgerissen werden könnte, auch wenn er jetzt gleich in die Stube träte — sie fürchtete die uneingestandene Entfernung zwischen ihm und ihr, von der er nichts wußte, von der er keine Ahnung besaß.

Ließ es sich denn ändern, daß sie war, die sie eben war? Eine jener Frauen, welche er mied und welche ihn drückten. Er liebte sie ganz naiv und treuherzig — weil sie keinen Kneifer trug und kein kurzes Haar, daher hatte er nicht den geringsten Verdacht. Sie träumte jetzt ein Märchen — ja, das war es: ein Märchen, als ob sie im Paradiese sei, aber aus dem Paradiese mußte die Erkenntnis sie beide rasch vertreiben.

Eine unsinnige Angst befiel Anjuta. Die Stunden schlichen und brachten ihn nicht zurück. Sie starrte in den Abend hinaus und es kam ihr vor, als müßte sie sich auf die Kniee werfen und beten. Ja, als müßte sie beten wie um Loslösung und Errettung von einer Schuld, um ein Wunder, das sie zurückkehren ließe in die Tage ihrer ahnungslosen Kindheit und ersten Mädchenzeit. Sie wütete mit solchen angstvollen Wünschen an gegen ihr reines, tapferes

und tüchtiges Leben — nur weil es sich selbständig und hart ausgewachsen hatte und sich nicht einfügen ließ in diesen blühenden Garten von Lyrik und Liebe.

Sie war am Stuhl niedergesunken und hatte ihr Gesicht in die Hände gedrückt. Jetzt erhob sie sich und erschrak fast über sich selbst. Ihr hätte nicht schwerer und beklommener zu Mute sein können, wenn sie wirklich wie eine Schuldige vor einem Richter stände. Vor dem ersten Mann, den sie liebte, schämte sie sich all dessen, was nicht des Weibes war, beinahe ebenso tief, wie ein Mädchen sich seiner verlorenen Reinheit schämt. Sie hätte einen Mantel um sich hüllen mögen, einen weißgoldenen Mantel, der sie ganz bedeckte und auf immer unkenntlich machte in ihrer ganzen Vergangenheit für den Mann ihrer Liebe und Sehnsucht.

Anjuta schlug ein Tuch um die Schultern und ging hinaus. Dort, unweit ihrer Tür, schlängelte sich der schmale weiße Kiespfad steil nach Patsch hinunter, den Erwin heute in aller Frühe, ein Stück von ihr begleitet, abwärts gegangen war. Heute nacht, mit dem letzten Zuge, mußte er ja kommen! Er würde sie doch nicht in ihrer Angst und Ungewißheit allein lassen.

Sie hielt es nicht länger aus und lief mehr als sie ging, den steilen Weg in die Tiefe. Ein paarmal strauchelte sie, das Buschwerk zu beiden Seiten hielt sie neckend am Kleide fest, und die Dämmerung um sie wurde dichter. Dann kamen Stufen, unebene, in Felsen und steinige Erde gehauene Stufen und endlich schimmerten ihr die Bahnlichter der Station entgegen.

Erhitzt und zitternd von ihrer Anstrengung kam

Anjuta unten an. Sie wollte sich in eine dunkle Laube setzen, die am kleinen Stationsgebäude stand, als gerade ein Zug von Innsbruck her einfuhr. Vielleicht kam er aber auch gar nicht von Innsbruck, sie wußte es nicht mehr, sie stand nur still und blickte auf die sich rasch öffnenden Waggontüren.

Und da tat ihr Herz einen mächtigen Schlag und schien still zu stehen. Auf dem erleuchteten Bahndamm erkannte sie deutlich ihre lederne Plaidtasche. Von der Tasche irrte ihr Blick aufwärts und schon wollte sie vorausstürzen, da zögerte ihr Fuß. Der Mann, der die Tasche trug, war ganz in einen großen Mantel gehüllt, aber wenn das Erwin war, so müßte er sich seltsam verändert haben.

Es war nicht Erwin. Sie machte ihm einige Schritte entgegen und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an wie ein Gespenst.

„— Ludin!" schrie sie auf.

„Ach was, ist es die Möglichkeit! Sie sind hier, Anjuta? Wieso denn? Da sehen Sie, ich bringe Ihnen Ihre Sachen, Herr von Stein hat mir diesen Auftrag gegeben," sagte der Russe.

„Herr von Stein —," murmelte sie geistesabwesend.

„Ja. Ich traf ihn mit Ihrer Tasche in der Hand nämlich, gerade als ich vom Postamt Ihre Adresse geholt hatte. Nun, da sprachen wir uns an, natürlich. Ich habe ihn wirklich gern, den Herrn von Stein. Famoser Gesellschafter, was? Aber gehen wir jetzt hier zu Fuß hinauf?"

„Warten Sie ein wenig. Nicht gleich. Wir können

uns in diese Laube dort setzen, Ludin. Ich bin sehr müde," sagte Anjuta mit Anstrengung und schritt langsam auf die Laube zu. „Warum kam denn er — warum kam Herr von Stein nicht mit?"

„Warum er nicht mitkam?" Ludin schob die schwere Plaidtasche auf die Bank in der Laube hinauf, „ja, wie soll ich denn das wissen? Was? Er schien gar keine Eile zu haben. Die Sachen brachte ich Ihnen ja nun."

„Haben Sie einander denn länger gesprochen?" fragte Anjuta leise, scheu.

„Ja, gewiß haben wir das. Eine Flasche Wein haben wir zusammen ausgetrunken. Er war von Anfang an so entgegenkommend, wirklich beinahe herzlich, der Herr von Stein. So sind wohl die Leute hier zu Lande, was? Ich war ihm aber auch ganz interessant, selbstredend. Stellen Sie sich nur vor, was ich ihm alles erzählen konnte, nicht wahr?"

„Was denn — erzählen?" fragte Anjuta noch leiser und in der dunkeln Laube schloß sie die Augen und drückte sich die Nägel in die eigenen Hände — „was haben Sie ihm denn nur erzählt, Ludin?"

„Nun, von unserer Wochenschrift und von Wiranoff und von Ihnen — ja, ganz besonders von Ihnen, davon wollte er auch natürlich das meiste wissen. Und Sie können sich doch denken, wie ich Sie herausgestrichen habe, Anjuta! Unsere erste — unsere Redakteurin, hab' ich gesagt — und Artikel schreibt sie —. Aber sollen wir immer noch hier sitzen bleiben, wie? Könnten wir jetzt vielleicht gehen?"

Sie nickte leise und schwer, wie in tiefem Traum, vor sich hin.

„Jetzt können wir gehen," wiederholte sie apathisch.

* * *

Ein kleiner Handkarren mit Anjutas Gepäck stand neben dem Bahndamm von Patsch, und Resi, die ihn in aller Frühe selbst hinuntergefahren hatte, lud die paar Sachen ab und schüttelte ein übers anderemal Anjuta treuherzig zum Abschied die Hand, ehe sie sich entschloß, wieder nach Schöneberg aufwärts zu wandern, wo ihre Wirtsfrau sie ungeduldig erwartete. Und was sie nur dem russischen Herrn sagen solle, meinte sie mit verhaltenem Lachen, wenn der aufwacht und die Dame ist über Nacht verschwunden, für die er gestern abend angereist ist —.

„Er schläft noch lang, Resi, und dann kommt er schon nach Innsbruck nach," entgegnete Anjuta und nickte ihr nochmals zu.

Ja, nachkommen würde er freilich gleich, voll Verwunderung und neu angebohrter Redseligkeit — aber doch wenigstens nicht gleich dabei sein. Nein, nur das nicht! Nur gleich dabei sein sollte er nicht!

Die kleine Station lag in hellstrahlendem Morgensonnenschein da, ein paar Hühner pickten neben der Laube im kurzen, versengten Rasen. Anjuta ging ins Haus, bestellte sich ein Glas Wein, um in der Laube draußen sitzen zu können, und setzte sich dann wartend, mit niederhängenden, gefalteten Händen an den

Holztisch hin. Ihr Zug kam noch lange nicht, sie war nur vor Ludin so früh geflohen. Und es blieb sicher auch ganz gleich, wo sie war — es blieb sich alles gleich, bis sich in Innsbruck ihr Schicksal entschied.

Oder war das doch nur eine letzte Täuschung? Hatte es sich denn nicht schon entschieden? Gestern abend, bei der Flasche Wein, die beide da unten im Hotel zusammen ausgetrunken hatten —.

Sie konnte es nicht ertragen, sich in Erwins Empfindungen dabei hineinzudenken. Ihr wurde dann, als risse ihr jemand das Kleid vom Leibe und stelle sie irgendwo an den Pranger —. An einen Pranger errichtet von Lob — das war der schlimmste Pranger.

Und dann mochte dem Zuhörenden die Scham in die Wangen gestiegen sein — Scham darüber, daß er sich so düpieren ließ: hatte sie doch stillschweigend seine Ansichten gutgeheißen — und vielleicht hinter seinem Rücken über ihn gelacht? Hatte sie ihn doch so gern von seinen Phantasien und Träumen zu sich reden lassen — um vielleicht heimlich ihre eigene Überlegenheit ihn nicht so fühlen zu lassen?

Anjuta stöhnte leise auf — das war fast unerträglich. Und es würde jetzt auch unerträglich sein, einander wiederzufinden —. Oder gab es doch eine Brücke, ein Verstehen, ein Einswerden —? dachte sie in einer plötzlichen, stürmischen Hoffnung. Wenn sie wissen könnte, wie jetzt seine Grundstimmung war — ob sie zornig war oder traurig.

Ein anfahrender Zug weckte sie für einen Augen-

blick aus ihren Gedanken. Aber es war nicht der ihre, sie fuhr nach der entgegengesetzten Seite.

Da, als sie sich wieder gegen die Laubwand zurückgelehnt, sah sie am kleinen Wege, der von Patsch aufwärts führte, keine fünf Schritte vor ihr, im Schatten der Bäume einen Mann lehnen.

Er war wohl eben erst angekommen. Aber sie hatte die wunderliche Empfindung, als müsse er schon lange da so stehen und am Baume lehnen — schon lange.

So gar keine Eile lag in seiner Haltung, er stand unschlüssig, müßig und stocherte mit dem Stock im Rasen.

Das war Erwin.

Er hatte ihr sein Gesicht halb zugekehrt, doch erwartete er sie ja nicht hier zu finden und das Weinlaub der Laube schützte sie auch hinlänglich vor seinen Blicken.

Schweigend sah sie ihn an, und ihre Lippen bewegten sich leise.

Nein, zornig sah er nicht aus. Auch traurig nicht. Er sah mißmutig aus.

Mißmutig wie jemand, dem etwas Peinliches und Widerwärtiges bevorsteht, etwas, wozu er sich zwingen muß, und der nun dasteht und zaudert.

Jetzt löste er sich langsam vom Stamme des Baumes, an dem er gelehnt, zog seine Uhr, und schlenderte dann mit zögerndem Schritt eine kurze Strecke aufwärts, bis er hinter einer schroffen Biegung des Bergpfades verschwand.

Anjuta regte sich nicht. Sie saß noch immer ganz still mit gefalteten Händen und die Sonne schien blinkend

durch die Weinranken zu ihr herein, und die Hühner scharrten und pickten auf dem Rasen neben der Laube.

Die fiebernde Unrast war jäh in ihr erloschen. Um ihren Mund grub sich ein feiner, hochmütiger Zug ein, der sie älter machte, und alle ihre Gedanken richtete sie wie Soldaten auf, die sie wehrhaft umgeben sollten gegen den Überfall irgend einer erneuten plötzlichen Schwäche. Sie konnte geliebt sein um ihrer selbst willen und ohne sich darum zu bangen, ob sie auch alle Tugenden eines nichtssagenden kleinen Mädchens besaß. Sie wurde geliebt und ehrfürchtig auf Händen getragen um höherer Tugenden willen!

Schon wollte sie aufstehen und auf den Bahndamm hinaustreten, wo schon näher und näher ihr Zug heranbrauste, der endlich kam, um sie von hier fortzuführen in eine ihrer würdigere Existenz, in eine Existenz der Arbeit und Tüchtigkeit und Kraft — ins Leben daheim.

Da traf sie unvermittelt ein heißer Sonnenstrahl durch eine Lücke im Weinlaub, das der Herbst leise gelichtet hatte, und der Strahl glitt mit zitterndem Licht über ihr Antlitz und über ihren Hals hin und küßte sie glühend — glühend in den Nacken —.

Nur wenige Passagiere entstiegen den Waggons. Ein Tiroler Bauer mit seinem Buben, der einen schweren grünen Rucksack über den Schultern trug, ging an der Laube vorbei ins Stationsgebäude.

Anjuta merkte es nicht. Sie hatte das Tuch vom Nacken gerissen und den Kopf tief gebückt — — —.



Ein Todesfall

Esther stieg die teppichbelegte Haustreppe hinauf, wo gerade das Gas angezündet wurde, schloß im ersten Stock ihre Wohnungstür auf und trat in den noch nicht erleuchteten Flur. Während sie ihren regenfeuchten Herbstmantel ablegte, lauschte sie nach dem anstoßenden Kinderzimmer. Dann erst öffnete sie leise und ging hinein.

Dort lagen die kleinen Zwillinge friedlich schlummernd, Wiege an Wiege; das kleine Mädchen hatte eine Faust vor den Mund geschoben, der Bub runzelte die Stirn und schaute im Schlaf voll Wichtigkeit drein. Am Fenster saß die alte Wärterin, die Esthers Pflegeeltern ihr aus der Provinz zugeschickt hatten, in ihrer netten weißen Kopfhaube da und strickte im Zwielicht.

Mit einem Lächeln um Mund und Augen, das den Anblick lang überdauerte, zog sich Esther geräuschlos in ein Gemach neben der Eßstube zurück, das nach vorn, auf eine der breitesten, lautesten Straßen der Hauptstadt hinausging. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, eine hübsche alte Messinglampe brannte über einem runden Ecktisch, und im ruhigen Schein, den sie über die feingetönte, glanzlos graubraune Tapete ausstrahlen ließ, hob sich von der Mittelwand hell und weiß und überraschend schön

ein Marmorrelief in schlichter Holzumrahmung ab, das zwei Arbeiter mit halbentblößten Oberkörpern in voller Tätigkeit vor dem Schmiedefeuer darstellte.

Esther setzte sich an den Tisch zur Lampe und fing an zu nähen. Aber schon nach wenigen Minuten hörte sie wieder auf; es war nichts Notwendiges, was sie da nähte, und so gern hätte sie etwas Notwendiges getan.

Sie dachte: gut war es doch eigentlich in den früheren Zeiten gewesen, wo ein Hauswesen noch einem kleinen Königreich glich, das jegliches noch aus sich selbst heraus erzeugen und beschaffen mußte, und wo die Frau mit ihren Mägden spann und webte und mit dem Gesinde in groß angelegter Tätigkeit alles zu stande brachte, was das Leben erfordert. Aber heutzutage und besonders in solcher Großstadt! Hier hatte man auch alles gar zu vorschriftsmäßig bequem, und an jeder Straßenecke konnte man haben, was man gerade wollte.

Unwillkürlich stand Esther auf und hob ihre beiden Arme tiefatmend über sich, so daß sie plötzlich fast zu hoch erschien für dieses kleine Gemach und in ihrer kraftvollen, müßigen Haltung voll von einer so edlen Plastik der Linien, wie wenn sie hier einem unsichtbaren Künstler zu einer jungen Juno Modell stünde.

Seitdem sie die Zwillinge nicht mehr trug und jetzt auch fast nicht mehr säugte, kam es ihr vor, als ob sie etwas Nutzbringendes tun müsse, — als ob eine lange, köstliche Ferienzeit vorüber sei, in der sie nichts zu tun brauchte, weil das allgewaltige, das

wundergewaltige Leben in ihr, mit ihr tat, was ihm beliebte.

Das feine Lächeln in ihren dunkeln Augen vertiefte sich, als schaute sie mit einem Lächeln tief in sich selbst hinein. Bei den Zwillingen würde es ja nicht bleiben! Sie würde einst ihre große, lichte Kinderstube — die allerschönste Stube des Hauses — mit lieben Kindern, mit Buben und Mädchen voll haben —.

Unten klappte das Haustor dröhnend ins Schloß, man hörte rasche, laute Schritte die Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgehen. Esther ließ die Arme sinken und kam ihrem Manne in den Flur entgegen, wo er, noch ehe er die Tür hinter sich zuzog, ihr seinen vom Herbstreif nassen Bart auf Hand und Lippen drückte.

„Du kommst ganz zur rechten Zeit," bemerkte sie, sich heiter dagegen wehrend, „ich wußte eben einen Moment lang nicht, was ich mit mir selber anfangen sollte."

„Etwas, was mir leider kaum passieren kann," entgegnete er, „ich komme von den neuen Bauten wie gehetzt nach Hause; bin schon froh, wenn ich mich nicht gleich wieder zu rühren brauche. Übrigens habe ich dir etwas mitgebracht, was dich außerordentlich interessieren wird," fügte er hinzu, in das kleine Gemach zur Hängelampe tretend, und zog einen Packen Zeitungsblätter aus seinem Rocke.

„Was ist es?" fragte sie und griff nach dem Packen.

„Du weißt, kürzlich sind in Paris in einer Separatausstellung junger Maler und Radierer Eberharts Reproduktionen von Werken seines Vaters und außer-

dem auch seine Radierung ‚Einsame Fahrt‘ ausgestellt gewesen?“

Esther entfaltete die Blätter mit verwandeltem, ernstem, bewegtem Gesicht.

„Ja, ich weiß! und hier steht etwas darüber?“ fragte sie hastig, aber gleich darauf legte sie die Zeitungen wieder auf den Tisch zurück. „Nicht jetzt. Ich will es lieber später in Ruhe lesen, — später, wenn wir gegessen haben,“ bemerkte sie und steckte ihre Hand unter seinen Arm, „du mußt ja müde und hungrig sein. Es ist auch schon aufgetragen, — komm nur.“

„Ich warte auch gern, wenn dir daran liegt, es gleich zu lesen, Esther,“ sagte er liebenswürdig und folgte ihr ins Eßzimmer, „— es ist in der Tat interessant, — und es könnte Eberhart in seiner Einsamkeit und Kränklichkeit da unten an der Riviera ordentlich frischen Lebensmut geben, meine ich.“

Sie setzte sich, ohne gleich zu antworten, am Tisch ihm gegenüber und ihre Augen gingen über die Speisen hin, ob auch nichts fehle, und ihre Hände bedienten ihn in ruhiger, freundlicher Aufmerksamkeit. Aber ihre Gedanken weilten noch bei dem begonnenen Gespräch, denn nach einer Pause sagte sie: „Glaubst du nicht auch, Georg, jetzt wird er nicht mehr so an sich zweifeln dürfen. Er wird sich gestehen können: der Vater ist groß als Bildhauer, — aber auch ich kann Großes leisten, sobald ich nur ernstlich will, wenn auch nur als Radierer.“

„Warum nennst du das: wenn auch nur als

Radierer?" fragte ihr Mann erstaunt. „Meinst du etwa, dein Pflegevater sei mehr als der Sohn, nur weil er Bildhauer ist?"

„Nein. Aber es ist ihm ja doch als das Höchste erschienen, zu können, was der Vater konnte," erwiderte Esther, „er sollte ja auch Bildhauer werden und wollte es. Und was tat er denn später als Radierer? Er radierte, was der Vater schuf, und half so, dessen Ruhm zu verbreiten. Das ist auch so natürlich. Du weißt nicht, wie das gewesen ist von allem Anfang an. Als du in die Nähe unseres Landhauses kamst, wie die großen Fabriken da draußen gebaut wurden, das war ja schon um die Zeit von Eberharts Erkrankung und Abreise."

„Ich habe immerhin auch früher schon deinen Pflegevater in seinem Atelier in der Stadt besucht," bemerkte ihr Mann und schenkte sich sein Glas mit Rotwein voll, „und gewisse Konflikte und Gegensätze liegen gleich für jeden auf der Hand. Eberhart, mit allen seinen Zweifeln und künstlerischen Irrungen, — soweit ich mir ihn vorstellen kann, — ist eben ein moderner Mensch. Dein Pflegevater, bei all seiner wahrhaft großen Künstlergröße — vielleicht nicht."

„O!" machte Esther langsam und lehnte sich in ihren Stuhl zurück. „So kann man nicht über jemanden wie Vater urteilen. So unendlich gut und verständnisvoll war er für Eberhart, er war immer die verkörperte Liebe für ihn. Und nie hielt er ihn oder zwang er ihn; wie früh ließ er ihn schon fortreisen, sobald es ihn forttrieb ruhelos, obgleich es

sich damals schwer, nur mit Opfern, ermöglichen ließ. Wie lange war Ebert in Paris. Aber er gestand selbst ein, daß er auch dort nicht schaffen konnte, daß er nur herumstand und: ‚an der Laterne lehnte‘. So zog es ihn wieder heimwärts, und daheim litt er, weil er so sehr bewundern mußte, was er selbst nicht zu leisten vermochte."

Der Architekt stand auf und zündete sich seine Zigarre an.

„Armer, kranker Kerl!" sagte er. „Aber einer, in dem es drin steckte, glaube ich. So mancher geht zu Grunde, — aber das sind nicht immer die Schlechtesten. Alles in allem: man muß höllisch dafür sorgen, daß man oben bleibt."

Er küßte Esther auf die Stirn und ging ins kleine Wohngemach hinüber. Sie erhob sich, läutete dem Mädchen und folgte ihm dann an den Tisch unter der Hängelampe, auf dem noch die Zeitungen zerstreut lagen.

Esther entfaltete sie langsam, eine nach der anderen. Als sie die Stelle gefunden hatte, die sie suchte, drückte sie sich in die Ecke ihres Lehnstuhles, stützte die Stirn in die Hand und las.

Und bald las sie nicht mehr, sondern schaute nur noch, — schaute in die enggedruckten, kurzen, schwarzen Spaltenzeilen hinein wie in eine weite dämmernde Fernsicht, in der Eberharts Gestalt wandelte und ihr winkte.

„Schmale dunkle Holzleisten umschließen ein seltsames Blatt," schrieb der Referent in seinem Kunst-

bericht, „— eine kleine Radierung mit breitem Rand. Ganz im Vordergrunde ein Stück Landes; nur eben ein Streifen, eine schlichte Heimat in hellem Garten. Und an dieses Gestade geschmiegt: das Meer. Seine Wellen haben sich herangewiegt und im Zurückbranden ziehen sie ein kleines Fahrzeug mit wie im Übermut, und der Wind, der seewärts will, hilft ihnen dabei; er bläst das Segel voll, so daß der Nachen hinausschießt wie auf machtvollen Flügeln. Der Mann im Nachen hat das Auge auch seewärts gewandt. Sein Wille ist wie der des Sturmes: mit ganzer Kraft hinaus! Auf machtvollen Flügeln. Aber seine Ruder ruhen. Ist nicht, wo er das Große glaubt, vielleicht nur das Grenzenlose? Vielleicht! Vielleicht wird er im nächsten Augenblick den Kopf nach der Heimat zurückwenden. Aber schon liegt sie klein und entfernt da, und mit immer breiteren Händen drängt der Sturmwind ihn weiter: es gibt keine Heimkehr. — Das ist: Einsame Fahrt. Die Radierung darf erzählen, und was diese erzählt, hört sich an wie ein Schicksal. Das liegt in der Stimmung, welche durch die raffinierte Feinheit der Technik in allen Nüancen zur Geltung kommt. Man sieht die Gestalt des Mannes nur vom Rücken her, aber welch ein Ausdruck in dieser Rückenlinie, — welch ein Abschiednehmen in dieser Gestalt. Die Wellen unter dem Nachen weniger bewegt als am Ufer, und weiterhin immer lichter und stiller, und endlich wo sie fern — fern den Himmelsrand streifen, sind sie ganz fein mit leiser, trockener Nadel gezeichnet. Und dann —

darüber hinaus — versagt der Stichel ganz und gibt der blassen, schimmernden Unendlichkeit Raum."

Esther hob den Kopf und sah mit zerstreuten großen Augen zu ihrem Manne hinüber. Er saß über eine Zeitungsspalte Politik gebeugt und stieß, aufmerksam lesend, von Zeit zu Zeit den Rauch aus seiner Zigarre. Ohne es selbst zu wissen, beobachtete sie ihn minutenlang. Sie bemerkte, wie die Asche an der Zigarre lang wurde, ohne daß er diese aus dem Munde nahm, und wie endlich ein kleines graues Aschengekräusel auf seine Weste niederstäubte, deren oberster Knopf offen stand. Und während sie das alles wahrnahm, sah sie doch eigentlich nur Eberhart vor sich, — sah ihn in einsamem Nachen verschlagen auf grenzenlosem Meer, — ja, einsam und sturmverschlagen, sich selbst aber sah sie in bequemer Zuflucht untergebracht und geschützt.

Am Meer war sie mehr als einmal mit Ebert gewesen. Das Landhaus nahe einer norddeutschen Stadt, in dem die Pflegeeltern den größten Teil des Jahres zubrachten, lag nicht allzu weit vom Ostseestrande. Also mit solchen Gefühlen und Stimmungen, Sehnsuchten und Bitternissen mochte Eberhart damals am Ufer gestanden haben, dem Sturm zugehört und dem schrillen Schrei der Möwen und den schimmernden Dunst der Ferne auf sich haben wirken lassen. Daran hatte sie nie gedacht. Wenn sie mit ihm am Meer war, dann hatte sie sich widerstandslos einwiegen lassen vom Rhythmus der Wellen, von diesem urewigen Aufundnieder, das, gleich Atemzügen des

Erdballs selbst, die gewaltige Wogenbrust hob und senkte. In ihrer Phantasie schaukelte kein losgerissener Kahn, entführte kein brausender Sturm in lockende Fremde, verwirrte sie kein Schillern und Blenden wechselnder Wellen. Alles schien sich aufzulösen in den rhythmischen Gesang des unendlichen Ganzen, — Wiegenlied und Hymne zugleich —.

Als es Zeit war, schlafen zu gehen, stand Esthers Mann auf, gähnte nachdrücklich und legte seine Zigarre beiseite. Er wußte genau, wie viel die Uhr zeigte, ohne hinzusehen. Und er hatte ein gutes Recht darauf, früh müde zu sein, denn früh mußte er wieder heraus und ein jeder seiner Tage glitt rasch und anstrengend hin und kannte fürs erste auch kein Ziel außer neuen Anstrengungen und neu zu erklimmenden Sprossen.

Esther war leise hinausgegangen, um in seinem Zimmer das Fenster zu schließen; seitdem die unruhigen Zwillinge da waren, schlief sie mit den Kindern allein. Wie sie nach einer Weile zurückkehrte, nahm ihr Mann sie in seine Arme und sagte lächelnd: „Du bist noch immer wie ein Stück von ihnen dort — von deinen Pflegeeltern und dem ganzen Haus, — ein lebendiges Stück, das alles und jedes an seinem eigenen Fleisch und Blut fühlt. Du bist eine treue Seele, Esther. Ich glaube, eine solche kleine Judenwaise — das wird ein eingeboreneres Familienmitglied als die Glieder der Familie selbst."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte den Kopf mit den schweren, dunklen Flechten gegen seine Schulter.

„Du hast ja nur geraucht und gelesen!“ sagte sie verlegen, „du wünschtest wirklich gar nicht, dich zu unterhalten.“

„Ich wünschte dich nicht zu stören!“ entgegnete er mit gedämpfter Stimme, und er küßte sie.

* * *

Mitten in der Nacht wachte Esther auf. Irgend ein Traum, auf den sie sich gleichwohl nicht besann, weckte sie durch seine Wucht. Es war nicht ganz dunkel im Zimmer, der Kinder wegen brannte eine kleine verhüllte Nachtlampe. Aber ihr bleicher Schein schien das ganze Gemach nur mit lauter einzelnen gespenstischen Schatten zu füllen, mit ganz erstaunlich vielen Schatten, als habe er die vollkommene Finsternis nur in lauter Teile geteilt wie eine schwarze dicke Masse.

Esther legte sich auf den Rücken und schloß die Augen, doch konnte sie nicht wieder einschlafen. Ihre Gedanken fingen zu arbeiten an; sie dachte an die Radierung, an die alten Pflegeeltern, an die Liebe, die groß und zärtlich und sorgenvoll am erkrankten einzigen Sohn hing. Und er selbst erhob sich so deutlich vor ihren Gedanken; wie ein schmaler Schatten löste er sich aus der dunklen Ecke neben ihrem Lager los.

Schmal war er, ja wahrhaftig schmächtig genug mit seinen feinen Gliedern und seinem feinen Gesicht. Der Vater meinte von ihm, daß er einer feinen Feder-

zeichnung gleiche. Seine Haltung fiel leicht ein wenig steif aus, wenn er nicht müde in sich selbst zusammensank, und es gab irgend eine Stellung, in der er etwas von einem alten Herrn an sich hatte. Mitunter lachte er selber darüber.

Er mied auch körperliche Anstrengungen, als ob er wirklich ein alter Herr sei, und Esther entsann sich, wie ungern er weite Wege machte oder Pakete in der Hand trug. Eines Tages traf er sie vor dem elterlichen Garten, als sie, mit guten Gaben beladen, eilends zu den Armen des nächsten Dorfes hinüber wollte. Da rief er sie an: „Bleibe so stehen! Bleibe doch nur, bitte, so schwer beladen stehen! Du bist schön wie ein Bild, wie du so dastehst, — so groß und so stark und so gut, — und mit so frohem Gesicht über alle deine schweren Schätze. — Bist du eigentlich wirklich so gut? Bist du eine heilige Elisabeth oder dergleichen?"

Sie schüttelte den Kopf über seine Begeisterung, die sie stillstehen hieß, anstatt ihr etwas abzunehmen, und entgegnete ihm dann offenherzig: „Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, Ebert. Aber lache mich nicht aus, hörst du? Ich habe die armen Leute nur lieb gewonnen, weil dein Vater sie zum Gegenstande seiner Kunst macht. Ich habe steinerne und bronzene Arme lieb gewonnen, ehe ich die lebendigen Armen kannte. Begreifst du das? Von seiner Kunst verstehe ich ja gewiß nicht viel, — oder von Kunst überhaupt. Aber so viel verstehe ich doch, daß die mageren, oft traurigen Gesichter ihn mehr anziehen als die

allerschönsten, und daß ich ihm am nächsten bin unter denen, die darben und leiden und hart arbeiten."

Dabei gingen sie nebeneinander zwischen den Sommerfeldern hin, über denen die Lerchen jubilierten. Eberharts hagere nervöse Hand strich über die zitternden Ähren. Nach einer kurzen Pause sagte er mit seiner wohltuenden, ein wenig umflorten Stimme, die sich nie sehr laut erhob: „Du irrst dich über Vaters Kunst. Die entspringt gar keiner Weichherzigkeit und will auch gar nichts predigen mit ihrer Armeleute-Auswahl, — dazu ist sie viel zu hoch und rein und tendenzlos gemeint. Vater findet einfach im arbeitenden und oft auch darbenden Volk Gebärden und Körperlinien, deren Schönheit lauter zu ihm spricht als die konventionellen oder verhüllten oder verkümmerten Körperformen unserer Stände. Das ist eine Sache des Geschmacks. Wenn aber seine Werke schon etwas predigen müßten, so wäre es nicht von einem mitleiderregenden Mangel, sondern von einem unsere Schaulust weckenden Besitz des Volkes."

„Aber all das Trübe und Elende?" fragte Esther. „Ich kenne es, seitdem ich sie besuche. Und auch er muß sie ja aufsuchen."

Eberhart versetzte zögernd: „Ja, er gibt ihnen in seinen Werken eben mehr Schönheit, als sie haben. Er sieht mehr, als vorhanden ist. So sind Vaters Augen. Mit solchen Augen sieht man stets, was man sehen will, was einem dienlich ist. Ich besitze keine solchen, leider. Mich würde es daher als Künstler umbringen, mich mit ihnen zu befassen."

Eine Zeitlang gingen sie schweigend weiter. Dann fragte Esther naiv: „Möchtest du dir lieber unter uns glücklichen Menschen Modelle suchen?"

„Unter uns glücklichen Menschen?" wiederholte er staunend und blieb vor lauter Erstaunen stehen. „Nein! ich würde wohl immer nur Arme finden. Aber es gibt auch ganz andere Arme, von anderen Qualen gequält und von anderen Fiebern verzehrt, — Arme, in denen alles gärt und nagt, was unsere Zeit in ihren modernen Menschenseelen hervorbringen will und noch nicht weiß, wie. Und auch von diesen Armen kann man sagen, daß sie die wahren Arbeitenden und dennoch ewig Unbelohnten sind, die für die Satten, Zufriedenen, Besitzenden rastlos voraus arbeiten, während diese sich auf dem Erworbenen und Ererbten ausruhen dürfen."

Esther entsann sich so deutlich des Gesprächs, deutlich bis auf das leise Vibrieren seiner Stimme bei den letzten Worten. Aber so aufmerksam sie auch zugehört hatte, wußte sie ihm doch nichts zu entgegnen. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie man alles dieses, was er da sagte, in Stein sollte hauen können. So schwieg sie wieder.

Eberhart köpfte mit seinem Stock eine langstengelige Mohnblume, die sich weit aus dem Feldrain über den Weg beugte, und bemerkte in gereiztem Ton, in den er so oft verfiel: „Du siehst: meine Kunst könnte niemals so deutlich zu dir reden, wie Vater seine. Und selbst wenn du in diesem einzelnen Fall seine Kunst mißverstanden hast, — gleichviel,

so wirkt sie doch auf dich, und also lebst du mit ihr und in ihr. In meiner Kunst würdest du nicht leben. — Übrigens existiert sie ja gar nicht."

Damit ließ er sie am Eingang des Dorfes allein weitergehen, denn in die Hütten und zu Kranken hineinzugehen, vermochte er nicht über sich. So lehnte er denn wartend an einer hohen Espe und schaute mit etwas zusammengekniffenen Augen angestrengt in die Höhe, wo irgend ein Vogel über ihm kreiste. Esther aber entfernte sich ruhig, froh, ein wenig ungeduldig die reichen Spenden zu verteilen, die sie im Arm trug.

Doch jetzt, heute abend, da sprach ja doch seine Kunst zu ihr, redete zu ihr aus einer fremden Schilderung seines Bildes. Seine Kunst hatte plötzlich für sie einen beredten Mund bekommen und Esther kam es vor, als müsse sie jetzt an ihren Lippen hängen, als habe sie gar keine Zeit zum Schlafen. Eberhart hatte ihr noch so viel zu sagen! Wenn sie jetzt bei ihm sein könnte! Sie hatte ihn damals nicht verstanden, — hierin nicht und vielleicht in vielem nicht. Wäre sonst sein Leben eine „Einsame Fahrt" geworden? Und doch waren sie miteinander aufgewachsen, von Esthers achtem Jahr an. Und hatte sie nicht auch an ihm gehangen mit der ganzen Kraft ihrer Seele? Aber ihr war, als habe sie nur den Vater immer ganz verstehen können. So hoch er auch über ihr stand, besaßen sie doch eine verwandte Sprache.

Wenn der Vater am Meeresufer saß, dann lauschte er wohl auch auf den großen Rhythmus der großen Wogen und nicht auf das Locken der Ferne, dachte

Esther noch, und dann schlief sie zu einem unruhvollen Schlummer ein.

Schon in aller Frühe wurde sie durch das Kindergezwitscher aus den beiden Wiegen zu seiten ihres Bettes geweckt, und trotz der schlechten Nacht erwachte sie frisch und kräftig, in immer dem gleichen wohligen Glücksgefühl über die lallenden Laute, die mit Morgengrauen als die allerersten Laute des Tages ihr Ohr zu treffen pflegten. Ihre nächtliche Unruhe kam ihr gar nicht mehr in die Erinnerung; den ganzen Vormittag war sie immer so vollauf in Anspruch genommen, daß ihre Gedanken nicht einmal Zeit gefunden hätten, über diesen warmen Tätigkeitskreis der weiblichen und mütterlichen Fürsorge überhaupt hinauszugreifen. Aber heute ging ihr alles hastiger als sonst von der Hand, als ob sie über ihren stillen, sorgenden Beschäftigungen leicht etwas Wichtigeres versäumen könnte. Nachdem ihr Mann fortgegangen war und die Zwillinge gebadet hatten, wollte sie sich mit einer Arbeit zu ihnen in die Kinderstube setzen, — da ertönte scharf die elektrische Klingel im Flur.

Es war der Telegraphenbote. Er brachte ein Telegramm an sie von den Pflegeeltern. Er brachte eine Nachricht, die sie dort selbst wohl erst soeben erhalten haben mochten.

Eberhart war tot.

An einem Blutsturz gestorben. Gestern abend, als sie bei der Lampe saß und von seiner Radierung in der Zeitung las und sich zu ihm hin sehnte, — da war er schon tot — —.

Esther ging mechanisch zu ihren Kleinen hinein, sie hob das kleine Mädchen auf den Schoß und streichelte es geistesabwesend. Der Bube schrie ungeduldig; da griff sie in seine Wiege und schüttelte den grellbemalten Hampelmann vor dem Kinde, das nach Ebert genannt worden war.

Ebert war tot. Gestorben im Moment, wo er ihr plötzlich deutlich zu werden anfing, gerade, als ob er ihr noch etwas sagen müßte. Ein ungeheuer angstvolles Gefühl von Verlust und Versäumnis schlug lähmend über ihr zusammen; eine sonderbare spitze Angst saß ihr am Herzen, — keine Trauer.

Sie bekam heftiges Herzklopfen und dachte noch wie in halber Betäubung, daß sie infolgedessen die Kleinen nicht wie sonst gegen Mittag nähren dürfe.

Und dann: daß sie nach Hause schreiben müsse. Nach Hause, wo Schmerz und Verzweiflung herrschten, und grenzenloses, untröstliches Weh um den einzigen, über alles geliebten Sohn.

Sie konnte sich die Mutter vorstellen in diesem Schmerz, — den Vater nicht. Sie konnte sich nicht denken, wie er ohnmächtig und willenlos sich vom Schicksal schlagen ließ.

Da ließ sie den Hampelmann fallen und drückte ihr Gesicht in die dünnen blonden Härchen ihres kleinen Mädchens und weinte lange und schwer.

Sie vergrub sich förmlich in ihr Mitleid mit den alten Eltern, um ihrem eigenen Leid nicht in die Seele zu schauen. Sie beweinte ja an ihm auch den

Bruder. — Nur den Bruder? — Hatten sie sich nicht auch geliebt?

Nein, daran hatte sie nie wirklich glauben können, sie bestritt es gegen sich selbst, sie hatte es vor sich selbst geleugnet und zu vergessen gesucht. Wie konnte sie auch daran glauben? Ebenso unendlich selten, wie sie Eberhart stark und hoffnungssicher und lebensfroh gesehen, ebenso selten sah sie etwas davon, — daß er sie liebe.

Aber jetzt überkam es sie, jetzt, wo er nicht mehr lebte, überfielen sie alle jene seltenen, lebensvollsten Momente, als sträube ihre Phantasie sich damit gegen seinen Tod und nähre und beseele ihn mit allem Lebendigsten, das sie kannte, wie wenn er sich damit ins Dasein zurücktretten ließe.

Er hatte ihr doch einmal strahlend und lachend in die Augen geblickt und ihr die Hände geküßt und von seiner herrlichen Künstlerzukunft zu ihr gesprochen. Sie saß am Fenster und nähte. Aber über seinen Worten war die Näherei zu Boden geglitten, und ganz entzückt saß sie da und lauschte diesem beredten Strom des Lebens, der plötzlich einmal von ihm ausging, bis sie tiefatmend sagte: „O, Ebert, wie herrlich muß es sein, schaffen zu können! Und wie viel wirst du gewiß noch schaffen und wie Großes!"

Da beugte er sich von der Fensterbrüstung, an der er lehnte, zu ihr herab, ganz nah zu ihr, so daß sie seinen Mund dicht über sich sah, — diesen schwungvoll modellierten, bartlosen, zarten Mund, den sie so liebte.

„Weißt du, was dazu gehören würde, Esther?" fragte er viel leiser, „weißt du, was ich dazu haben müßte? Ich müßte einen Menschen so ganz besiegen können, daß er voll Enthusiasmus an mich glaubt und zu meinen Werken aufschaut, als seien sie schon geschaffen. Siehst du, daraus würde ich Selbstvertrauen schöpfen! Doch wenigstens einmal gesiegt haben, mich einmal als Herr und Meister fühlen! Du weißt nicht, wie klein und matt es macht, immer nur zu bewundern und zu verehren!"

Das Letzte fügte er kaum vernehmbar hinzu. Esther regte sich nicht. Seine Hände umklammerten fester die ihren, seine Blicke tauchten tiefer in die ihren. Ein schwacher Herbstregen schlug an das Fenster und verfinsterte das Gemach.

„Mache mich zu deinem Herrn und Meister, — über dich — dann werd' ich es auch in der Kunst!" murmelte Eberhart. „Sprich mir nach: mein Herr und Meister."

„Mein Herr und Meister!" sagte Esther hingerissen.

„Liebe, liebe Esther. Liebe — Esther! Jetzt hast du einen Zauberspruch gesagt, weißt du das auch? Wie sollte der nicht stark und groß und siegreich auftreten, dem du dich beugen und geben willst?" — —

Seine Stimme klang voll Glück.

Damals wähnte sie sich von ihm geliebt. Damals streckte sie sich demütig und verlangend dieser Liebe entgegen. Warum war es bei dieser einzigen seligen Stunde geblieben? Warum konnte er sie nicht festhalten?

Eberhart verbrachte die nächste Zeit in der Stadt, beim Vater im Atelier; der Vater erzählte, er arbeite so angestrengt, daß er keine Ruhe habe, heimzufahren. Als er dann aber kam, sah er ebenso müde und unruhig aus wie früher.

Esther erwartete ihn am Gitter. Und dann gingen sie schweigend, Hand in Hand, tiefer in den herbstlichen Garten hinein, auf dessen Kieswege das bunte Laub sanft und leise, wie im Traum, niederfiel, ohne daß es ein Windhauch gestreift.

Und plötzlich fuhr er auf: „Es ist wahnsinnig, so zu leben! Ich möchte tausendmal lieber tot sein. Lieber tot sein als ein Stümper!"

„Du bist kein Stümper!" sagte sie traurig. „Du wirst schon noch leisten können, was dir vorschwebt. Denke doch nur daran, was du gestern gesprochen."

„Gesprochen!" wiederholte er und lachte nervös. „Jawohl: Worte gemacht. Handelt es sich um Worte?"

Und vor der alten Gartenbank, die unter breiten, rostbraun gefärbten Kastanien stand, setzte er sich nieder und zog Esther neben sich.

„Alles das war Unsinn, Esther, alles das war nur Sehnsucht. Ohnmächtige Sehnsucht, weißt du? Ach, ich bin so müde! Ich kann nicht so hinleben neben dem Vater, ich tauge nicht einmal dazu. Nicht einmal zum Handlanger. Zu nichts!"

Sie wollte etwas erwidern, ihn trösten, aber da fühlte sie seinen Kopf niedergebeugt auf ihren Hals und am Halse fühlte sie seine Tränen. Tief erschüttert schwieg sie still. So hatte sie Eberhart nie

gesehen, so hatte er sein Innerstes niemandem gezeigt. Er weinte lautlos, sein ganzer Oberkörper zitterte dabei, und sie regte sich nicht; es war das erste Mal, daß sie einen Mann weinen sah, und fast erstaunte es sie, daß es ganz ebenso sein sollte, wie auch Frauen weinen. Ein grenzenloses Mitleid mit ihm überkam sie.

So saßen sie lange aneinander geschmiegt, und er klagte leise und sie tröstete leise, so gut sie es verstand. Und es kam ihr auch vor, als ob er ruhiger würde und sich gerne zureden ließ. Als es anfing feucht und kühl zu werden, strich sie ihm zärtlich über das Haar, wie einem großen lieben Kinde, und mahnte zum Aufbruch.

„Du kannst dir schaden, wenn du länger bleibst," sagte sie und erhob sich von der Bank, „und im Hause suchen sie uns gewiß schon."

Eberhart fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah mit seinen noch geröteten Augen verwundert auf, als besänne er sich erst jetzt wieder auf die Gegenwart. Und mit einem Male sah sie deutlich, wie etwas Gereiztes in seinen Blick trat, beinahe etwas Feindseliges. Und dabei fixierte er sie doch, sein Auge glitt langsam über ihre Gestalt und ihr Gesicht hin, ablehnend, kalt und mit so fremdem Ausdruck, daß Esther dunkel errötete.

„Was ist dir nur?" fragte sie bestürzt, „ist etwas geschehen?"

„Geschehen? Nein, wieso?" entgegnete er verlegen und zornig, „wieso geschehen? Weil ich dich anblicke?

Du bist wunderschön, Esther, für unsere Künstleraugen, — untadelig schön. Daher blickte ich dich an. Darf ich nicht? Also dann verzeih."

Damit ließ er sie stehen und ging ins Haus.

Was hatte sie getan? wodurch ihn verloren? oder vielleicht ihn gar nicht besessen? Begreifen konnte sie diese Wandlung niemals, aber eine Ahnung ging ihr schon damals dunkel durchs Herz, als sie am Abend desselben Tages in das Wohnzimmer gehen mußte und Eberhart dort auf einem Schemelchen bei seiner Mutter kauern sah. Die beiden sprachen gar nichts miteinander, — die Mutter war eine liebe, einfache Frau, der wohl nur seine frühesten Kinderjahre wahrhaft gehört hatten und die im Hause allzu bescheiden hinter den anderen zurücktrat. Sein Kopf lag auf ihrem Schoß und ihre welke Hand auf seinem Kopf.

Wie er Esther kommen hörte, schnellte er empor, trat ans Fenster und rückte seinen Anzug zurecht. Er war errötet.

Es entsetzte ihn also, sich hier so von ihr finden zu lassen. Haßte er sie denn? —

Oder haßte er vielleicht sich selbst, weil er sich vorhin bei ihr ausgeweint hatte, — bei ihr der gegenüber er so gern der starke, siegende Mann, der starke, siegende Künstler sein wollte, — der „Herr und Meister"?

So oft sie fortan seinem Blick begegnete, war es immer der gereizte oder feindselig ablehnende Blick, der sie traf, und nie mehr kamen sie sich warm und herzlich nah. Erst als Eberhart nach dem Süden

geschickt wurde, begann er in seinen Briefen nach der ehemaligen Esther zu suchen und zu rufen, die ihm von klein auf Gespielin und Freundin gewesen war. Niemals erinnerte er sie mehr an jene beiden sonderbaren Tage. Aber er schrieb doch so, wie man einem sehr teuren Menschen schreibt, dem man abgerissene Blätter und Worte, Tagebuchnotizen, Banales und Tiefgehendes wahllos durcheinander senden kann. Sogar Erörterungen künstlerisch-technischer Natur kamen vor, von denen Esther nichts verstand. Sie hörte mit feinem Ohr diesen einsamen, sehnsüchtigen Ton aus allem heraus, antwortete einfach und schwesterlich und betrachtete sich mehr als die Verwalterin wie als die Besitzerin der empfangenen Blätter. Mit ihrer Verlobung wurde auch dieser Briefwechsel flüchtiger, dann schlief er ein.

Nun hatte Ebert also niemanden gewußt, zu dem er noch reden konnte. Er war ganz vereinsamt.

Und endlich starb er.

Nun brauchte er keinen mehr.

Aber Esther fühlte sich wie eine Schuldige an seiner Vereinsamung. Mit nie dagewesener Gewalt, gebieterisch drängte sich die Erinnerung an Eberhart — jetzt, wo er tot war — in ihr Leben, in ihr geheimstes Leben.

Esther erhob sich; sanft nahm sie das kleine, in ihren Armen eingeschlummerte Mädchen auf und bettete es in die Wiege. Die alte Wärterin kam herein und machte sich fürsorglich mit dem anderen Baby zu schaffen; während ihr Kopf in der großen weißen

Haube sich über das Kind beugte, schaute sie ein paarmal mit klugen fragenden Augen zur jungen Frau auf. Aber Esther bemerkte es nicht; sie stand in Gedanken verloren am breiten Fenster und starrte auf die helle, laute Straße hinaus, in der im lärmvollsten Mittagsverkehr die Menschen sich drängten und die Fuhrwerke durcheinander rasselten.

Sie nahm nichts Einzelnes wahr, nur die kalte geschäftsmäßige Hast des gesamten Bildes, die alles Einzelne verschlang und in den allgemeinen Trubel einordnete. Da bemerkte sie einen braunen, verwahrlosten Pudel, der herrenlos zwischen den Droschken und Pferdebahnen umherlief und verschiedene Passanten prüfend anschnupperte. Sein verwirrtes Lockenfell hing ihm ungeschoren tief über die Augen, so daß er immer erst mühsam den Kopf hochheben mußte, um deutlich etwas zu erkennen. Manche stießen ihn mit einem Fußtritt beiseite, ein paarmal schlug ein Kutscher mit der Peitsche nach ihm und das Hinterrad streifte seinen Rücken, ohne ihn jedoch zu erfassen. Esther blickte zerstreut auf die ratlosen, ängstlichen Bemühungen des Tieres, das sich endlich resigniert mitten auf den Straßendamm niederließ und vertrauensvoll sein Schicksal erwartete. Halb geistesabwesend dachte sie: „Jeder andere Rassenhund würde seine Schnauze an den Boden drücken und zielbewußt seinen Herrn verfolgen, und der Pudel, dieser klügste des Hundegeschlechts, hat so schwach entwickelte Instinkte, daß er sich wehrlos vom vorüberhastenden Leben niedertrampeln läßt, während er dasitzt und tiefsinnig nach-

sinnt, wo sich sein Herr und sein Ziel wohl befinden mag?" Aber je länger sie hinsah, desto mehr wurde ihr zu Mute, als ob aus dem Elend des armen Hundes etwas zu ihr aufschriee mit menschlicher Stimme und Gewalt.

Und mit unwillkürlichem Entsetzen faßte sie nach dem Fenstergriff, wie wenn es bei ihr allein stände, Rettung zu bringen — —.

* * *

Inzwischen war ein grauhaariger Mann im Reiserock und schwarzem Schlapphut in das Haus getreten. Er läutete an der Wohnung, ließ sich aber Esther nicht anmelden, sondern ging sogleich in das Kinderzimmer hinein und leise auf die beiden Wiegen zu.

Esther hing schon an seinem Halse.

„Daß du kommst, Vater!" flüsterte sie und sah ihn mit angstvollen, zärtlichen Augen an und küßte ihn immer wieder, „reisest du — hin?"

Er nickte und beugte sich einige Augenblicke über die Wiege, in der der Bub lag, und schaute schweigend auf das kleine vom Schlaf gerötete Gesicht zwischen den blauen Vorhängen.

„Ich reise schon in wenigen Stunden weiter," sagte er dann und richtete seine etwas schwere, mittelgroße Gestalt auf, „ich muß dorthin, — ihn mit mir in die Heimat nehmen, weißt du."

„Ja, ihn der Mutter bringen, nicht fremder Erde überlassen. Aber konntest du jetzt fort von der Mutter? Wie trägt sie es?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Die Mutter hat es erwartet. — Denke nur, sie hat es wirklich erwartet. Seine Briefe mögen ja so geklungen haben, aber wie kann man so etwas herauslesen und sich hineinfügen? Begreifst du das? Siehst du, ich glaube, sie hat schon getrauert und ihn beweint, ehe er — ehe er tot war. Und jetzt stellt sie alle seine Bilder um sich auf und versinkt ganz in ihre Erinnerungen. — Esther, es ist schrecklich, das anzusehen. Zu sehen, wie sie es schon so vollkommen begriffen hat, daß er — daß er — gar nicht mehr ist."

Esther führte ihn von den Kindern fort in ihr kleines Wohngemach, wo sie ungestörter waren. Dort setzte sie sich zu ihm und nahm seine Hand in die ihren.

„O daß du da bist!" sagte sie wieder; „es ist ein solcher Trost, dich da zu haben. Mir ist es ein Trost. Es war entsetzlich, mit der Nachricht so allein zu sein."

Er senkte den Kopf ein wenig und brütete vor sich hin und schwieg. Er und Esther hatten einander sehr geliebt und sich immer verstanden. Sie empfanden es wie eine Zuflucht, in dieser Stunde beisammen sitzen, schweigen zu können.

Esthers Blick hing am Gesicht des Vaters. Es sah weniger schmerzvoll aus als bestürzt, erstaunt. Seine Augen, helle, fast kinderhaft lichte und hellblickende Augen, schauten unter den buschigen, graugelben Brauen mit einem sonderbaren, verwunderten Ausdruck hervor. Esther fiel unwillkürlich ein, wie

sie einmal in der Nacht geträumt hatte, ein ihr lieber Mensch sei auf schreckliche Weise zu Grunde gegangen, und wie im Traum ihr erstes Gefühl nur eine einzige, entschiedene Ableugnung der schrecklichen Tatsache gewesen war. Von dieser gespannten, heftigen Willensanstrengung war sie plötzlich erwacht.

Ein solcher Ausdruck, etwas von der Ableugnung eines furchtbaren Traumes, stand im Gesicht von Eberharts Vater geschrieben. Das Herz krampfte sich ihr zusammen und in ihre Augen traten Tränen. Er konnte ja, wie er auch innerlich dagegen anrang, von diesem Traum nicht erwachen.

Da hob er den Kopf, streichelte ihre Hand und sagte unvermittelt: „Nicht wahr, du hast vor zwei Jahren mit Eberhart viel korrespondiert? Er schrieb nur dir so — so, wie ihm eben zu Mute war. Nicht wahr?"

„Ja," entgegnete sie zögernd.

„Ich weiß es. Ich weiß, es sind die einzigen Worte Eberharts, in denen er selbst steckt. Er war vor mir verschlossen. Zu Hause vielleicht auch vor dir. Die Entfernung von dir riß ihn auf. Sie tat da etwas sehr Schmerzhaftes an ihm, aber sie riß ihn auf."

Esther errötete dunkel. — Sie antwortete nicht.

„Gib mir die Briefe zu lesen, Esther, — jetzt, hier."

Sie erhob sich mit heftig klopfendem Herzen vom Sessel.

„Das ist nicht dein Ernst, Vater! Du weißt, daß Eberhart voraussetzte, niemand sollte diese Briefe

je sehen. Und dann — dann war auch manchmal ein kleiner Zwiespalt zwischen euch, — du weißt es, — und Eberhart war manchmal erregt, wenn er schrieb."

Der Alte machte eine weite, müde Handbewegung.

„Ach, Kind, was das anbelangt; was da war, mußte so sein, wer will das menschlich richten! — — Aber das andere, was du da sagst: daß diese Briefe nur für dich bestimmt waren, — ja, ich weiß, ich weiß —." Er erhob sich ebenfalls und wie sie Auge in Auge einander gegenüberstanden, fügte er laut und mit überzeugter, eindringlicher Stimme hinzu: „Esther! eben darum — gerade darum! In den Briefen ist ein Stück von Eberharts Seele verschlossen. Ich muß sie haben, in sie hineinschauen, — mit oder ohne seine Einwilligung. Was habe ich von den Bildern, welche die Mutter um sich aufstellt? Ich sehne mich nach diesem Bilde von ihm. Gib es mir heraus!"

Esther weinte. Es war etwas in seinen Worten, was sie erschütterte. Gerade wie sie selbst, schlich er erstaunt und geängstigt um diesen Toten und wollte ihm ins Herz schauen — und sein Rätsel lösen — und ihn verstehen.

Der Alte nahm ihr Gesicht in seine Hände und zwang sie sanft, ihn anzusehen.

„Es kostet dir einen Kampf," sagte er weich, „vielleicht sogar einen Gewissenskampf, der einen Stachel läßt. Aber kämpfe ihn durch und ergib dich drein. Gehorche mir, Esther."

Wann hätte sie ihm nicht gehorcht?

Schweigend verließ sie das Zimmer, und als sie nach Verlauf weniger Minuten zurückkehrte, reichte sie ihm mit gesenkten Augen den Stoß durch ein schmales weißseidenes Band zusammengehaltener Briefe.

Mit beinahe heftiger Hand griff er nach ihnen und trug sie in die Fensterecke, wo, tief in die schweren Vorhänge hineingedrückt, ein Sessel stand. Esther konnte es nicht über sich gewinnen, dabei zu sein; sie ging hinaus und sorgte dafür, daß inzwischen Erfrischungen bereitgestellt würden, ehe die Stunde der Weiterreise da war.

Erst nach geraumer Zeit betrat sie das Zimmer wieder.

Der Alte saß noch immer auf seinem Platz in der Fensterecke und las in den Briefen, ohne Esthers Eintreten zu bemerken oder zu beachten. Bisweilen ließ er das Blatt, in dem er gerade las, sinken und schaute mit einem visionären Blick vor sich hin auf die ihm gegenüberliegende graubraune leere Wandfläche, als erhebe sich dort vor seinen Augen etwas, das seine tiefste Aufmerksamkeit erfordere und ihn in hohem Grade reize.

So hatte Esther ihn ungezählte Male im Atelier bei der Arbeit gesehen. Beinahe vergaß sie bei seinem Anblick die eigentliche Veranlassung, die ihn in diesen Briefen lesen ließ. Ganz war aus seinen Zügen die etwas starre, gleichsam verwunderte Miene von vorhin gewichen. Aber auch keine Trauer lag darauf. Nur eine konzentrierte Geistesspannung.

Esther setzte sich still neben den Ofen auf den Rand eines Stuhles und sah mit großen, staunenden Augen zum Alten hinüber. Sie konnte nicht verstehen, daß Eberharts Briefe nicht anders, aufregender und rührender auf ihn gewirkt hatten. Aber dieser greise Kopf mit seinem seltsam machtvollen Ausdruck fesselte sie dermaßen, daß sie ihren Blick nicht von ihm abzukehren vermochte.

Und wie sie so saß und ihn stumm betrachtete, ging wunderbarerweise auch etwas von dem Trost, den sie instinktiv von seiner Anwesenheit erwartet hatte, von ihm aus, — gerade jetzt, wo er sich gar nicht um sie kümmerte. Denn das empfand sie tief im Herzen: er, der Schwerbetroffene, war auf irgend einem Wege mit dem Tode fertig geworden, — er ging soeben diesen Weg, während er schwieg und las und vor sich hinschaute mit seinen kinderhaft hellen Augen. Auf irgend eine Art war er aus dem schrecklichen Traum erwacht, in welchem er seinen Sohn tot wissen sollte. Wie er das vollbracht, wußte Esther freilich nicht. Aber was sie fühlte, war, daß Kraft und Frieden von ihm ausgingen und die geängstigte Seele zu ihm sich flüchten konnte.

Lange Zeit saßen sie schweigend in der Stube.

Dann legte der Alte den letzten Brief zu den übrigen. Seine Augen leuchteten voll inwendiger Freude. „Ich habe ihn nicht gekannt, wie er war; nein, ich habe ihn nicht gekannt!" sagte er, von seinem Eindruck ganz benommen, in sich vertieft. „O mein liebes Kind, welche Schönheit wohnte in seiner Seele!"

Esther stand unwillkürlich auf. Da wandte er sich zu ihr und fuhr lebhaft fort: „Es ist voll von einer unendlichen Schönheit, was in ihm rang und was ihn gemartert hat, weil es heraus wollte zur Blüte, zu einer seltsamen, neuen Kunstblüte. — Der Sieg war ihm gewiß.“ —

Esther kam zu ihm und schmiegte sich an ihn. „O Vater!“ sagte sie leise, „könntest du doch jetzt zu mir davon sprechen! Könntest du noch hier bleiben!“

Das Bewußtsein, dicht vor der Weiterreise zu stehen, schien ihm jetzt erst wiederzukommen. Er erhob sich zerstreut.

„— Hier bleiben? meinst du? — Nein, Kind, das kann ich nicht. Ich muß heimreisen, — weißt du, jetzt heimkommen zu meiner Arbeit. Ich sehe ihn vor mir, — ich sehe ihn licht und groß vor mir, — nie noch sah ich ihn so, — nie noch sah ich einen Menschen so. Ich sah den Menschen nie so tief in die Seelen, — oder nur in ganz einfache Seelen. Er — er hätte das wohl vermocht mit seiner mitzitternden, wunden, sehnsüchtigen Seele. Ihn will ich aufrichten wie einen Sieger! Dann kommst du, nicht wahr? und siehst ihn? Er soll sich selbst ähnlich werden, wie er es sich selbst nie geworden.“

Voll bewegter, glühender Freude sprach er. Es war ganz unmöglich, zu denken, daß man ihn jetzt an den Zweck seiner Reise, an die Leiche des Sohnes erinnern könnte.

Esther graufte es fast.

„Vater! er ist tot!" wollte es in ihr aufschreien. Aber sie blieb stumm und schmiegte sich fester an ihn.

* * *

Tage, Wochen, Monate gingen hin. Der Winter kam früh mit Schnee und Stürmen und der Frost vereiste die Scheiben. Für Esther war es ein unmerkliches Weitergleiten des Lebens; es kam ihr oft vor, wie wenn sie daneben ganz für sich allein noch ein anderes Leben führe, das nichts zu schaffen hatte mit dem Wechsel der Jahreszeiten und den täglichen Beziehungen. Von Eberhart sprach sie selten. Denn wenn sie es ihrem Manne gegenüber einmal tat, so empfand sie doch, daß er dabei nicht an dasselbe dachte, auch wenn er dieselben Worte für seine Gedanken benutzte wie sie. Ihm war Eberhart kaum bekannt gewesen und in seiner Art, von ihm zu reden, lag unwillkürlich viel liebenswürdige Freundlichkeit gegen Esther; in Wirklichkeit beschäftigte ihn jetzt sein Berufsleben und stellte erhöhte Forderungen an seine Zeit und Gedankenkraft. Aber sie dachte immer an Eberhart: sie lebte nur noch nach rückwärts, immer tiefer ins Vergangene hinein; die Erinnerung ging wie eine Ährenleserin über Felder, die längst gemäht waren, und hielt Nachernte und sammelte — und sammelte —. Manchmal geschah es Esther momentweise, daß sie sich bewegte oder eine Redewendung machte, wie Eberhart es getan, dann fühlte sie sich froh angeregt, bis ihr die Ursache davon bewußt

wurde — — und eine plötzliche Einsamkeit alles wieder entfärbte und begrub.

Esther hing an ihrem Mann und den Kindern, aber als sie heiratete, war immerhin die Enttäuschung mit Eberhart schon vorangegangen. Vor ihrer Verlobung und noch über diese hinaus schrieb er ihr ja jene Briefe, die sie dem Vater zu lesen geben mußte.

An einem solchen Tage, wo die zweifelnden Klagen, die Verzweiflung am eigenen Talent in einem neuen Briefe Eberharts Esther beunruhigten und betrübten, hatte der Vater ihr zum ersten Male vom Antrag ihres Mannes gesprochen.

Sie befand sich in seinem Schlafzimmer, bemüht, ihm den rechten Arm, den er so sehr viel brauchte und der etwas gichtleidend war, mit einer Salbe einzureiben.

„Du bist geschaffen zum Sorgen und Pflegen, zur Frau und zur Mutter," hatte der Vater gesagt und ihr über das Haar gestreichelt, „du mußt auch früh heiraten, Esther. Das ist auch nicht genug für deine starke, blühende Kraft: das Haus mit uns beiden Alten und dann Eberharts Klagelieder. Geht er nicht herum, als ob du ihm helfen solltest?"

Sie wollte nicht gern vom Inhalt des Briefes sprechen, aber weil ihr Herz schwer war von seinem Kummer und weil sie doch an seine Zukunft glaubte, kam ihr das Wort auf die Lippen: „Vater, er geht herum wie in Knechtsgestalt."

„Du hast manchmal Reden im Munde wie das alte Testament, Esther. Laß dich nicht von Mitleid

betören. Ich will dir eines sagen: jetzt gibt es Frauen, die ihre Männer stützen und leiten müssen, und es gibt Männer, denen das gefällt. Das ist der Selbstmord der Frau."

Sie errötete, aber gleichzeitig ging ihr etwas kühl über die Nerven. Vor ihrem Geiste stand jene Szene, wo auf der Bank im Garten Eberhart sich bei ihr ausklagte und ausweinte — —. Der Vater sprach unbewußt aus, was sie am tiefsten unsicher machen mußte. Es war, als ob auf sein bloßes Geheiß Eberhart sich zurückverwandelte in einen Bruder.

Inzwischen sprach der Vater in heiterster und aufgeräumtester Weise weiter.

Er erzählte ihr davon, wie fröhlich es hier im Hause werden würde, wenn sie einmal mit kleinen Pflegeenkeln zum Besuch käme. Ganz merkwürdig genau wußte er, was für Enkel er sich wünschte, und auch wie ihr Vater beschaffen sein sollte, wußte er. Er wollte Buben haben, aber auch ein Mädelchen sollte dabei sein, und das sollte just so ausfallen wie Esther selbst, sagte er zärtlich. Zuletzt steckte er Esther mit seiner lebhaften Stimmung an, und während sie da zusammen im Schlafzimmer plauderten, er in Hemdsärmeln, sie noch den Salbentopf in der Hand, malten sie sich wie zwei Kinder eine ganze helle, kinderfrohe Zukunft in allem einzelnen aus und glaubten selbst voll Vertrauen an ihre eigenen Phantasiegebilde.

Esther fühlte sich wie eine Braut, wie eine Frau und wie eine Mutter, ehe noch von des Vaters Lippen der Name dessen fiel, den er für sie gewählt hatte — —.

Könnte sie ihn nur oft so sprechen hören, dann würde ihr leichter ums Herz werden, dachte Esther jetzt oft bei sich. Aber sie hörte nichts von zu Hause. Die Mutter, die ohnehin selten und ungewandt schrieb, teilte nur einmal ausführlicher etwas mit: sie erzählte von Eberharts Büste, die soeben fertig geworden sei und die man ihr hinausbringe, um sie im Landhaus aufzustellen.

An dem Abend, wo Esther diese Kunde erhielt, kam sie leise in das Zimmer ihres Mannes, der am Schreibtisch saß und Pläne und Berechnungen durchsah.

„Nun, besuchst du mich einmal, Liebste?" bemerkte er freundlich, ohne sich stören zu lassen.

Esther kniete neben ihm am Tisch hin und lehnte ihr Gesicht an seinen Arm. Sie sagte leise: „Laß mich auf ein paar Tage zu den Eltern reisen. Ich sehne mich dorthin."

Ihr Mann legte sofort den Bleistift nieder und sah sie lange nachdenklich an.

„Hast du Briefe?" fragte er.

„Einen kurzen von der Mutter. Sie ist das Schreiben nicht gewöhnt, weißt du. So erfahre ich wenig. Der Vater schreibt nicht mehr. Mutter sagt, daß er Tag und Nacht arbeitet. Seit er heimkehrte, arbeitet er ohne Aufhören, wie noch nie. Kaum kommt er noch zu ihr hinaus. Sie ist ganz allein — —"

Esther stockte. Dann aber, als habe sich gegen ihren Willen eine falsche Motivierung ihrer Bitte in ihre Worte hineingeschoben, fügte sie noch leiser hin-

zu: „Er hat auch eine Marmorbüste von Eberhart vollendet.“

„Und diese Büste möchtest du sehen?“

„Ja, Georg. Ich habe alles überlegt, auch der Kinder wegen alles geordnet. Am dritten Tag will ich wieder zurück sein.“

Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und hob es empor zu sich.

„Sage mir eins: würdest du auf der Reise bestehen, wenn ich sie unterlassen wünsche?“

Sie wurde ein wenig blasser. Aber ihre Augen blickten ihn fest und ergeben an. Ihr kam kein Gedanke daran, seinen Willen zu mißachten. Sie war die ganze Zeit in inneren Sorgen herumgegangen, die nicht ihn zum Gegenstande hatten, aber dieser Frage gegenüber fühlte sie sich wieder zurückversetzt auf den ihr zuerteilten Platz: nie hatte sie so tief und deutlich gefühlt wie in dieser Minute, daß der Vater sie nicht nur einem bestimmten Mann zugeführt habe, sondern in diesem einen dem Mann überhaupt, dem sie dienen und folgen wollen um jeden Preis als sein Weib.

„Dann reise ich nicht!“ sagte sie.

Er küßte sie auf den glatten, dunkeln Scheitel.

„Ich danke dir, Esther. Gewiß sollst du reisen. Morgen noch. Ich will dafür Sorge tragen, du Liebe. Was ich wissen wollte, war etwas anderes, das ich dich nicht geradeaus habe fragen mögen.“

Sie schloß ihre Hände um die seinen, die auf den Papieren ruhten,

„Was ist es, Georg?"

„Ich wollte wissen, ob du, wenn du nun reisest, — ob du auch wieder ganz als dieselbe zu uns heimkehrst, von den Eltern — und von der Büste."

Das Blut schoß ihr in dunkler Welle über Antlitz, Hals und Nacken. Die Art, wie er „uns" von sich und den Kleinen zusammen sagte, rührte sie seltsam. Plötzlich wußte sie, daß auch er diese Zeit über gelitten und ihr Fernsein von ihm bemerkt und schmerzlich empfunden hatte.

Sie drückte knieend ihre Stirn gegen seine Hände.

„Ich war verreist, Georg, — aber ich bin wieder bei euch und zu Hause," sagte sie reuig. —

Gegen Mittag des folgendes Tages reiste Esther ab. Noch vor Einbruch der Dämmerung langte sie an und fuhr mit einem Wagen in das Landhaus zur Pflegemutter hinaus, die ihr Kommen nicht erwartete.

Wie ausgestorben lag das lange einstöckige Haus im weiten Schneegefilde; im Garten schienen die Büsche ihr kahles Strauchwerk mühsam hochzustrecken, um über den Schnee hinauszureichen, dessen Last sie niederdückte; in den hohen Linden vor der Einfahrt krächzten ein paar Raben Willkommen und aus dem Hof erscholl das freudige Gewinsel des alten Wächterhundes, der, wild an seiner Kette zerrend, einen befreundeten Ankömmling wittern mochte.

Die Magd, die Esther geöffnet hatte, führte sie durch einige leere, kalte Zimmer in das kleine Boudoir, wo die Mutter in ihrem Lehnstuhl saß und

strickte, — ganz in sich selbst zusammengesunken und für die Vorgänge draußen bei der Anfahrt sichtlich teilnahmslos. Um so unbegrenzter war ihre Freude beim Anblick der Pflegetochter; so heftig und stark äußerte sich das Glück des Wiedersehens bei der alten Frau, die ihre Gemütsbewegungen immer sehr verbarg, daß Esther den Eindruck gewann, als habe ihr Kommen eine Tote erweckt, und sie es heimlich bedauerte, sich nicht angemeldet zu haben.

Das kleine Zimmer war noch wie ehemals, nur die vielen Bilder Eberharts aus seinen verschiedenen Lebensjahren hatten sonst gefehlt. Um zwei von den Photographien hing ein welkes Kränzchen. Die Büste hingegen war nicht zu sehen in diesem Gemach, wo Esther sie bestimmt zu finden meinte.

„Sieh dir die Bilder an, Kind," bemerkte ihre Pflegemutter nach dem ersten Sturm der Begrüßung, „erinnerst du dich ihrer aller? Sieh, auf diesem ist er noch ganz klein, so klein, daß du ihn noch nicht kanntest. Mir ist es das liebste Bild. Damals gehörte er noch so ganz mir allein. Ebert saß gern auf meinen Knieen, — Geschichten durfte ich ihm aber nicht erzählen —. Kannst du dir das denken? Er erzählte mir welche. Vielleicht nicht eigentliche Geschichten, aber doch so allerhand Seltsames, was er so nannte."

„Hier ist also jetzt Eberharts Zimmer für euch," murmelte Esther, und die Frage nach der Büste wollte sich ihr auf die Lippen drängen.

„Hier ist Eberharts Zimmer nur für mich," unter-

brach die alte Dame sie in seltsamem Ton, „für Vater ist Eberharts Zimmer wohl sein Atelier."

„Wie meinst du das, Mutter?"

„Ich meine nur, dort ist er wohl mit ihm zusammen, wenn er arbeitet. Er dachte ja auch nur an Eberhart, solange er an der Büste formte. Und seitdem arbeitet er so fort und fort, — er ist ganz vertieft in neue Entwürfe und Gedanken, sagt er, und fühlt sich wie in seinen jungen Tagen. — Nein, hier sitzt Vater nicht gern bei den Bildern und Kränzchen. Auch am Grab war er nicht mehr. Es steht noch das Holzkreuz, denke dir. Und jetzt könnte doch schon ein Marmorstein aufs Grab."

Esther küßte ihre Hände und suchte sie zu beruhigen. „Er denkt an ihn auf seine besondere Weise," sagte sie leise, „aber hast du die Büste nicht hier bei dir?"

Die alte Frau machte eine abwehrende Handbewegung, sobald Esther der Büste erwähnte.

„Hier? nein, hier ist sie nicht. Sie steht im vorderen Zimmer, wo ich nicht hinkomme. Die Büste kann ich nicht ertragen. Über der Büste hat er alle Trauer vergessen, — wenn du nur wüßtest, wie glücklich er jetzt ist. Den armen Jungen selbst, der da draußen liegt, hat er darüber ganz vergessen. — — Es ist auch gar nicht Eberhart, diese Büste, es ist gar nicht mein armer, blasser Junge. Er soll darauf noch nach dem Tode so aussehen, wie der Vater ihn haben möchte, damit er ihm Freude macht. — — Mir macht sie keine Freude, mir kann dieser

Stein kein Trost sein. Ich habe ihn geboren, ich habe ihn verloren, mir bringt nichts ihn zurück . . ."

Nach den letzten Worten sank sie in ihrem Stuhl wieder ganz in sich selbst zusammen und sah so gramvoll und herbe aus, daß Esther das Herz weh tat. Das hatte die große einsame Trauer aus dieser sanften, immer hinter dem Vater und seinem Willen völlig zurücktretenden Frau gemacht. Ja, sie war vereinsamt nach Eberharts Tode, aber nicht, weil sie den Vater seltener um sich hatte, sondern weil sie damit auch ihn aus dem Herzen verloren hatte.

„Geh nur und sieh es dir an," sagte die alte Frau müde, als Esther erschüttert still schwieg und wünschte, sie möchte die Mutter mit sich nehmen können in ihr Heim und zu ihren Kindern, „geh nur und komme dann wieder zu mir. Es steht im dritten Zimmer. Du mußt es auch gesehen haben, wenn Vater zum Speisen kommt."

Esther ging durch die angrenzende Eßstube, durch eine zweite Wohnstube und kam endlich in das sogenannte Staatszimmer des Hauses, das in gewöhnlichen Fällen selten jemand betrat. Da, dem Fenster gegenüber, auf schwarzem Postament stand Eberharts lebensgroße Büste.

Esther stieß fast einen Schrei aus, als sie ihrer ansichtig wurde. Es war nicht mehr sehr hell im Raum, aber keines weiteren Lichtes bedurfte es, um Eberhart in vollem Leben vor sich zu sehen. In Esthers Brust zog sich zitternd etwas zusammen, etwas von Schmerz und jubelnder Freude, als erblicke sie ihn

wieder, einen Totgeglaubten, als begegne sie ihm wieder, einem Auferstandenen, hier in der kalten Stille des Zimmers, — — aber als einem, in dem alle irdischen Klagen verstummt, alle zagende Verzweiflung still geworden war, — einem zum Sieg Erlösten.

Sie blieb stehen und atmete kaum. Diesem Eberhart dort hatte die Hand des Vaters sanft sein Alltagsgewand von den Schultern genommen, das trübe, graue, in dem sie ihn immer wandeln sahen, sie hatte ihm das Seelenfeierkleid übergeworfen, das er so selten vor den Augen der Menschen trug, das er aber dennoch besaß, tief verborgen besaß in köstlichem Schrein, als seinen geheimen Königsmantel und Purpur. Ja, das war er, der Eberhart jener flüchtigen Stunde, in der er Esther von seiner herrischen Liebe und seiner goldenen Zukunft gesprochen, in der er an sich selbst als an ihren Herrn und Meister und an das Glück geglaubt hatte — — —.

Aber mit einem halben, kaum merklichen Lächeln sah er über sie hinweg, ein wenig aufwärts, wie in weite, lichte Fernsicht, und seine Stirn leuchtete in reiner Klarheit, und sein zarter Mund schien zu beben im Rausche eines, dem geoffenbaret wird —.

Und plötzlich begriff sie es: er war ihr unmännlich vorgekommen, nicht Mannes genug gewesen und nicht fertig genug mit sich selbst, um ein Weib und ein Weibesglück wirklich zu meistern —: nur weil seine volle Manneskraft um ein Höheres und Weiteres, ja um ein Göttlicheres sich noch blutig rang in unermüdlichem Kampfe.

Das hatte sie damals nicht verstehen können —, doch was lag daran? Er hatte einen Augenblick lang bei ihr Halt gemacht, sie vielleicht einen Augenblick lang zu einem Siegeszeichen und Symbol seiner eigenen Seele gemacht —, doch an ihr lag nichts. Leise schwand die reuevolle Sorge, die heimliche Unruhe, ob sie nicht gegen ihn gefehlt und ihn seiner Einsamkeit überantwortet habe, leise schwand die geängstigte Trauer dieser ganzen letzten Zeit aus ihrem Herzen. Und in Frieden nahm sie Abschied von Eberhart: noch einmal grüßte ihn ihre Seele —, und gab ihn hin an das Ganze des Weltalls, in dem er mehr bedeutete als sie.

Sie trat von ihm zurück mit einer Gebärde der Ehrfurcht —, zurück in den Kreis ihres eigenen weiblichen Daseins, der sie eng und lieb umspann, und den sie ganz verstand und dem sie ganz gehörte.

In ihren Gedanken tauchte die Erinnerung an Eberharts Radierung „Einsame Fahrt“ auf, die sie kurz vor Eintreffen der Todesnachricht im Zeitungsblatt geschildert fand. Und sie gedachte des wundervollen goldenen Herbsttages, an dem Eberhart sich einschiffte zum Winteraufenthalt im Süden, — zu „einsamer Fahrt“. Da hatte sie ihn zum letzten Male gesehen. Zum letzten Male standen sie zusammen am Meeresstrande, und er blickte zweifelnd und hoffend in die Ferne hinaus, und sie lauschte dem eintönigen Wellengemurmel, diesem Rhythmus des urewig gebundenen gleichförmigen Auf und Nieder der

Meereswogen, der ihr wie eine Hymne schien und wie ein Wiegenlied zugleich.

Da zog hoch oben ein dunkel schwankender Streifen über dem Meere hin, — eine lange Schar von Wandervögeln, die den Herbst flohen, der Sonne entgegen. Sie schauten beide auf nach den schwebenden schwarzen Punkten.

„Sie verlassen wie du das Heimatsnest," sagte Esther traurig.

Er hörte nicht hin. Blaß und still hob er die Hand vor die Augen, schirmte sie vor dem blendenden Licht und sah weit — weit hinaus.

„Glaubst du nicht," meinte er zaghaft, „daß es mit einer großen Sehnsucht ist, wie mit dem Zug der Vögel nach Süden: — ein Zeichen, daß es schon irgendwo blüht —?"



Zurück ans All

Fast ein jeder, der ihr begegnete, wandte den Kopf nach ihr um, doch hätte keiner zu sagen gewußt, was an ihr auffiel. Selbst im gar nicht extravaganten Königsberg mußte ihr englischer Promenadenanzug für das Muster korrekter Kleidung einer Dame besten Standes gelten, die an diesem wolkenlosen Septemberabend im Schein der untergehenden Sonne noch ein wenig durch die stark belebten Straßen ging. Ihre feingebaute, schmächtige Gestalt mit schmal abfallenden Schultern bewegte sich lässigen Schrittes vorwärts, und nur ganz selten schaute sie auf; wenn es jedoch geschah, verlor ihr großer, ruhiger Blick nie den Ausdruck tiefster Gleichgültigkeit für das Getriebe der Menschen und Wagen um sie. Wenn sie den Straßendamm überschritt, ohne um sich zu sehen, konnte man jedesmal meinen, es sei ein günstiger Zufall, daß sie nicht überfahren worden sei. In der rechten Hand, die im Wildlederhandschuh steckte, trug sie einen dicken graubraunen Büschel, der sich nicht deutlich erkennen ließ, und schwenkte ihn im Gehen unmerklich hin und her, wie jemand, der von einem Landausflug an diesem sommerlichen Herbsttage etwas Schönes mitgebracht hat und nun mit seiner Freude und seinen Gedanken noch

daran haftet, während schon die Stadt ihn umschließt.

Der leichte Abendwind spielte mit ihrem weichen braunen Haar, das sie offen trug, und das unter dem kleinen Herrenstrohhut über den Nacken bis knapp an die Schulterlinie fiel, wo es ringsherum schlicht abgeschnitten war, ohne sich natürlich zu wellen oder durch Kunstmittel gelockt zu sein. Die schon vereinzelt auftauchenden Lichter hinter den Schaufenstern und in den Straßenlaternen warfen gelbe, unruhige Reflexe über ihr Gesicht mit seinen noch jugendlichen Zügen. An der weitgeöffneten Tür eines großen Obst- und Delikatessenladens, der auch bereits hell erleuchtet wurde, blieb sie stehen. Sie beugte sich über die gefüllten Fruchtkörbe, die zu Seiten der Türpfosten ausstanden, nahm prüfend einen Apfel, eine Pflaume in die Hand und ein Ausdruck fast heiterer Geringschätzung zuckte dabei um ihren Mund. Einer der Ladengehilfen in weißer Schürze kam heran und wollte sie nach ihrem Begehr fragen, aber als der Inhaber der Handlung, ein starker, behäbiger Mann, der an der Kasse stand, sie draußen bemerkte, ging er sofort auf sie zu, schob den dienstbeflissenen Jungen beiseite und begrüßte sie mit tiefer Ehrerbietung.

„Ich fürchtete schon, daß gnädiges Fräulein wieder abgereist wären, ohne noch einmal vorzusprechen,“ sagte er. Sie richtete sich aus ihrer gebeugten Haltung auf, erwiderte seinen Gruß mit einem Nicken und trat auf die Schwelle des Raumes, in dem es aufdringlich nach Obst, Fischen und Gewürzen roch.

„Zeigen Sie mir doch einmal Ihre Haselnüsse!" äußerte sie und hob zugleich die Hand mit dem dicken Büschel hoch. Der Ladeninhaber griff hastig danach. Es war ein Haselnußbüschel, an dem die Nüsse in ihrer zackigen Blattumhüllung in riesiger Größe, doldenförmig wie Beeren an der Weintraube, saßen.

„Gott, o Gott!" rief der Ladeninhaber.

Inzwischen hatte der Junge eine Handvoll Haselnüsse aus einer gefüllten Tonne herbeigebracht und bot sie dem Fräulein hin. Sie ließ sie durcheinander kollern und lachte vergnügt auf.

„Solche armen, kleinen Dinger! Ohne jede rechte Pflege aufgewachsen!" sagte sie in einem Ton, als spräche sie von verwahrlosten Proletarierkindern, und fügte hinzu: „Also, Herr Gesellius, es ist abgemacht? Mehr als den genannten Absatz habe ich nicht zu vergeben. Ich war meiner Sache sicher und habe schon im Frühjahr die meisten Geschäfte perfekt gemacht. Nur der überreichlichen Ernte ist es zu danken, daß ich auch mit Ihnen noch eins abschließen kann."

„Gewiß, gewiß!" beeilte sich der Inhaber zu erwidern und blickte den braunen imponierenden Büschel fast in Ekstase an, — „mein Gott, hätt' ich's früher gewußt! Ich könnte ja viel mehr anbringen. Aber nicht wahr, außerdem schicken gnädiges Fräulein mir noch die versprochene Äpfelprobe?"

Sie nickte und wandte sich zum Gehen. „Jawohl," bestätigte sie, „und was ich Ihnen noch sagen wollte: mit dieser Größe und Güte der Haselnüsse ist eine Neuerung verbunden, die diese Saison wahr-

scheinlich auch hier in Königsberg durchschlagen wird. Diese verachteten Nüsse, welche man bisher höchstens Kindern zu knacken gab, werden jetzt Tafelobst. Sie nehmen endlich die ihnen gebührende Stellung ein. Man serviert sie, wie sie am Strauch wachsen, in solchen bizarren Büscheln. Sie sollen sehen, es wird Modesache. In Kopenhagen, wo sie es mir seit den ersten Probesendungen nachzumachen versuchen, da ist es bereits so gut wie eine Modesache —."

Die letzten Worte richtete sie noch von der Straße her zu dem sie unter vielen Bücklingen hinausgeleitenden Mann. Mit einem weit helleren, weit weniger anteillosen Gesicht ging sie dann die Straße hinunter, ihrem ganz nah gelegenen Hotel zu. Unterwegs zog sie ihre Uhr und beeilte, nachdem sie einen Blick darauf geworfen, ihren lässigen Schritt.

Als sie in das Hotel eintrat, kam der Portier ihr entgegen und meldete, daß in ihrem Zimmer zwei Damen auf sie warteten; „die eine schon seit geraumer Zeit," setzte er hinzu.

Der helle Ausdruck schwand aus ihren Augen, sie stieg müde die kurze Treppe hinauf und betrat ihre Stube mit einer Miene so starrer Gleichgültigkeit, daß es wie ein kühler Lufthauch von ihr auf die beiden anwesenden Damen auszugehen schien. Dennoch sprang die eine von ihnen, ein hübsches, blondes junges Mädchen, lebhaft auf und ging mit ausgestreckter Hand auf sie zu, sichtlich erfreut und in herzlichem Tone ausrufend: „Cousine Irene! wie froh bin ich, dich wiederzusehen! Ich hätte dich doch überall gleich

wieder erkannt, trotz der ewig langen Zeit. — — — Weißt du, ich ließ mich nicht abweisen, weil —"

Irene drückte die ihr dargebotene Hand, aber ließ sie schlaff gleich wieder aus der ihren gleiten und fiel ein: „Ich danke dir, Ella. Ich habe mich ein bißchen verspätet, die Schuld liegt an mir. — — Die Damen kennen sich wohl noch nicht? — Ella Werner, meine Cousine, die morgen mit mir zusammen auf das Gut unsers Onkels reisen soll, — Frau Doktor Fuhrberger, aber bitte: Doktor durch sich selbst, nicht durch den Mann, — eine unserer deutschen Frauenführerinnen, die hier in Königsberg den armen Frauen durch ihre Reden den Kopf heiß machen will."

Frau Doktor Fuhrberger, eine kleine, sehr volle Frau, deren weibliche Korpulenz ihrer Herrenweste mit der flach gestärkten Leinenbrust und burschikosen Krawatte gewissermaßen humoristisch widersprach, schüttelte tadelnd den Kopf.

„Nein, — nein, von Ihnen, Fräulein von Geyern, gerade von Ihnen ist dieser Spott etwas wie ein Sakrilegium. Nämlich von allen Frauen der Welt müßten gerade Sie sich in aktivster Weise an unseren Bestrebungen beteiligen. Ich fühle es, — ja, ich möchte sagen: ich wittere es, — und ich weiß auch durch ein Wort von Ihnen, das Ihnen neulich entschlüpft ist, wie Sie über die Männer denken und wie sympathisch wir uns berühren."

Irene von Geyern hatte ihren Hut abgelegt, sich ihren beiden Gästen gegenüber tief in einen weichen

Sessel hineingedrückt und streifte langsam ihre wildledernen Handschuhe von den Händen.

„Weil ich gegen die Männer bin, bin ich noch lange nicht für die Frauen," bemerkte sie achselzuckend, aber leise, müde, ohne den vorherigen Anflug von Ironie in der Stimme, als fürchte sie einen lästigen und sie langweilenden Streit.

Frau Doktor Fuhrberger sah sie lächelnd und siegesgewiß an, voll Lust und Kraft zum allerlängsten Disput, und entgegnete herausfordernd: „Wer wie Sie denkt, wer wie Sie seinen Platz männlich ausfüllt und seinen Mann stellt, der hat auch schon Sehnsucht verspürt, — gleichviel, ob er es eingestehen mag oder nicht, — alle Rechte der Männer teilen zu dürfen, um es ihnen gleichtun zu können. O, glauben Sie nur: wir schauen auch der uneingestandenen Frauensehnsucht scharf ins Herz."

„Wirklich?" fragte Irene mit ihrer matten Stimme und in ihre großen, ruhigen Augen trat eine seltsame Traurigkeit, die weit, weit vom Spotten entfernt war, „ja, das mag ja sein, doch in mir täuschen Sie sich mit Ihren Hoffnungen und Anforderungen. Mich reizt nicht, was Männer besitzen. Mannesrecht ist ja, alles mitzumachen, — und ich mag nichts mitmachen."

Ihre Cousine Ella, die während der Unterhaltung mit dem fremden Gast von ihr mit einem Anstrich verwandtschaftlicher Intimität zurückgesetzt worden war, lehnte inzwischen in ihrem Sessel, ohne mitzusprechen, und sah in Sinnen verloren auf Irenens

Hände, die kraftlos gefaltet in deren Schoß ruhten. Sie erinnerte sich aus ihrer Kindheit noch so gut dieser wunderfeinen Hände — Irene besaß Hände und Füße wie ein Königskind —, aber damals waren sie weiß gewesen, mit feinen blauen Äderchen, und jetzt waren sie gebräunt und ziemlich breit in all ihrer Magerkeit, mit zwar noch edelgeformten, aber ganz kurz abgeschnittenen und völlig glanzlosen Nägeln.

Irenens Hand widersprach fast ihrem übrigen Äußeren, sie war gleichsam das Gesundeste und jetzt am wenigsten Aristokratische an ihrer Erscheinung. Die blassen Züge hatte keine Sonne zu bräunen vermocht und das lichtbraune, so schlicht und kunstlos zurückgekämmte Haar ließ eine selten schöne, aber marmorbleiche Stirn frei. Dieses Haar störte durch seine etwas fahle, wie verblichene Farbe ein wenig den Eindruck von Irenens Schönheit; Ella schaute sie immer wieder an und fühlte einen förmlichen Zwang, sie in ihrer Phantasie weißhaarig zu sehen, das junge Gesicht in schneeweißer Umrahmung — —.

Wer konnte wissen, welche alten Erinnerungen dabei mitwirken mochten; Irene hatte, als sie beide ganz kleine Mädchen waren, die mit Puppen gespielt, manchmal wie ein altes Weiblein ausgesehen, wie das altklugen Kindern öfters ergeht. Auch diese Traurigkeit im Blick, wie jetzt eben in ihrer Antwort an Frau Doktor Fuhrberger, besaß sie damals schon — aber nicht momentan wie jetzt, sondern konstant —, jene große, stille, sich selber unfaßbare Kindertraurigkeit, die gleich einer riesigen, nachtdunkeln

Wand hinter mancher kleinen Menschenseele steht und ihr das strahlende Leben verschattet. —

Ella genoß die Vorteile eines ungestörten Zuschauers so sehr und vertiefte sich während ihrer stummen Betrachtungen so ganz in ihre alte Schwärmerei für das kleine Irene-Mädchen ihrer Kinderzeit, daß sie fast verdutzt emporschreckte, als Frau Doktor Fuhrberger sich erhob und mit unnötiger Energie erklärte, sie müsse nun endlich wieder abradeln, umsomehr, da sie überhaupt nur angeradelt sei, um Irene zum Abschied noch einmal ihre Liebe zu gestehen, gegen die kein Widerstreben etwas nützen werde.

Irene geleitete höflich ihren Gast bis aus dem Zimmer auf den Hotelgang, und Ella freute sich inzwischen ungeduldig auf den Moment, wo sie Irene endlich allein sehen und mit anderer Wärme würde begrüßen und abküssen können, als vorher im Beisein der Fremden. Sie sah im Geist schon, wie Irene nun gleich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung eintreten mußte, — und bereits kitzelte es unwiderstehlich ihre Zunge, über die soeben hinausgegangene propagandistische Dame eine lustige Bemerkung zu machen; wie zwei spottgierige Schelme blitzten ihre sehr hübschen blauen Augen Irene entgegen.

Irene kam herein, sah etwas erstaunt in Ellas frohes, erregtes Gesicht und erwiderte deren Blick so verständnislos und kühl, daß eine rasche Blutwelle Ellas Wangen purpurn übergoß.

Sie fühlte sich blitzschnell beschämt und wie ge-

maßregelt dadurch, daß Irene wohl vornehmer empfand als sie und unwillkürlich durch diese zurückhaltende Vornehmheit ihren Gast, der eben noch bei ihr gesessen, vor einem lustigen Witzwort schützte.

Aber das war es nicht allein, darüber wäre Ella wohl gleich hinweggekommen. Doch da war das unverändert Kalte in Irenens Miene, gerade als sei ihr diejenige, die sich nun noch im Zimmer befand, ihre Verwandte und Kindheitsgespielin, genau so fremd, lästig und gleichgültig wie die andere, die sie kaum kannte. — —

Ella machte eine unbeholfene Bewegung mit den Armen und bemühte sich, unbefangen auszusehen, aber irgend etwas würgte sie an der Kehle, und ihre Augen verschleierten sich und brannten ihr. Sie trat schnell ans Fenster, als blickte sie hinaus.

Da fühlte sie nach sekundenlanger Pause Irenens Hand an ihrem Nacken — kühle — kühle Finger, die unaussprechlich sanft ihr über Hals und Schultern hinglitten und doch in ihrem leisen Tasten etwas Suchendes besaßen, was Ella ganz heimlich durchschauerte.

Irene sagte halblaut: „— Überwind es. — — Das bißchen Erregung, — wirf es von dir. Es ist nicht den Augenblick wert, den du daran leidest. Verbiet dir's, an mir zu leiden. — — Sieh, ich bin mal so."

Und in Ella stieg stürmisch der Wunsch auf, sich an sie zu schmiegen statt jeder Antwort, — an sie, deren Kälte sie eben noch kränkte und deren nachfühlendes Verständnis sich dennoch in alles einschlich.

Und in diesem Augenblick gewann Irene eine alte, schon von beiden vergessene Überlegenheit zurück, die sie bereits besessen hatte, als sie noch wie ein altes Weiblein ausgeschaut, und Ella wie ein gutes, dummes, liebes Kind. —

Irene läutete den Kellner herbei und ließ kaltes Abendessen mit Bier und Wein im Zimmer servieren, während sie nebeneinander am Fenster standen.

„Jetzt sollst du zeigen, ob du auch noch denselben Appetit hast, wie damals, wo du dir so gern irgend etwas Schönes von mir zustecken ließest, die niemals Appetit zu was bekam," äußerte sie und setzte sich zu Tisch.

„O, das weißt du also doch noch?" fragte Ella froh, „du hast doch nicht alles von damals vergessen."

Irene nickte ernsthaft, mit einer ablehnenden Miene, als ob sie sagen wollte: „Ach ja, ich vergesse gar nicht so leicht, ich behalte allerlei — mit dem Kopf." Dann lenkte sie das Gespräch mit den Worten ab: „Also morgen kommst du rechtzeitig zum Frühzug, nicht wahr? Ich bin aber gar nicht sicher, ob es dir für einen ganzen Monat beim Onkel Geyern gefallen wird. Wir leben so einsam, und du bist ja das Landleben nicht gewöhnt."

„Gerade deshalb freue ich mich so darauf," behauptete Ella, die es sich gut schmecken ließ, „du weißt nicht, wie schwer es ist, die Sommer in Berlin zu versitzen und am Lyceum zu unterrichten, — besonders, wenn man gar kein Talent zum Lehren hat,

wie ich. Ich lerne gern, treibe vieles, interessiere mich für alles, aber lehren —"

„Doch erwachsene Mädchen, keine Kinder," unterbrach Irene sie, „das sind doch mehr Vorträge als Unterricht."

„Kinder wären mir lieber," murmelte Ella, „auch wenn sie mehr Plage machen sollten. — — Überhaupt: Landleben und Kinder um mich — ach —!" sie brach rasch ab und fügte hinzu: „Aber erzähle mir vom Onkel Geyern. Ich habe ihn ja auch lange nicht gesehen. Ungefähr vor zehn Jahren besuchte er meine Eltern einmal. Schon damals kam er mir ganz alt vor, — gewiß doch über sechzig. Also muß er jetzt steinalt sein?"

„Gewiß ist er alt. Warum fragst du das so verwundert, als ob das eine Merkwürdigkeit sei?"

„Ja, weil, — ich kann's nicht recht begreifen, — wenige Jahre, nachdem er bei uns war, kamst du doch zu ihm, und da warst du doch höchstens achtzehn, — wie ist es denn da möglich —" sie stockte und verwirrte sich.

„— Daß er mich damals heiraten wollte, meinst du?" ergänzte Irene ruhig, „ja, das sind so Launen, die alte Herren manchmal haben, wenn sie ganz junge Mädchen sehen, und wenn diese jungen Mädchen allein stehen und wenig bemittelt sind. Aber warum bist du denn darüber so rot und verlegen geworden?"

„Ich fürchtete nur, — ich hatte Angst, weil es mir so herausgeplatzt war," gestand Ella, noch immer durch Irenens Art darüber im Zweifel, ob sie nicht

eine neue Taktlosigkeit begangen habe. Irene schaute sie sinnend an.

„Wie bist du lebhaft!“ sagte sie, nicht tadelnd, nur erstaunt, „wie springt das Blut in dir herum. — — Und wir sind Altersgenossen!“

„War dir denn das nun nicht gräßlich?“ fragte Ella zaghaft, aber mit unwiderstehlicher Neugier; „es ist doch daraufhin gewiß schwer, so zusammen zu bleiben, Tag für Tag. — — Ist es denn nicht wirklich gräßlich, daß ein so alter Mann, gewissermaßen wie ein Großvater alt —“

„Sein Alter war das einzige mir nicht Gräßliche daran,“ fiel Irene mit ihrer ruhigen Stimme ein, „und dann blieb ich bei ihm — weil es etwas bei ihm gibt, was ich liebe —.“

Das sagte sie zögernd, erklärte es nicht weiter und versank in Gedanken.

Ella entsann sich dessen, wie böse Zungen bei Gelegenheit dieses monströsen Heiratsantrages, nach welchem Irene dennoch beim Alten geblieben war, von „Erbschleicherei“ gesprochen hatten, denn richtig setzte der Alte sie ja schließlich zur Erbin ein, — aber wie viele und einander lächerlich widersprechende Urteile konnte man überhaupt über Irene hören, und dabei kannten die wenigsten sie persönlich näher. Die einen nannten sie eine in allen weichen Katzenkünsten erfahrene erbschleichende Kokette; die anderen ein Weib ohne alle liebenswürdigen Reize, Lockungen und Schwächen des Weibes; die dritten ein zartes, gebrechliches fin de siècle-Wesen, nebst ihrem Bruder,

einem ziemlich verlebten Weltmann, die beiden letzten eines alten Geschlechts; die vierten warfen ihr rüde Mannweiblichkeit und robuste Grobheit vor; die fünften endlich faselten nach einem kurzen Besuch auf dem Gute etwas von krankhaftester Sentimentalität.

Klug werden konnte man also sicherlich nicht aus dem, was andere Leute sagten, aber in Ella regte sich ein dunkles Gefühl, daß auch sie selbst nicht viel klüger werden und sich vielleicht bald in ebensolchen Widersprüchen ergehen würde.

Als Irene immer noch schwieg, bemerkte sie nach einer Weile: „Von deinem Bruder soll ich dir eigentlich noch Grüße bestellen. Er will den kommenden Winter in Berlin verleben, und es ist nicht unmöglich, daß er dich aufsucht."

Irene schüttelte den Kopf.

„Das tut er nicht. Ich störe ihn zu sehr. Wozu auch? In dem halben Jahr, wo ich vor meiner Übersiedelung zum Onkel noch öfters mit ihm zusammen war, sind wir einander vollständig überdrüssig geworden," versetzte Irene und unterdrückte ein Gähnen.

„Ich kann mir denken, daß seine lockere Lebensweise dir mißfällt. Aber ihr seid doch Geschwister und in eurer Familie herrscht von alters her solches unerschütterliche Zusammenhalten —"

„Wir letzten sind die Erschütterten," bemerkte Irene lächelnd, „übrigens ist es nicht nur wegen dessen, was du seinen lockeren Lebenswandel nennst. Aber ich hab' manches gesehen. — Zum Beispiel ein paar

Fälle: er verliebt sich einmal ernstlich, — wenigstens scheint es ihm einmal selbst ernstlich zu sein — und sofort, mit allen Gebärden des Schreckens, flieht er, er flieht vor dem Ernst, der Kraftprobe, dem Leben, den Konsequenzen, der Verantwortung. Im zweiten Fall: eine bloße verliebte Torheit, die er löst für eine neue verliebte Torheit, was er natürlich mit einer gewissen Brutalität tun muß. Was geschieht da? Er sitzt und jammert, er weint sogar, er hat Mitleid mit dem Mädel, empfindet seine Untreue als eine Schwäche, und Nachts träumt er, daß sie ihn mit einer Brennschere zu Tode zwickt. — Wenn ein Mann kein volles Leben mehr in sich hat, den traurigen Rest aber unaufhörlich zu einer Fülle aufbauscht, dann schaut er aus wie mein Bruder. — — Friede seiner lebendigen Asche."

Ella schwieg dazu, eiskalt berührt. Nicht zu fassen vermochte sie es, wie Irenens reizbares Taktgefühl, das selbst nicht den leisesten Scherz über einen Gast ertrug, mit solchem unverhohlenen, indiskreten Ekel vom eigenen Bruder sprach, und ihm nicht einmal die Ehre erwies, die Stimme entrüstet zu erheben, — diese Stimme mit ihrem tief gleichgültigen Klang.

Das hätte der Bruder Udo nicht über sich gebracht; er vergaß doch nie, daß Irene eine von den Geyerns war, wie er selbst, und also identisch mit ihm, — mit der Familie als solcher, vor der die blind angeborene, eingewöhnte Ehrfurcht seine letzte und einzige Ehrfurcht war.

Eine lange Pause entstand, während welcher Ellas

Gedanken weit fortschweiften aus dieser Kälte zu dem, was ihr selbst das Herz wärmte.

„Nun — und du? Von dir selbst sollten wir lieber sprechen," bemerkte Irene endlich, — „du mein Gott, nun wirst du schon wieder rot, heut zum dritten Male! Was bist du für ein liebes Ding, Ella."

Ella griff unwillkürlich nach einer feinen Medaillonkette an ihrem Halse; ihr war, als fasse Irenens Frage direkt, wie durch Gedankenübertragung, hinein in das, woran sie soeben gedacht hatte.

Irene sah ihre Verwirrung und ihre Handbewegung.

„Verlobt?" fragte sie.

Ella starrte sie hilflos an.

„Wie kannst du das wissen?" rief sie aus und umklammerte ihr Medaillon.

„Du, Kind! du sprichst ja nicht nur mit dem Munde," entgegnete Irene sehr sanft und schaute ihr tief in die Augen; „trägst du sein Bild am Hals?"

Ella löste mit einer spontanen Bewegung das Kettchen und reichte es mit tiefem Ernst Irene hin. Sie verstand sich selbst nicht, aber die sie eben noch abgestoßen hatte, öffnete mit einem einzigen Stimmklang und Blick ihr Vertrauen und Herz.

„Er ist Landwirt? Forstmann? Gutsbesitzer?" fragte Irene, noch bemüht, das Medaillon aufzumachen.

„Ja! Landwirt. Aber wann habe ich denn so etwas erwähnt?" sagte Ella leise, und es kam ihr vor, als entliefen ihr einfach die verschiedensten Mit-

teilungen und Gedanken ganz stumm, ohne ihr Dazutun. Schon fürchtete sie wieder Irenens nächste Frage; was würde sie alles wissen oder wissen wollen von ihrem wortscheuen Glück —?

Irene sah den Männerkopf im Medaillon lange an.

Dann lehnte sie sich weit in ihren Sessel zurück, verschränkte die Arme über dem Kopf und blickte schweigend gegen die Zimmerdecke.

Sie fragte gar nichts. Durch ihre Augen ging wieder eine große, sinnende Traurigkeit und fast sah sie in diesen Minuten wieder dem alten Weiblein aus ihrer Kindheit gleich, das so voll trüben Staunens war über das Leben.

Ella riß der Anblick von ihrem Stuhle auf, und ehe sie selbst es noch wußte, kniete sie schon neben Irene und umschlang sie mit ihren Armen, im heißen Bedürfnis, zu beichten und zu vertrauen.

„— Wir sind noch weit vom Ziel, — er und ich, — ganz erdrückt von den materiellen Sorgen alle beide, er hat auch noch kleine Geschwister zu unterhalten," flüsterte sie, „und doch — o Irene, so namenlos glücklich! So glücklich mußt auch du werden."

Irene regte sich nicht. Sie sagte nur langsam in einem schleppenden Ton: „Ich glaube nicht daran, daß die Liebe uns aus unserer Vereinzelung erlöst —."

* * *

Den ganzen Morgen nach ihrer Ankunft auf dem Gute war Ella mit dem alten Onkel Geyern zwischen

den Feldern und in den Stallungen herumgestrichen. Er hatte dabei ihren Arm durch den seinen gezogen und ihr die Honneurs ganz in der Weise gemacht, als ob sie sich im Salon befänden und er sie in der Gesellschaft orientieren müsse. Ella bat ihm in ihrem Herzen manches stille Vorurteil ab, ganz gewonnen durch seine heitere, ritterliche Art mit ihr umzugehen, und der alte Herr schien völlig entzückt über die Aussicht, dies junge, lebhafte Mädchen wochenlang als Gast im Hause zu haben.

So kamen sie plaudernd und scherzend, im besten Einvernehmen, Arm in Arm zum Mittagsmahl, das, solange die Jahreszeit es zuließ, in der großen glasgedeckten Veranda des Gutshauses eingenommen wurde. Irene, die den ganzen Vormittag unsichtbar gewesen, begrüßte sie flüchtig und zerstreut; sie weilte offenbar mit ihren Gedanken durchaus nicht bei ihnen, und Ella verstand es in diesem Augenblick gar nicht, wodurch sie ihr am gestrigen Abend so innig nah gekommen war. Das Hotelzimmer mit seinem Lampenlicht bildete jedenfalls einen wohltuenderen Rahmen um das sonderbar Fremde, Isolierte ihres Wesens, als die offene Landschaft mit ihrer hellen, goldhellen Septembersonne, die breit über den herbstlichen Birkenwipfeln flimmerte, so daß es aussah, wie wenn sich die grünen Birkenblätter beeilt hätten, ihr zuliebe auch goldgelb zu werden, damit alles strahlend ihren Glanz allein verkünde.

„Hast du die Milchkuh brüllen hören, Irene?“ fragte der alte Onkel und schob seinen Stuhl zurecht,

bis die volle Sonne ihm warm in den Rücken schien; „ich will dir nur sagen: sie hat das Kälbchen zu lange genährt, wie ich es von vornherein behauptet, — sechs Wochen ist eben zu lange. Das kleine Tier weigert sich den dritten Tag, andere Nahrung zu nehmen. Wenn du doch einmal auf mich hören wolltest."

„Es wird Nahrung nehmen!" entgegnete Irene tiefernst, als handle es sich um das gefährdete Leben eines teuren Menschen, „wenn du das doch endlich einmal meine Sorge sein lassen wolltest!"

Der Alte wandte sich mit einem Ton unterdrückter Erbitterung an Ella: „Du mußt wissen," erklärte er gereizt, „ich habe früher immer meine Milchkühe von den Bauern genommen und aus den Kälbern, die bei uns geboren wurden, nur Zugvieh und Schlachtvieh gemacht. Das Aufziehen von Milchkühen ist nämlich eine Kalamität, — sinnlos —"

„Die Bauern betrügen," fiel Irene eisig ein, „bis jetzt haben sie dich noch immer betrogen. Man kann die Fehler einer Milchkuh nicht immer beim Ankauf nachweisen, die stellen sich erst heraus."

Der Alte hob die Augen anklagend zur Verandadecke. Auf seinen eingefallenen Wangen verschärfte sich das leichte Rot, das sie ständig färbte und ihn bisweilen täuschend jünger machte, als er war.

„Du mußt wissen, Ella," erklärte er wieder seiner anderen Nichte, während er ihr mit etwas zitternder Hand Wein ins Glas goß, „Irenens drittes Wort ist: du wirst betrogen. Gerade, als ob alle Menschen Bösewichte und Betrüger seien. Mein Gott, diese

guten, harmlosen Kerle von Bauern! Aber Irene hat so schreckliche Angst, einen Groschen zu verlieren."

„Ich bin geizig, mußt du wissen," ironisierte Irene seine Sprechweise.

„Ja, bist du das etwa nicht?!" fuhr er ärgerlich auf — bist du es nicht? Du hast mit deinem Geiz mir schon die schönsten und spekulativsten Pläne gänzlich verdorben. Du gehst herum und hältst dich an die Kleinigkeiten, ich aber finde das des Menschengeistes unwürdig und suche nachzusinnen, ins große und im ganzen."

„Wobei die einzelnen und ‚kleinen' Dinge, aus denen das Gut besteht, als da sind Tiere und Pflanzen, zu Grunde gehen," unterbrach sie ihn ohne Erregung, „warum siehst du es nicht von dieser Seite an? Du machst Spekulationen, vielleicht sehr geistreiche, aber doch wohl schließlich Geldspekulationen damit, nicht wahr? Ich aber kümmere mich nicht um das Geld, sondern um das Gedeihen der Dinge selbst. Und darum — "

„Nun, darum?" fragte er wild.

„Darum fließt das Geld mir aus ihnen willig und reichlich in die Hände. Es ist ihnen nicht erpreßt, sondern ihr Dank an mich," ergänzte sie gelassen.

Ella fragte sich im stillen, ob diese beiden wohl jeden Mittag so erquickliche Gespräche miteinander führten? Sie vermochte natürlich nichts klar zu beurteilen, doch war ihr Herz auf des Alten Seite. Sie bewunderte sein fast jugendliches Interesse an allem, seine Lebendigkeit, denn was sich in ihm gegen Irenens

Kälte aufbäumte, war eben Leben; diese erschien ihr greiser und temperamentloser als der reichlich Siebzigjährige.

Nach dem Mittagsmahl nötigte er Ella, die Schale Kaffee bei ihm zu nehmen.

„Meine eigentlichen Gemächer hast du noch gar nicht gesehen," sagte er und führte sie in ein paar altmodisch und anheimelnd eingerichtete Herrenzimmer, die von feinem Tabak ganz eingeräuchert waren, „und wenn du mir etwas besonders Liebes tun willst, dann kommst du auf ein Stündchen hierher, sei es nach Tisch oder in der Schummerstunde. Lieber Gott, wie entbehre ich das; kein Menschenkind kommt mehr her zu mir."

Ella wollte ihm die Pfeife reichen, die schon bereit stand, und ihm seinen langen Großvaterstuhl zurechtrücken, doch wie er das bemerkte, lachte er mit seinem bartlosen, faltigen Mund, der noch sein eigenes wohlerhaltenes Gebiß besaß, und ehe sie sich's versah, drückte er sie selber in die Tiefen des Großvatersessels.

„Einen Schemel kannst du auch haben, einen richtigen gestickten Schemel aus alter Zeit," bemerkte er eifrig und machte es ihr so behaglich, wie er konnte. „Gott, natürlich, ich bin ein arg alter Knabe, aber muß man denn immer daran denken? immer und immer nur daran? Ich fühle mich rüstig, die Sonne scheint, und da ist man doch voll Lebensfreude, nicht wahr? Reisen kann ich nicht mehr viel, aber wenn ich hier jemand hätte, — nur hin und wieder, — der frohe

Augen macht und mit dem man sich heiter unterhalten kann."

Er stieß den Rauch aus seiner Pfeife, sorgfältig zum Fenster gewandt, hinaus und murmelte: „Aber, weißt du, die Irene, die wartet ja nur auf meinen Tod."

„Aber Onkel!" rief Ella entsetzt aus, „wie kannst du nur ein solches Wort in den Mund nehmen! Das ist ja auch nimmermehr dein Ernst. Sonst würdest du ja auch Irene nicht mit solchem Vertrauen freie Hand in allem lassen, wie du es mir selbst heute morgen draußen im Gut erklärt hast."

Er machte ein klägliches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Sie versteht es eben besser, — man muß ihr eben freie Hand lassen," sagte er unruhig, — „oder was es nun sein mag: ihr gelingt alles. Mir mißlingt alles. Es ist ja wahr, ich habe früher mich nicht um Landwirtschaft gekümmert, sondern um Philosophie und so manche Kunst betrieben und in der Welt gelebt —. Aber sie brachte doch auch keine praktischen Kenntnisse mit. Und nun beachte einmal das Gesinde: niemand mag sie leiden, aber nicht nur gehorchen ihr alle, sondern sie haben auch festen Glauben an ihre Anordnungen —. Sie ist gleichsam — nicht erst durch mein Testament — Besitzerin von allem. Ob ich auch noch sterbe, ist fast gleichgültig, nicht wahr? Und doch kommt es mir immer vor, als entrisse sie es mir, Stück für Stück. — — Und, weißt du, wenn ich jung wäre, ich meine wirklich jung, dann würde ich den

Kampf mit ihr aufnehmen und es ihr wieder zurück entreißen, — Stück für Stück, bis es wieder mein wäre, mein allein —."

Er stand am Fenster, die lange, hagere Gestalt ein wenig vorgebeugt und seine farblosen klugen Augen schienen etwas Eingebildetes zu fixieren. Er sprach fast flüsternd, ein Ton von Haß zischte darin.

„Aber Onkel, du träumst!" sagte Ella fast lächelnd, „es ist ja alles Stück für Stück dein. Was würde denn anders sein, hier auf dem Gut?"

„Was anders sein würde?!" Seine Augen glänzten freudig auf, „ein frohes Leben und frohe Geselligkeit würde hier sein! Menschen mit Lippen und Augen wie deine, und deinem Lachen, und der Wein würde in den Gläsern klingen, und das Treibhaus würde seine Blumen hergeben, — damit man doch fühlt, wozu man auf dieser schönen Erde lebt. — — Horch!" fügte er hinzu und legte seine schmalen, langen, aristokratischen Finger an den Mund, „hörst du? Irene spielt. Auf dem Flügel in ihrem Wohnzimmer. Bist du Musikkennerin? Irene ist Meisterin auf dem Flügel. Mozart ist ihr Liebling. — Weißt du, sie ahnt gar nicht, welchen Gefallen sie mir damit erweist, daß sie fast täglich um diese Stunde spielt, ehe ich meinen kleinen Nach-Tisch-Schlummer halte. Es nickt sich so wundervoll dabei in einen Traum hinüber."

Ella besaß wenig genug musikalisches Verständnis und Gehör, aber dennoch ging sie, nachdem sie den alten Onkel verlassen hatte, langsam und lauschend durch den großen Obstgarten auf der linken Seite

des Hauses, nach dem Irenens Fenster hinauslagen.

Die Glastür, die aus ihrem Wohnzimmer direkt in den Garten führte, stand weit offen. Ella wagte nicht, auf die Schwelle zu treten, doch konnte sie trotzdem Irene in ganzer Gestalt vor dem Flügel sitzen sehen, und dieser Anblick war sehr fesselnd. Ihr schien, daß Irene ganz anders aussähe als gewöhnlich — mit ihren schmalen Hüften und in der losen, dunkeln Kleidung, die sie zu Hause trug, glich sie kaum einer Frau. Auch der ein wenig emporgerichtete Kopf mit dem halblangen, offenen Haar, das ihr so schlicht um den Nacken fiel, war wie der eines Jünglings.

Während sie spielte, schien sie einer angenehmen Träumerei nachzusinnen und sah liebenswürdiger aus als sonst.

Ohne die Hände von den Tasten zu nehmen, aber nur noch leise — leise ein paar Akkorde suchend, sagte sie plötzlich laut: „Dir geschieht nichts, du kannst gern näherkommen."

Ella stellte sich verlegen in die Glastür.

„Sahst du mich denn? Ich wollte dich doch nicht stören," entschuldigte sie sich.

„Mich stört das nicht: — ein Mensch mehr oder weniger." Irene ließ die Hände sinken und sah über die Schulter nach ihr hin; „auch ist die Beschäftigung mit Musik für mich nichts so Intimes, wie du wohl zu meinen scheinst."

„Nicht? Ist sie das nicht für jeden, der sich ihr

wirklich hingibt? Entführt sie nicht weit — weit fort von allem? Ich denke mir das als Laie so."

„Ja, — weit, — aber nicht tief: wenigstens mich führt sie nicht tief," entgegnete Irene und schlug einen Ton an, „für mich ist Musik wie Reminiszenz, — verstehst du wohl: nicht eigentlich persönliche Reminiszenz, aber doch so, wie wenn Großmutter den Kindern Geschichten erzählt, Geschichten aus ihrem und aus anderer Leben, — und die Kinder horchen, und es klingt allerlei auch an ihre kleinen Erlebnisse an, — aber fern, und daher sehr süß. So ist es."

Ella setzte sich auf die Kante eines Stuhles neben der Tür. Sie freute sich darüber, Irene so mitteilsam zu finden.

„Hast du nie komponiert?" fragte sie voll Interesse.

„Nein." Irene runzelte die Brauen, sie begriff nicht, wie Ella das nicht nach diesen Worten von selbst wußte.

„Wenn ich komponieren könnte, wäre natürlich die Musik etwas völlig anderes für mich, — und dann hättest du mich gestört. Es wären nicht Großmutters Geschichten, — sondern m e i n e Geschichten, die ich s c h a f f e n würde, aus der Tiefe eigenen Lebens heraus. — — Ich bin ein ganz unproduktiver Mensch."

Irene stand auf und setzte hinzu: „Sitz nicht so steinern da, du bist ja lebhaft, leg dir doch keinen Zwang an. Habe ich dich gestern so scheu gemacht? Oder hat der Alte dich gegen mich eingenommen?"

„Ach, Irene," rief Ella warm, „der alte Onkel ist gut! Ich hab' ihn lieb!"

„Ich glaube, du hast alle lieb. Hat er dich wirklich mit seinen Hofmachereien gewonnen?"

„O pfui, Irene, mir macht er doch nicht den Hof. Er ist nur so merkwürdig lebensfrisch für sein Alter. Weil er so vollkommen gesund ist, innerlich und äußerlich. Denke, wie das für sein ganzes vergangenes Leben spricht. Es ist schön!"

Irene lächelte. Sie sagte nachdenklich: „Du, stelle dir nur vor, mir kommt das dermaßen unnatürlich und ungeheuerlich vor, daß ich manchmal nur schwer der Versuchung widerstehen kann, ihn am Ärmel zu zupfen und ihm ins Ohr zu murmeln: alter Mann, es ist Zeit, zu sterben."

Ella stieß fast einen Schrei aus. Sie vermochte nichts zu antworten. Alle Sympathie für Irene war wieder blitzgleich verflogen und mit einemmal kam sie ihr unheimlich vor.

Um ihren Schreck und ihre Entrüstung zu verbergen, erhob sie sich vom Stuhl und ging betrachtend und musternd durch das helle Zimmer mit seinen alten graziösen Barockmöbeln, der lichtgeblümten Wandbekleidung, an der kein Bild hing, und blieb vor einem wohlgefüllten Büchergestell stehen.

Ellas Blick überflog die sauber eingereihten Werke erst zerstreut, dann mit sachverständigem Interesse.

„Von hier werde ich mir manches von dir leihen, was ich besser und gründlicher kennen sollte," bemerkte sie, „und diese alten Ausgaben von Voltaire und Rousseau und den anderen Franzosen! Und hier hast du ja die ganzen Enzyklopädisten."

„Daraus haben wir, der Alte und ich, in der ersten Zeit viel gelesen. Wir haben einen gleichen Geschmack im Literarischen. Er ist ja noch von der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, die so scharf und graziös war," sagte Irene.

„Und dem neunzehnten Jahrhundert hast du zwischen diesen Büchern gar nicht den geringsten Platz gelassen?"

„Nein, so gut wie nicht. Moderne Dinge stoßen mich ab," versetzte Irene kurz.

„So ganz in Bausch und Bogen?"

„Nun ja, eben im Prinzip," entgegnete Irene ungeduldig, denn es belästigte sie schon zum zweiten Male, daß sie Ella etwas erst weitläufig erklären mußte; „ich meine nicht diesen oder jenen Schriftsteller, — ich meine alle Kunst und Wissenschaft, die, zeitlich gesprochen, ganz dicht um uns herum liegt. Ich weiß wohl, daß sie da sein muß, — euretwegen, — aber sie ist mir wider den Geschmack. Dem Alten hingegen würde sie wohl munden, wenn er selbst aus der heutigen Zeit wäre. Ich aber muß mir weit vom Leibe halten, was ich genießen will. Alle Nähe macht mir Übelkeit, und diese Mißempfindung stimmt nicht gerade liebenswürdig gegen Dinge und Menschen."

Ella schwieg dazu.

„Ist sie denn überhaupt ein Mensch?" dachte sie tief erstaunt.

Irene hatte sich nach der Tür umgewandt, die eben in den Angeln knarrte. Ein Mädchen aus dem Gutsgesinde, mit einem roten Kopftuch, das tief über

die Augen herüberstand, und einem Bündel in der Hand, stand auf der Schwelle und hielt sich am Türgriff fest, in einer Art von verlegener Ratlosigkeit. Sie wollte sichtlich ihre Anwesenheit irgendwie bemerklich machen, ohne zu stören, und sah dabei doch aus, als hätte sie viel lieber das rote Kopftuch vollends übers Gesicht gezogen.

„Sie sind es, Maleine," bemerkte Irene in kurzem, sachlichem Ton. „Sie wollen sich wohl verabschieden. Ja, hier ist Ihr Buch."

Dabei trat sie an den Schreibtisch und händigte dem Mädchen aus einem Fach allerlei Papiere und Zeugnisse aus.

Maleine nahm sie in Empfang, drehte sie zwischen ihren starren, geröteten Fingern unschlüssig hin und her, bemüht, irgend etwas, was ihr das Herz abdrückte, herauszubringen, und stürzte plötzlich auf Irene zu, unter heftigem Schluchzen nach deren Händen langend.

Als Irene ihr brüsk die Hand entzog, warf sie sich auf die Kniee.

Ella schaute mit mitleiderfüllten Augen auf ihre unbeholfene, unförmliche Gestalt, die das große geflickte Umschlagetuch nicht zu verbergen vermochte, und die in dieser Lage zu peinlicher Wirkung kam.

„Lassen Sie das Geheul, Madeleine, es ist mir zuwider," befahl Irene, und um ihre Lippen legte sich ein so starker Ausdruck des Ekels, daß sie zuckten.

Das Mädchen blieb liegen und weinte herzbrechend weiter.

„Nie wieder!“ stammelte sie, „nur noch fürs eine Mal, nie wieder —“ und sie hob die gerungenen Hände zu Irene auf.

„Immer wieder!“ unterbrach Irene sie voll Abscheu, mit einer jähen Wendung ihren Fuß vor Maleinens Berührung zurückziehend, wie wenn sie in etwas Grauenhaftes getreten sei. Des Mädchens Hände sanken plötzlich; diese Gebärde hatte etwas dermaßen Beredtes und Vernichtendes gehabt, daß selbst ihr Weinen stockte.

Mühsam am nächsten Stuhl sich hochhebend, suchte sie wieder in aufrechte Haltung zu kommen, griff nach dem Bündel, das neben sie hingekollert war, und schwankte aus der Stube.

Ein Schweigen entstand. Irene, noch immer den Ekel im Gesicht, ging an die Tür und schloß sie.

„Was hat sie denn verbrochen?“ fragte Ella endlich halblaut.

„— Sahst du es nicht? —“

„Das?! — — Aber, Irene, ist denn das so schlimm, daß man einem Menschen fast einen Fußtritt gibt —?! Ich meine, auf dem Lande, da passiert —“

„— Auf dem Lande, da ist es ganz nett, wenn die Menschen sich paaren, wie das Vieh auf dem Felde,“ ergänzte Irene in eisigem Ton.

„Ach nein, das meinte ich nicht. Aber ich mußte doch denken, daß sie mindestens eine Diebin oder ganz unmögliche Kreatur sei, nach deinem Verhalten.“

„Eine Diebin ist im Gutswesen sehr unbequem.

Aber zu vergleichen ist das gar nicht. Denn schließlich, ob ein Stück dem einen oder dem anderen gehört, ist mir, abgesehen vom bißchen Vorteil, ganz gleichgültig. Ich kann mich unmöglich ernstlich erregen um der Gesetze willen oder der Moral der Leute —“

„Nicht um die Moral?! Ja, aber dann — weshalb dann die ganze Entrüstung jetzt — —“

„Mein Gott! Aus Ekel!! Was liegt daran, ob es tausendmal legitimiert geschieht! Am Fall von Maleine kann ich einfach den Ekel zeigen, den ich tausendmal hinunterwürgen muß. Aber mit Frau von X. oder Y. ist es genau so ekelhaft. Ich ertrag's nun einmal nicht, dies — dies — —“ ihr Gesicht verzerrte sich, „ein Mörder, der da tötet, ist mir noch lieber, als dies — dies verfluchte schmutzige Leben machen —“

Sie brach ab, setzte sich hin und deckte die Hände vor die Augen.

In Ella stürmte und gärte es. Eine tiefe wühlende Empörung gegen Irene wallte glühend in ihr auf und raubte ihr die Worte. Was in dieser zornigen Erregung in ihrem eigensten Innersten vorging, vermochte sie selbst gar nicht zu analysieren, aber es war etwas, was alle ihre Instinkte feindselig wider Irene kehrte.

Als diese nach einer langen Pause die Hände von den Augen nahm und aufblickte, saß Ella blaß, mit zusammengepreßten Lippen da und starrte vor sich hin.

Irene kam ein Lächeln.

„Nein, was bist du doch für ein lebhafter Hase!" sagte sie, „wie leidenschaftlich wirkt jegliches auf dich. Ich bin sicher, du möchtest jetzt am liebsten auf mich losspringen vor Zorn, — nun, tu deinen Gefühlen keinen Zwang an, momentan kann nichts mir ernstlich unsympathisch sein, nach — nach diesem —"

Ella hob die Augen mit einem Blick, der Irene betroffen machte.

„Ich kann nicht!" stieß sie hervor, „sprich jetzt nicht mit mir, — ich hab' dich so gar nicht — nein, so gar nicht mehr lieb, Irene, — was soll da Zorn, — wir sind zu weit voneinander zum Zorn."

„Zu weit voneinander, — ja, das sind wir wahrlich," bestätigte Irene langsam, „und das fühlst du nun erst und kannst mich nicht mehr lieb haben, und leidest darunter, du — du Kind, denn lieb haben ist dir natürlich."

Als Ella schwieg, setzte sie nach einer Pause hinzu: „O, ihr Gefühlsmenschlein! wie hängt ihr vom Moment ab! Gestern noch überfiel dich ebenso schlecht motiviert das Vertrauen zu mir, und du zeigtest mir dein Herz und das Bild im Medaillon, das du über dem Herzen trägst. Und heute bewirkt ein ebensolches Nichts, — irgend eine Meinungsäußerung, irgend ein fremdes Weib — eine so maßlose Kränkung —"

Ella sprang so jäh von ihrem Stuhle auf, daß sie verstummte.

„Ja, eine maßlose Kränkung!" rief Ella ganz außer sich, und ihre blauen Augen flammten und blitzten so, daß ihre einfache, freundliche Erscheinung

fast etwas von unwillkürlichem Pathos bekam; „— es kränkt mich, weil ich diesem Weibe immer noch näher stehe als dir! Es kränkt mich, weil das, was du so furchtbar beschimpftest, auch mein — ja, auch mein höchster und heiligster Lebenstraum ist, verstehst du mich? Weil, wer Schande darauf wirft, auch Schande auf mich wirft, so wahr ich Braut bin, so wahr ich einst Mutter zu werden hoffe. Und du, die du deinen Fuß vor unserer Berührung zurückziehst, behalte deine bösen, unmenschlichen Gedanken ganz still bei dir und tritt zur Seite, — tritt zur Seite vor uns, denn uns gehört der Weg, — nicht aber dir, — nein, nicht dir."

Sie brach ab, fast zitternd vor Erregung, und lehnte sich dicht in die Vorhänge der Glastür, vor welcher sie stand. Sie war dunkel errötet, und in ihren Augen funkelten Tränen.

Irene verhielt sich ganz schweigend.

Sie hatte die Hände um die Kniee gefaltet und den Kopf sinnend ein wenig geneigt.

Von draußen ertönte nur das helle Gezwitscher einiger Schwarzdrosseln auf dem Kiesweg des Obstgartens, und von Zeit zu Zeit schlug leise der im lauen Winde hin und her schwankende Zweig eines großen Birnbaums an die Fensterscheibe.

Da, nach einer langen, beklemmenden Stille, atmete Irene tief auf und sagte mit ihrer verschleierten Stimme: „Ja, du bist ein Mensch, den sich das Leben zu seiner innigen Freude geboren hat. Du hast Kraft und Herz und den Mut der Liebe in dir. So wie du, jung und unverdorben, sollten alle sein."

Ella meinte anfangs, sie verstehe nicht recht. Langsam, mit grenzenlosem Erstaunen im Gesicht wendete sie sich um.

Nein, Irene sprach nicht ironisch, sondern sichtlich in vollem Ernst. Daß sie überhaupt ironisch sprechen konnte, begriff gar nicht, wer sie so sah. Ganz verwandelt schien sie im Ausdruck ihres Wesens.

In ihren Augen lag die tiefe, seltsame, große Traurigkeit ihrer Kindertage; die Gesichtszüge waren ein wenig schlaff, wie in hoffnungsloser Müdigkeit, und ihre ganze Haltung besaß etwas beinahe Rührendes.

Als sie Ellas Erstaunen bemerkte, und wie in deren beredtem Mienenspiel, das nichts verheimlichen konnte, Reue, Verwirrung und neu aufsteigende Wärme miteinander kämpften, schüttelte sie leise den Kopf und fuhr fort: „Nein, nein, halt an dich, du großes Kind. Denke nur nicht, ich erklärte dir soeben meine Liebe. Mir ist das alles nicht sympathisch, — was ich dir da eben sagte, und was wie Lob klingt. Ich spreche ihm nur seine Berechtigung zu, — und beherzige deine Worte: daß solche Unwesen, wie ich selbst, beiseite treten sollen. — — Es ist kleinlich und allzu menschlich, etwas nicht zu loben, weil man es nicht liebt."

Sie sprach das letzte mehr zu sich selbst als zu Ella und schien sie gar nicht weiter zu beachten, sondern ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Ella stand da und starrte sie an in den widerstreitendsten Gefühlen. Es drängte sie, Irene in die Arme zu nehmen und ihr zu helfen, — sie wußte nicht wie

und auch nicht einmal wobei. Sie wußte nur, daß sie ihr unaussprechlich leid tat.

Nach kurzer Pause bemerkte Irene in freundlichem Ton, als entsinne sie sich eben plötzlich einer ihr interessanten Tatsache: „Erinnerst du dich — vorgestern — der Frau Doktor Fuhrberger? Ich habe sie in Königsberg wiederholt gesprochen. Und immer von neuem versicherte sie mich ihrer Sympathie. Was ich auch tat, um ihr klar zu machen, daß ich ihre Ziele und Bestrebungen absolut nicht teile, fühlte sie sich doch heimlich mir nachgezogen, als wittere sie trotz alledem: die gehört zu uns. Siehst du, das kennzeichnet etwas. Es kennzeichnet, daß in der Bewegung, die sie vertritt und die ja mitten ins Leben greifen und sich das Leben erobern will, — daß in dieser Bewegung irgend ein kleiner Keim Todesgeruch hat. Irgend ein Absterben des vollen weiblichen Naturlebens, ein schlaffes Nachlassen der vollen Instinktfreudigkeit der Frau — —. Denn wo die noch vollauf da ist, — — da hat man mich nicht so verhängnisvoll gern. Da hat man mich: ‚gar nicht mehr lieb‘ — — wie du."

Mit diesen Worten stand sie langsam auf, trat zu der ganz Verwirrten hin und tat, was soeben erst diese selbst hatte tun wollen: sie nahm sie leise in ihre Arme und streichelte ihr über das blonde Haar.

„— Jetzt solltet ihr heiraten und das Nest bauen," sagte sie unvermittelt, „— jetzt, solange so viel Sonne so warm aus dir heraus scheint. Könntet ihr's denn

nicht mit bescheidenen Ansprüchen erzwingen und mit etwas Kraftaufwand?"

Ella schüttelte heftig den Kopf; ihre eignen Lebens- und Liebessorgen, die sie nie ganz vergaß, drückten ihr bei dieser Äußerung so schmerzhaft das Herz zusammen, daß all ihr Mitleid mit Irene verflog; wie mit einem Zauberschlag schlich das Vertrauen zu Irene als zu einer ratwissenden, überlegenen Macht sich in sie ein.

„— Wir arbeiten — und arbeiten — alle beide; wir schränken uns ein und setzen alle unsere Kraft daran, endlich ganz zusammenzukommen, — wir mühen uns — und mühen uns Tag um Tag ab, — und wollen ja vom ganzen Leben nichts — nichts weiter, als unser Liebesglück. Aber es geht nicht, wohl noch lange nicht, und die trüben kleinen Sorgen ersticken alle Freude," sagte sie und aus ihren Augen liefen heiße Tränen.

Irenens Blick haftete mit einem undefinierbaren Ausdruck an diesen strömenden Tränen. Sie schwieg und betrachtete sie mit staunendem Interesse.

* * *

Noch braute und dampfte der Frühnebel so stark über den Feldern, daß er alle Umrisse verbarg, und weit hinten, am östlichen Waldessaum, schossen die ersten Strahlen der Sonne rotgelb und fächerförmig über den nebelverhangenen Horizont. Den Rock aufgeschürzt, ging Ella durch den Gutspark den Stallungen

zu, um sich von der ersten Melke ein Glas warmgemolkener Kuhmilch zu holen. Noch war es dafür zu zeitig; drüben im Hof ordneten ein paar Mägde erst die großen, zum Durchseihen der Milch bestimmten Blechgefäße auf einem Karren und schienen sich mit dem Herüberfahren noch gar nicht beeilen zu wollen. Aber nach dem gestrigen Abend hatte Ella nur kurz und unruhig geschlafen und vor Morgengrauen sich schon hinausgeschlichen, denn das war einer der ländlichen Genüsse, für den sie gern jeden langen Schlummer hingab.

Aus dem Kuhstall drangen unbestimmte Laute, ein Kettenklirren und ein verschlafenes Gebrumm; die niedrige Tür war bereits aufgeschlossen worden und stand halb offen, und Ella wollte eben eintreten, um ihr Glas auf die Holzbank am kleinen Stallfenster niederzusetzen, als sie zu ihrer äußersten Verwunderung aus der Tiefe des Raumes Irenens Stimme ertönen hörte.

Beim ersten Schritt in den großen, weiten Stall vermochte sie nichts deutlich zu unterscheiden. In der dichten Dämmerung blinkte nur hie und da ein sanftes, rundes Rinderauge auf oder der blankgescheuerte Steinrand einer Krippe, auf den durch die Türöffnung ein wenig graue Helligkeit fiel. Die Luft war schwül zum Ersticken hier drinnen, und mit dem warmen Stallduft mischte sich beißend ein scharfer säuerlicher Geruch, der von einer gelbbraunen Flüssigkeit in der Tränke aufstieg.

Irene bemerkte die Eintretende sofort und erhob

sich hinter der Tränke von den Knieen, auf denen sie neben einem kleinen mageren Kälbchen gekauert hatte. Über ihrem dunkeln Wollgewand hing eine durchnäßte Schürze, die Ärmel hatte sie hoch hinaufgestreift und in der linken Hand hielt sie einen Milchkübel.

Als Ella voller Staunen näher kam, setzte sie den Kübel auf den Rand der Tränke und äußerte nur in tief befriedigtem Tone: „Es hat Nahrung genommen. Zum erstenmal. Aber jetzt ist die Gefahr überstanden. Ich wußte wohl, daß ich es durchsetzen würde."

„Hast du das Kälbchen gefüttert, von dem der Onkel gestern mittag sprach, und das so nach der Mutter schrie?" fragte Ella neugierig.

„Ja. Es gelingt langsam — langsam. Ich habe mit meiner Hand das Muttereuter nachgeahmt und es saugen lassen," entgegnete Irene und hob die milchbenetzte rechte Hand, indem sie ihr eine seltsame Form gab, „man muß sich dazu nur möglichst die Nägel herunterschneiden, natürlich. Die Mutter ist jetzt ganz getrennt, eine prachtvolle Kuh! Noch grämt und sehnt sie sich sehr, man kann's nicht ohne Kummer ansehen, aber leider ist der Schmerz ihr nicht zu ersparen."

Sie sprach tiefernst und von der Sache, die sie Ella schilderte, völlig eingenommen. Dann band sie die Schürze ab, trat vor die Tür, die sie weit aufriß, und schaute mit über die Augen gelegter Hand nach dem Milchkarren und den Mägden aus, die eben herankamen.

„Gut, daß du jetzt erst kamst," bemerkte sie dabei zu Ella, „gestern sagte ich dir, daß die Beschäftigung mit Musik mir nichts Intimes sei und ein Mensch mehr oder weniger mich nicht weiter störe, — aber hiermit ist es anders. Zwischen meinen Tieren und Pflanzen, da mag ich gern allein sein. Daher mied ich euch gestern morgen, dich und den Onkel, als ihr stundenlang jede kleinste Stelle des Gutshofes unsicher machtet."

Durch das Anfahren des Karrens wurde Ella jeder Antwort auf diese liebenswürdigen Worte überhoben; Irene rief den Mägden einige Anordnungen entgegen, und wie ihre Stimme dabei frostig klang, so wirkte auch ihr Gesicht beinah düster durch den gänzlichen Mangel an Wohlwollen und Heiterkeit darin. Mit gesenkten Augen, scheu und linkisch defilierten die kräftigen Landmädchen mit ihren Blechkannen, eine hinter der andern, an Irene vorbei in den Stall, während sie, einem dunkeln schmächtigen Schatten gleich, in der Frühdämmerung an der Holztür lehnte.

Draußen hatte inzwischen das Morgenlicht den Himmel der ganzen Breite nach rosig gefärbt. Der Nebel fing an, sich zu zerteilen, er wand sich in flachen Streifen über die Stoppelfelder und Wiesen, und am Himmel ballte er sich leicht zu harmlosen Wölkchen, die ziemlich eilig über der Landschaft dahinsegelten, als gelte es zur Frühstücksstunde noch ein Ziel zu erreichen, während man unten auf der Erde kaum etwas vom Winde spüren konnte, der sie hoch oben trieb.

Irene trat vor die Stalltür und warf einen prüfenden Blick über den rosigen Himmel.

„Es wird wieder ein wundervoller Tag, der reine Sommertag, — und ich denke, noch eine Reihe ähnlicher Tage," äußerte sie beinahe froh; ich freu' mich für das Obst. Den Obstgarten hast du noch gar nicht vernünftig angesehen, denn was der Onkel zeigt — —! Ich führe dich später hin; du mußt ja als künftige Landwirtsfrau Interesse dafür haben."

Ella nickte und entgegnete: „Ja gewiß, besonders nach allem, was ich schon davon gehört habe. Weißt du, neulich hörte ich, wie mehrere unserer gemeinsamen Bekannten die abenteuerlichsten Vermutungen darüber aufstellten, wodurch du zum Beispiel — du allein — die riesigen, büschelförmig wachsenden Haselnüsse erzielst."

„Durch Entendünger," sagte Irene.

„Durch —?"

„Entendung. Man muß den Enten ihren Aufenthalt in der Nähe der Büsche gewähren; zwischen Haselnüssen und Enten besteht eine geheime sympathische Beziehung."

Ella fing an zu lachen.

„Siehst du, das ist es: das menschliche Gelächter, wenn irgend etwas eine Nasenlänge übers Verständnis geht," fuhr Irene ohne alle Schärfe, nur mit einem bei ihr seltenen Eifer fort, „man fängt erst jetzt eben an, auf diese wichtigen und geheimnisvollen Zusammenhänge in der Natur zu achten, — ist das wohl glaublich?! Wo hat man bisher seine Nasen

und Augen und Ohren gehabt? — — Ich verwende Stunden, Tage, Wochen darauf, so etwas zu erraten. — — Aber ich höre zum Beispiel des Onkels Lachen noch, als ich ihm von der Benutzung der Hühnerbrutanstalt abriet. Die ganze Herrichtung derselben war ein wahrer Nonsens! so recht eine seiner Ideen!"

„Warum denn? warum rietest du ihm ab?" fragte Ella lebhaft interessiert.

„Warum? Weil die kleinen Küchlein aus der Brutanstalt in der dritten Generation ihre nützlichsten Instinkte einbüßen. Sie kennen nicht mehr die Signale des Hahns beim Futterfinden, sie verlieren die blinde Sicherheit ihres kleinen Lebens."

Ella schien etwas sagen zu wollen, was sie nur mit Mühe unterdrückte. Ein paar Minuten lang schwiegen beide und lauschten stumm dem unermüdlichen Jubilieren einer Lerche über dem Stoppelfelde zu Seiten der Ställe. Dann fuhr es Ella plötzlich heraus: „— Erkläre mir nun, — nein, das ist nun wirklich etwas, was ich gar nicht begreifen kann: du lebst in diesen Dingen so mit ganzer Seele, — gehst geradezu mit Hingebung in sie ein, — und doch hast du gestern so schroff behauptet, daß du gar nichts leiden magst, was dir nah auf den Leib rückt, und daß du nur genießen kannst, wo eine große Entfernung hergestellt ist."

Irene unterbrach sie brüsk: „— Wer redet denn von Genießen? Wer sagt dir denn, daß das für mich Genußgegenstände sind? Wie kannst du denn wissen, ob nicht für mich eine starke, sehr starke Selbstent-

äußerung dazu gehört? Habe ich etwa den Körper, oder die Gewohnheiten, oder die Nerven für Landarbeit —?"

„Das ist es ja eben, was ich nicht begreifen kann, Irene," meinte Ella schüchtern, „warum würdest du dich wohl dazu zwingen, und hierbei alles ertragen — selbst das trächtige Muttertier und das hungrige Kälbchen, während — während zum Beispiel Maleine dich so unbarmherzig fand."

„Ach, Maleine," wiederholte Irene mit einem verächtlichen Stirnrunzeln, „nun, da ist eben die Grenze für mich, da wird mir der Ekel riesengroß. Zwischen Pflanzen und Tieren kommt er noch nicht auf. Ihr Menschen, ihr isoliert und beklemmt mich mit hundertfachem Widerwillen, — aber zwischen diesen viel primitiveren Daseinsformen, zwischen ihnen, die noch so ganz unmittelbar aus dem Naturboden herauswachsen, da löst er sich ein wenig, — und ich selbst löse mich ein wenig von mir selbst, — und da tue ich vielleicht faktisch ein wenig, was ihr alle so ausgiebig und mannigfach und in immer neuen Sensationen und Leidenschaften und Liebschaften zu tun versucht, aber doch vergeblich versucht: ich verschmelze mit dem, was um mich ist —."

Ihr Gesicht war sehr ernst geworden und in seinem Ernst fast andachtsvoll.

Ella fragte nicht mehr. Sie schämte sich ihres Fragens plötzlich, und all des Unbeholfenen, Schweren, Plumpen, das der Mensch zum Menschen redet. Irenens Art, wenn sie mit dieser verschleierten Stimme

sprach, die wie matte Musik sein konnte, wirkte so suggestiv, daß Ella einen Moment lang nachzuempfinden meinte, wie man viel lieber eine kühle Blume durch die Finger gleiten lassen mag, als einen Menschen umarmen —.

Eine der Mägde kam mit den ersten noch dampfenden Blechkübeln voll schäumender Milch aus dem Stall, und Ella ging nach ihrem Glas, um es sich füllen zu lassen. Als sie wieder heraustrat, sah sie Irene nicht mehr vor der Tür. Der Morgen verging, ohne daß sie einander mehr begegneten. Aber wie auch die Mittagsstunde heranrückte, ohne daß Irene sich blicken ließ, und wie endlich ihr Bescheid an den Diener erging, für sie kein Gedeck hinzulegen, da wurde Ella unruhig und wollte sie aufsuchen.

„Um Gottes willen nicht!“ sagte der Onkel, der eben mit zwei wundervollen La France-Rosen zu Tisch kam und Ella darum bat, sich eine ins Haar und eine an die Brust zu stecken, „du brauchst dich um Irene nicht zu sorgen. Sie speist manchmal gar nicht, manchmal etwas ganz Drolliges, allein auf ihrem Zimmer, zum Beispiel irgend eine Grütze oder simple Suppe, zuweilen auch wieder lauter kleine Delikatessen. Wozu sie stören?“

Er schmunzelte ganz zufrieden beim Anblick der kleinen Tafel zu zweien, und bemühte sich, für Ella den angenehmsten und unterhaltendsten Tischnachbarn abzugeben. Bald waren sie auch alle beide in der heitersten Laune. Hier fühlte Ella sich nicht mehr unbeholfen und schwer und plump, hier fürchtete sie

nicht, irgendwo anzustoßen, zu verletzen oder mißzuverstehen. Sie brauchte sich in ihrer Lebhaftigkeit und Frische nur zu geben, wie sie war, um mit dem alten Onkel vortrefflich zu harmonieren und ihn ordentlich zu verjüngen.

Als sie beim Dessert anlangten, ließ der Alte in seines Herzens Freude Champagner aus dem Weinkeller heraufholen. Der selten mehr benutzte silberne Eiskübel wurde an den Tisch gebracht, der Propfen flog von der dickhalsigen Flasche, die altmodischen langen spitzen Kelchgläser klangen und des Alten rosig gefärbte Wangen röteten sich tiefer, wie bei einem Kinde, das übermütig die Schule schwänzt.

„Mit dir ist gut leben!" bemerkte er zu Ella und füllte ihr Glas von neuem, „ja, wenn du wüßtest, wie das war, als ich mit Irene zum ersten Male Champagner trank —. Seitdem hat er mir förmlich bitter geschmeckt, mußt du wissen."

Ella schwieg vorsichtig, weil ihr jetzt erst einfiel, daß des alten Onkels Gefühle Irene gegenüber ehemals ganz beträchtlich andere gewesen seien als jetzt, und daß jetzt vielleicht noch ziemlich viel von der Rankühne des Zurückgewiesenen in ihm ihr Wesen treiben mochte. Sie selbst hatte ihn gern in seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit, aber sie konnte sich ganz gut denken, daß vor einem Jahrzehnt diese sich in einem gefährlichen Übergangsstadium befunden haben mochte.

Nach ein paar ferneren Gläsern von sehr kaltem französischen Champagner erhielt die zunehmende Red-

seligkeit des Alten einen elegischen Anstrich. Er fing an, Ella von der Notwendigkeit zu unterhalten, nach dem Tode nicht begraben, sondern in einem Krematorium verbrannt zu werden.

„Nur nicht zur Erde zurück!“ erklärte er ganz feurig, „in Rauch und Flammen aufgehen soll des Menschen Hülle! Eine häßliche Vorstellung weniger würde dann am Tode kleben, und darauf kommt es an! Wenn wir nur erst selbst den Tod uns in unzerstörbarer Anmut denken könnten, würde vielleicht das Sterben festlicher, fast heiterer.“

„Mir ist wirklich das eine so unangenehm wie das andere,“ gestand Ella treuherzig, „und das Hübscheste am Tode fände ich noch, wenn es, am Ende eines schönen und langen Lebens, — ein Tod zu zweien wäre.“

Der Alte nickte beifällig.

„Achte nur darauf, daß man mich wirklich verbrennt, denn Irene, die ist für den Erdhaufen,“ sagte er und kam in seinen Gedanken immer wieder auf Irene zurück; „sie behauptet, so ein Erdhaufen, aus dem es grünt und sprießt, sei etwas Köstliches. Sie denkt gleich an den Dung, — siehst du, das ist wirklich ihre Spezialität, — Entendung und Gräber,“ konstatierte er trübe.

Ella, der des alten Onkels Stimmung bedenklich zu werden begann, ermunterte ihn dazu, die Festtafel zu zweien jetzt aufzuheben, um sich in seinem Zimmer ein wenig aufs Ohr zu legen.

„Nun gut, Liebste, Schönste,“ entgegnete er ge-

horsam und hob aufstehend sein Kelchglas gegen sie, „dann laß uns noch einmal anstoßen: auf unsere Seelenverwandtschaft, nicht wahr? Denn ich passe doch wirklich viel besser zu dir als Irene, ist es nicht so? Du wirst mich ihr vorziehen, weil ich vergnügter bin, — — weil wir beide vergnügter sind —"

Ella nickte, stieß mit ihm an und trank aus.

„Jugend strebt zu Jugend!" bestätigte sie übermütig und war sich ziemlich im unklaren darüber, ob sie selbst noch weit von einem Champagnerschwips sei.

Nachdem sie den Alten sorgsam in seine Stube geleitet und es ihm auf seinem türkischen Diwan mit allerlei Kissen und Decken bequem gemacht hatte, richtete er sich nochmals auf und horchte nach dem Fenster hin.

„Irene spielt nicht," murmelte er, „wenn sie doch spielen wollte, — mich einlullen. — — Tafelmusik — — Schlummermusik; ach, ich bitte dich, suche sie auf und sage ihr, daß sie mir altem Mann den Gefallen tun soll," fügte er fast kläglich hinzu, und die tiefe Müdigkeit lähmte seine Zunge.

Ella ging leise hinaus. Unaufgefordert zu Irene ins Zimmer kommen mochte sie nicht, so durchschritt sie wie gestern den Obstgarten und fand auch wieder die Glastür weit offen, doch war das Zimmer heute leer.

Ella kehrte um und trat aus der Gitterpforte des Gartens ins freie Feld. Da, mitten in einer hochhalmigen Wiese, die kein Mäher berührt hatte, stand Irene. Um sie herum machte ein ganz junges Füllen

groteske Sprünge, wobei aber seine langen, ungelenken Beine und der unverhältnismäßig schwere Kopf es fortwährend ins Straucheln brachten. Irene neckte das Füllen und spielte mit ihm, bald klang dessen lautes Wiehern, bald ihr helles Auflachen über die wogende, duftende Wiesenfläche hin, und bei jeder raschen Bewegung, die sie tat, fiel Irene das lose Haar über Stirn und Augen. Träge ruhte die Mutterstute dicht dabei und schaute, kleekauend, mit schläfrigen Augen zu.

Wer Irene so aus dieser Entfernung sah, konnte sie dem Wuchs und den Gebärden nach für ein halbwüchsiges Mädchen, das auf der Wiese tollt, halten.

„Und das ist es also, worüber sie die Musik vergessen hat!" dachte Ella und starrte sie an wie ein Rätsel. Ihr schien, als müsse es Irene peinlich sein, hierbei ertappt zu werden, und schon wollte sie sich leise zurückziehen.

Da rief Irene über die Wiese: „Warte doch, ich komme schon, wollte dich ohnehin sprechen!" Und bereits kam sie heran, während das Füllen, den dünnen Schweif schlagend, ihr erstaunt nachsah.

„Du findest das Tier gewiß ungeheuerlich häßlich, nicht wahr?" fragte sie und strich sich das Haar aus dem heißen Gesicht, „aber das seidenweiche Fellchen solltest du nur anfühlen! Und im Handumdrehen wird's schön werden, — wunderschön."

Ihre Augen, die sehr geschwächt waren und wenig Licht vertrugen, mit der Hand beschattend, schaute sie

auf die Wiese zurück, über der die Nachmittagssonne breit flimmerte und zitterte.

„Ist das nicht eine Art von Paradies, das Leben dieses kleinen Füllens, das hier auf derselben Wiese geboren worden ist und sie für den großen Weltgarten hält?" bemerkte sie, „das eigentlich von nichts weiß, als von diesem hochhalmigen Gras und roten Klee unter sich, vom blauen Sonnenhimmel voll Sonne über sich und vom warmen, atmenden Mutterkörper, der ihm Nahrung, Zuflucht und Nachtlager ist? Ja, sicherlich ist das ein Paradies. Und es ist gut, daß das Tier nicht vernehmlich reden kann und uns das Paradies seines Lebens schildern, sonst würde uns alle die Sehnsucht blaß und krank machen."

„Wie bist du heiter und wie siehst du hell aus," sagte Ella froh, „und ich war in Sorge um dich, weil du nicht zu Tisch erschienen bist."

Irene schüttelte leicht den Kopf und schlug den Weg ins Haus ein.

„Wenn ich froh scheine, so ist es dein Verdienst," entgegnete sie, „ich will es dir schon erklären. Wolltest du jetzt in dein Zimmer gehen? Kann ich dich vielleicht dorthin begleiten?"

„Ja, gewiß, wenn du mir eine Freude machen willst." Ella ging den kürzesten Querweg durch den Park in ihre Stube, die im Erdgeschoß neben den allgemeinen Wohnräumen lag. „Der Onkel wird jetzt wohl seit langem eingeschlummert sein und deine Musik nicht mehr vermissen."

„Er wird sich schon leicht genug daran gewöhnen,

oder sich ein anderes Schlummerlied ausdenken. Denn nun kommt bald auch ganz anderes Leben ins Haus, wenn du deinen Landwirt heiratest und hierherziehst und auch deine beiden kleinen Brüderchen mitnimmst, für die du jetzt ja auch noch sorgen mußt," sagte Irene.

Ella blieb beim Eintreten in ihr Zimmer unwillkürlich auf der Schwelle stehen. „Wie meinst du das?" fragte sie verständnislos.

Irene setzte sich mitten auf den Diwan, hob den Kopf und fuhr ruhig fort: „Der Alte wird förmlich aufleben! Und ihr alle werdet im Glück und in Arbeit um ihn leben. Er wird euch nämlich die Gütereien ein für allemal testamentarisch vermachen."

„Mein Gott, redest du denn irre!" rief Ella jetzt erschrocken und kam zu ihr, „ich war ja noch eben mit dem Onkel Geyern zusammen. Er weiß von nichts."

„Er wird es morgen wissen," versetzte Irene, „denn es ist das Vernünftige und Richtige, und ich übernehme es, alles einzurichten. Vertraue mir darin nur ganz. Der Alte macht sich selbst damit die innigste Herzensfreude, und meinem Willen folgt er stets, trotz allem Gebrumm, — denn er fühlt ja doch nur zu gut, wie sachlich meine Entscheidungen sind, wie wenig subjektiv beeinflußt —"

Ella war vor ihr niedergestürzt und hatte ihr Gesicht in Irenens Schoß hineingedrückt. Sie weinte.

In Irenens Züge trat ein Ausdruck von Leiden.

„Nimm dich zusammen!" sagte sie kurz, „nimm es doch als gegeben und selbstverständlich, und be-

nimm dich auch so. Es handelt sich ja nicht um einen Weltumsturz. Wie kann man sich um so etwas dermaßen erregen."

„— Ich kann's ja noch gar nicht glauben!" rief Ella glückselig heraus aus ihren Tränen und blickte auf mit nassen, strahlenden Augen, die wie die Augen eines beschenkten Kindes aussahen, „— sich das nur vorzustellen, daß wir jetzt endlich, — endlich, — und so plötzlich —; und daß wir in unserem ganzen Glück hier um dich leben werden, — o Irene, auch alle für dich —"

„Mir scheint, du träumst," bemerkte Irene kühl und ablehnend, „ich werde ja gar nicht dabei sein. Ich werde demnächst von hier fortgehen."

„Du wirst fortgehen?!" Ella schaute sie erschrocken an und griff nach ihren Händen, „— gerade jetzt? Aber wohin, warum? O Irene, ich glaubte ja, du hättest mich doch im Grunde lieb und wolltest mich deswegen gern hier haben, — lieber, als mit dem alten Onkel allein hausen."

Irene lächelte unmerklich, ein nur ihr eigenes Lächeln, das nur um die feinen Mundlinien huschte, ohne den Blick zu beleben.

„Wenn der Alte nicht mit mir hier wäre, gefiele es mir freilich noch besser. Aber wenn es schon die Umgebung eines Menschen sein muß, dann doch noch am liebsten die des Alters. Hingegen mit euch Jungen, —" sie warf einen seltsamen Blick über Ella hin und fügte leiser hinzu: „— wenn du erst bist — wie Maleine —"

Ella kämpfte rasch die peinliche Empfindung herunter, die sie bei Irenens Worten überfiel; die starke, warme Dankbarkeit in ihr und ein fast jauchzendes Glücksgefühl überfluteten alles. Dennoch kam ihr nun erst wieder zum Bewußtsein, wie weit — wie so unendlich weit voneinander sie standen, gerade jetzt, wo sie sich durch Irenens Handlungsweise so nah schienen.

Sie bemerkte schüchtern: „Aber, liebe Irene, dann ist ja alles dies nur ein Verlust für dich! Du gehörst ja so ganz hierher. Du hängst an jedem Pflänzchen, jedem Tier, jedem Stein hier, — mehr als an irgendwas sonst!"

„Pflanzen, Tiere, Steine und ähnliches gibt's eben überall, die sind doch nicht an das Gut des Onkels Geyern gebunden," versetzte Irene achselzuckend, „dadurch unterscheiden sie sich ja eben so angenehm von den menschlichen Gegenständen, an die ihr euch zu hängen liebt, und von denen jeder so schrecklich individuell tut. Mir gilt das gleich. Ich werde in jedem Grashälmchen und jeder Wolke finden, was ich nötig habe. Mein ist nicht das Gut des Alten, denn mein ist das ganze All."

„Nein! trotzdem ertrag' ich's nicht! Daß wir dich von hier verjagen sollen, ertrag' ich nicht!" rief Ella lebhaft und sprang auf, „du magst das nun beschönigen, wie du willst, es bleibt ja dann doch ein ungeheures Liebesopfer, eine Verzichtleistung von solcher Selbstlosigkeit —"

Irene wurde ungeduldig.

„Opfer! Verzichtleistung! Ich will dir etwas sagen, Ella, es ist lästig, daß man dir alles so überdeutlich erklären muß, damit du es nicht nach der Schablone beurteilst. Siehst du, viel gelernt magst du haben, und sogar über allerlei nachgedacht, was man so nennt, aber besonders gescheit bist du nicht, Liebe."

„Du bist ein edler Mensch, Irene! Und das redest du alles nur, um es zu verhüllen," beharrte Ella ohne Empfindlichkeit.

Irene seufzte.

„Sahst du denn nicht vorhin auf der Wiese, wie froh ich aussah? Und erklärte ich dir nicht, du seiest schuld daran? Nun also. Du hast mich auf einen Gedanken gebracht, der mich froh machte, — wie soll ich das deinem hausbackenen Verstand nur erläutern? In mir wirkte dein Wort von gestern abend nach, daß solche Wesen wie ich beiseite treten sollten, — nein, fahr jetzt nur nicht gleich auf! — nun, und da begriff ich irgendwie, daß ich mich vielleicht in eine bessere, reinere Harmonie mit allem setzen könnte, wenn ich das wirklich einmal täte. — — Dem Gefühl nach kann ich nicht mit euch verschmelzen, ich vermag es nicht, — aber durch eine solche Handlungsweise kann ich es bis zu gewissem Grade: ich klemme mich nicht mehr störend zwischen eure Andersartigkeit, sondern gebe ihr Raum, — und gewinne so auch ein wenig Teil daran."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, weil Ella an ihrem Halse hing und ihren kühlen, blassen Mund mit Küssen bedeckte, aber sie wehrte sich dagegen.

„Sprich nicht so, — ich kann dich gar nicht so sprechen hören, — du hast ein besseres Herz als wir alle," bat Ella stürmisch, „und darum kann es auch so nicht bleiben! Nein, gewiß nicht! Mag der Anfang sein, daß du selbstlos am Glücke anderer baust, — das Ende wird dein eigenes Glück sein, und du wirst noch leben und lieben und jubeln wie ich!"

„Nie wird ein zartes Wiesenhälmchen zu einem Fruchtbaum," antwortete Irene überlegen und suchte die Aufgeregte zu beruhigen, „laß gut sein. Nur auf dem kleinsten, bescheidensten Posten kann ich dem Leben und seinen Zwecken dienen, — mitmachen kann ich nicht. Wenn du dich im warmen Egoismus deiner Verliebtheit an deinen Mann lehnst oder das Säugen deines Kindes als Genuß fühlen wirst, so steckt schon selbst in alledem ein unendlich viel größerer Aufwand von Gefühl als in meiner ‚Verzichtleistung' für euch."

Sie machte sich aus Ellas Armen frei, als ertrüge sie nicht länger die Liebkosungen, die sie widerstrebend geduldet und absolut nicht erwidert hatte. Dann ging sie schweigend und in sich gekehrt im Zimmer auf und ab.

Die Sonne leuchtete schon ziemlich tief durch die großwipfeligen Buchen und Birken des Parkes und füllte in schrägen Strahlen das ganze Gemach mit einem ruhigen Goldlicht, das wie eine verklärte Helligkeit über jedem Gegenstand lag.

Irene mochte dadurch an die späte Nachmittagsstunde erinnert werden; sie hielt in ihrem Auf- und Abschreiten inne.

„Man erwartet mich im Gesindehaus," bemerkte sie, „dies hier war ja auch eine ellenlange Unterredung! Du, bleib hier und schreib den Brief, der dir nun wohl schon auf dem Herzen brennen wird, Frau Landwirtin."

Und an Ella herantretend und ihr in das rosige, leuchtende Mädchengesicht blickend, fügte sie langsam hinzu: „Ich wünsche dir Glück. Du wirst allerlei Glück empfinden — es gibt ja mehrere Sorten davon, — aber eines — meines — werdet ihr doch nie empfinden. Wenn ihr auch gern hier auf dem Gute lebt und jedes Stück lieb gewinnt, als Landwirte und als Menschen — so wie ich macht ihr es euch doch nicht zu eigen. So gleichwertig, Größtes wie Geringstes, als sei alles eins! und als sei es nicht etwa nur für uns Menschen da, sondern in eigener Schönheit waltend von Ewigkeit zu Ewigkeit, — und wir selbst nur ein Teilchen, ein winziges, davon, das demütig mit überfließt ins gewaltige Ganze."

Plötzlich sagte sie in verändertem Ton, — mit einem fast gequälten Ton in der Stimme: „Weißt du, Künstler empfinden den Dingen gegenüber ähnlich. Am ehesten noch Künstler. Daher hab' ich wohl in manchen Augenblicken gedacht — vermessen gehofft — da läge Rettung für mich. Aber ich bin kein Künstler, — — bin unfruchtbar," schloß sie ganz leise, wie man Schande eingesteht.

Sie war bei ihren letzten Worten erblaßt.

Langsam wandte sie sich zur Tür.

Ella hatte während der ganzen Zeit mit niederhängenden Armen dagestanden und sie großen Auges angeschaut. Jetzt sagte sie in dringendem Flehen: „Irene! — geh nicht so fort! Sieh, wie soll ich dir danken, — selbst wenn ich dich umarme, ist dir's unangenehm. Nicht ein einziges Mal hast du mich geküßt oder lieb berührt. Irene, — entlaste mich — laß mich dir nah sein, — mich verbrennt's!"

Irene hob die Hand, seltsam, fast feierlich, wie jemand, der segnen will. Aber die Hand streckte sich, glitt mit geöffneten Fingern von Ellas Haar auf deren weichen Nacken, in zögernder, fast scheuer Liebkosung. Und wieder fühlte Ella insgeheim, wie an jenem ersten Abend des Wiedersehens mit Irene, das Suchen und Beben in diesen tastenden Fingern, — etwas wie eine Sehnsucht oder eine Frage, oder auch nur eine Bangigkeit, die sie nicht verstand; und als nun Irene ihr Gesicht in die kühlen Hände nahm, um sie auf den Mund zu küssen, da durchschauerte es sie und sie schloß unwillkürlich die Augen — —

Kaum jedoch hatte Irene leise das Zimmer verlassen, als Ella zum Fenster stürzte, es weit aufriß und sich hinauslehnte. — Wenn sie wirklich ins Gesindehaus ging, so mußte sie die Buchenallee entlang hier in einiger Entfernung vorbeikommen.

Der Himmel brannte. Wie wenn sich an der untergehenden Sonne längs der ganzen westlichen Horizontlinie die Landschaft zu lodernden Flammen entzündet hätte, färbte ein tiefes, purpurnes Rot den gesamten Hintergrund, von dem sich die Bäume des alten

Parkes in fast feierlicher Regungslosigkeit abhoben. Ganz sonderbar kohlschwarz standen sie gegen diese Feuerwand da.

Jetzt kam Irene. Langsam schritt sie und der Saum ihres Gewandes berührte die Erde. Ein paarmal blieb sie stehen und streckte den Arm nach den herbstlichen Zweigen aus, als ob sie sich von den bunten Blättern pflücken wollte. Und dann unterschied sie sich kaum von den Bäumen — kohlschwarz gegen purpurrot auch sie — und Äste und Zweige und alle Linien ringsum schienen sich hinter dem Rücken der Sonne zu neuen bizarren Formen zu verbinden, in denen Irenens erhobener Arm und feine Rückenlinie nur ein paar dunkle Linien mehr bildeten.

Ella faltete die Hände und sah ihr mit heißen Augen nach. Vor ihren Augen schwirrte und flirrte es vor lauter ungestümem, in seinem Ungestüm fast schmerzhaftem Glück, es überfiel sie förmlich mit all seinen plötzlichen Zukunftsbildern, die sich gegenseitig jagten und verdrängten. Irene dankte sie das alles, Irene hatte ihr das Lebensglück ins Zimmer gebracht, wie man eine Rose bricht und ins Fenster wirft. Aber erst in der Minute, in der Irene selbst sie verließ, empfand sie es ganz und fiel ein letzter Bann von ihr ab.

Sie wollte ihr danken, so gerne, so gerne! Aber sie vermochte nichts zu denken, nichts zu fühlen, als nur das Glück, — und von diesem warmen Glück stand Irene so weit — so weit! Da schritt sie nun zwischen den großen, alten Buchenbäumen hin, zart

und schmächtig und den Kopf ein wenig gebeugt, wie in lastender, müder Traurigkeit, — und Ella zog sich plötzlich das Herz zusammen und ihr war, als müsse sie ihr noch etwas nachrufen, — laut, laut, — und als ginge Irene langsam von ihr, immer ferner und ferner von ihr, nicht nur mit den paar Schritten, die sie tat, sondern immer ferner ihrem Dank und ihrem Verstehen. — —

Ella preßte beide Hände vor die geblendeten Augen.

Nein, das wollte sie Irene immer gedenken, was diese getan, lebenslang und bis an den Tod. Nur jetzt, nur im ersten Rausch und Jubel, da entglitt sie ihr gleichsam. — War das schon Undank? Immer wieder würde Irene ja doch vor ihr stehn, wie ein Blick aus dem Dunkel, wie eine große, traurige Gebärde. — Nur jetzt — nur jetzt nicht! Erst etwas vom Vollglück, etwas von der herrlichen Fülle des Lebens, — doch dann, ja, dann sollte Irene es sein, die einen breiten Raum einnahm in ihr und immer zugegen war, — aber später, — — — später, — — ja, doch vielleicht erst viel, viel später, — — — im Alter, — erst im Alter, — — — — — — — — — — im Tod —.



Lou Andreas-Salomé:

Ruth

Erzählung. Dritte Auflage

Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.



Aus fremder Seele

Eine Spätherbstgeschichte. Zweite Auflage

Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark



Fenitschka. Eine Ausschweifung

Zwei Erzählungen

Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.



Ma

Ein Porträt. Zweite Auflage

Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.



Im Zwischenland

Fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen

Zweite Auflage

Inhalt: Im Zwischenland — Vaters Kind — Eine erste Erfahrung — Die Schwestern — Wolga

Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.













JWB 12/91

